

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

JOSE LANDOWSKY

Arzt im Dienst des Chefs der sowjetischen Polizei

*SYMPHONIE
IN
ROTES MAJOR*

Übersetzung von
MAURICIO CARLA VILLA
"MAURICIO KARL"
Leitartikel
UNS

MADRID 1952

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Yo

SIE KLOPFEN AN MEINE TÜR

Es klopfte an meiner Schlafzimmertür.

Ein solch triviales Ereignis stellt in der UdSSR immer ein psychisches Trauma dar.

Das Klopfen ist ein Vorbote des Unbekannten; es löst Erschrecken und Angst aus, denn oft ist es der Terror selbst, der an unsere Tür klopft. Erst beim Öffnen lässt sich feststellen, wer der Besucher ist: ob es ein Schmuggler von Saccharin oder Schmalz ist, ein Parteimitglied, das einen zu einer neuen Mitgliedschaft „einladen“ will, ein zurückkehrender Verwandter oder einer der tausend Menschen, die einen brauchen könnten. All dies rechtfertigt nicht die Momente der Angst, die wie Ewigkeiten erscheinen, die vom Moment des Klopfens bis zum Öffnen vergehen, wenn der Besucher den Grund seines Besuchs erklärt. Doch die Möglichkeit, dass es sich um einen GPU-Agenten handelt, lässt den Puls jedes russischen Bürgers, ungeachtet seines Ranges, Status oder seiner Lage, jedes Mal schneller schlagen, wenn das Echo eines Klopfens an seinem Ohr ankommt.

Eine gemeinsame Vorsichtsmaßnahme wurde von allen Familien getroffen. Jede Familie ruft auf eine besondere Weise an. So wird der Besucher als enger Verwandter oder enger Freund identifiziert, da alle sehr darauf achten, den vereinbarten „Code“ zu verwenden.

Doch an diesem Tag war er kein Fremder. Das scharfe Klopfen, das ich als Aufforderung deutete, erschreckte mich besonders.

Ich blickte mich instinktiv um. Durch die Tür, oder besser gesagt die türlose Tür meines Zimmers (ich habe zwei Zimmer, eines für die ganze Familie – wir sind zu fünft – und ein anderes als Arbeitszimmer), sah ich meine älteste Tochter Maria über dem kleinen Ofen stehen, eingehüllt in eine Rauchwolke, und Elena, die Jüngste, die einen alten Mantel aus Papierfetzen, Scheuerschwamm, Werg und allerlei anderen Stoffresten „herumkroch“. Sie nähte ihn zwischen zwei verblichene Stücke Perkalstoff, die einst ein Vorhang, eine Tagesdecke, ein Handtuch und ich weiß nicht was noch gewesen waren und nun das Futter für den Mantel meines Sohnes Nicolas bildeten.

Ich glaube, der Abstand zwischen den beiden Anrufen betrug nur wenige Sekunden.

Zwei scharfe, autoritäre, ungeduldige Klopfergeräusche ließen das Holz erzittern.

Meine beiden Töchter standen still und musterten sich und mich mit fragenden Blicken. Ich ging zur Tür, während Maria die Ikone der Jungfrau von Iberien abnahm und sie an ihre Brust drückte.

Ich habe es geöffnet.

—Dr. Landowsky?...

„Ja. Was wollen Sie?“ Ich hatte die Tür unauffällig hinter mir geschlossen. Der Mann, der eine gut erhaltene schwarze Lederjacke trug, zog einen *Ausweis aus seiner linken Tasche* und zeigte ihn mir. „NKWD!“, riet ich, anstatt zu lesen. Ich muss kreidebleich geworden sein. Er lächelte, und ich wollte sichergehen, dass er es nicht ironisch meinte.

Keine Sorge, es geht nur darum, deren technische Dienste in Anspruch zu nehmen. Du musst mitkommen.

Ich wollte ihm glauben, aber ich konnte es nicht. Es könnte eine Lüge sein.

—Kann ich mit meinen Töchtern sprechen und sie bitten, ein paar Besorgungen zu erledigen?

—Selbstverständlich ganz nach Ihren Wünschen...

Das beruhigte mich noch mehr. Und da ich höflich sein wollte, lud ich den Agenten ein:

—Möchten Sie hereinkommen?... Ich werde ihnen sagen, dass er ein Mitarbeiter des Zentrallabors ist..., okay?

—Gut, sehr gut... wie Sie wünschen.

Wir gingen hinein. Meine beiden Töchter sahen mich voller Angst an. Ich versuchte, ihnen so gut wie möglich Mut zuzusprechen. Sie standen beieinander, scheinbar in einer Abwehrhaltung.

„Ein Moment, meine Töchter. Eine sehr dringende Analyse; ich muss gehen. Hier“ – und ich deutete auf den *Tschekisten* – „ist ein Genosse aus dem Labor.“

Ich nahm meinen Mantel. Ich küsste meine beiden Töchter leise und unterdrückte die Gefühle, die mich beim Abschied überkamen. Ich ging hinaus und ein paar Schritte in den Nebenraum. Ich konnte dem Drang nicht widerstehen, mich umzudrehen; da standen sie, als Silhouetten im bläulichen Licht des Türrahmens; zusammen, ganz nah beieinander, ihre Münder lächelnd, ihre Augen voller stummer Besorgnis. So musste ich sie bis zum letzten Augenblick meines Lebens sehen... Meine Frau und mein Sohn waren nicht zu Hause.

Der Nachbar, der das Zimmer bewohnte, durch das wir gerade gingen – ein Nachtschichtarbeiter bei der U-Bahn –, setzte sich in seinem Bett auf, blickte uns mit verschlafenen und dümmlichen Augen an, drehte sich um und murmelte etwas vor sich hin.

Wir gingen die Straße hinunter. Überraschung! Ein Auto wartete auf mich: ein Auto für Menschen, nicht ein unheilvoller Lastwagen zum Transport von Gefangenen.

Der Portier – Verzeihung, der „Genosse, der das Haus leitet“ – erwartete uns auf dem Bürgersteig. Diese überhebliche und wichtigtuerische Art, die mich so sehr gestört hatte, war verschwunden. Er begrüßte seinen „Kollegen“ – jeder Portier ist, allein schon aufgrund seines Amtes und ohne weitere Qualifikationen, ein Diener der GPU –, aber ungewöhnlicherweise begrüßte er mich auch mit einem herzlicheren, ja fast zeremoniellen Gruß. Hielt er mich etwa für ein Mitglied dieser „Institution“?

Wir stiegen ins Auto. Es sprang sofort an. Mein Begleiter suchte mit einem freundlichen Lächeln in seiner Tasche. Ich beobachtete ihn unauffällig. Er hätte genauso gut ein Taschentuch wie eine Pistole hervorholen können. Es war keines von beidem: Er zog eine Schachtel Zigaretten heraus und bot mir eine an, eine echte *Inturist*, fünf Rubel das Stück, erschwänglich nur für Kommissare, Tschekisten, ausländische Delegierte und andere angesehene Persönlichkeiten. Ich nahm sie gern an; als Kettenraucher konnte ich mich kaum erinnern, wann ich das letzte Mal eine anständige Zigarette geraucht hatte. Die Aufmerksamkeit war durchaus angenehm. Würde ich etwa eine schillernde Persönlichkeit werden?

Durch die beschlagenen Fenster glaubte ich, die Umrisse der Lubjanka-Straße erkennen zu können, die sich gut in mein Gedächtnis eingepägt hatte, obwohl ich seit der Zeit vor der Revolution nicht mehr dort entlanggegangen war. Nichts Ungewöhnliches; es wäre selten, dass ein Moskauer sie nicht auf den ersten Blick erkennen könnte, so oft kommt sie ihm in den Sinn, sei es im Traum oder im Wachzustand.

Das Auto geriet ins Schlingern; es machte einen kleinen Ruck und sein Innenraum wurde dunkler. Mir wurde klar, dass wir irgendwohin gefahren waren; höchstwahrscheinlich in den Lubjanka-Innenhof. Das Auto bremste und hielt an. Mein Begleiter stieg aus.
—Wir sind angekommen.

Ich stieg aus; wir standen vor einem relativ großen Tor. Zwei Wachen asiatischer Herkunft, ich weiß nicht, ob Chinesen oder Mongolen, bewachten das Tor mit aufgezogenen Bajonetten. Sie rührten sich nicht; sie schienen wie erstarrt. Ich überschritt die Schwelle und folgte meinem freundlichen Fahrer.

Wir bleiben im Türrahmen stehen. Mein Begleiter stellt sich vor und zeigt seinen *Ausweis*, obwohl er dem Mann hinter dem Tisch offensichtlich gut bekannt ist. Ich muss die gleiche Formalität durchlaufen und mich mit meinem Inlandspass ausweisen. Einige Papiere werden überprüft.

Wir können hindurchgehen. Wir gehen einen kurzen, menschenleeren Korridor entlang. Wir erreichen eine weitere kleine Tür, die ebenfalls von zwei Wachen bewacht wird; es ist die Aufzugstür, durch die wir eintreten.

Wir steigen kurz auf. Das Flugzeug hält an, und wir steigen aus. Zwei weitere Wachen. Ein weiterer Korridor, heller als der vorherige. Am Ende stehen weitere Wachen, ein Tisch und zwei Männer in Zivilkleidung. Wir gehen in diese Richtung. Mein Führer geht voran. Er stellt sich erneut vor. Ich tue es ihm gleich. Sie konsultieren ein Buch. „Gehen wir hinein.“ Die Tür öffnet sich. Ein mittelgroßer Raum. Zwei weitere Männer sitzen da und gähnen gelangweilt. Sie stehen träge auf, als sie uns eintreten sehen.

„Kommen Sie näher, Genosse“, sagt der Agent zu mir.

Die beiden Männer kommen auf mich zu. Sie strecken mir die Hände entgegen, und ich glaube, sie werden... Moment mal. Ich erschrecke. Aber mein Partner beruhigt mich.

—Eine kleine Formalität, Genosse. Wir müssen ihn durchsuchen...

Ich lasse es zu und seufze zufrieden; die Spuren dieser beiden Typen waren nicht beruhigend.

Mit der Geschicklichkeit von Experten durchkämmen sie jede Stelle meiner Kleidung, untersuchen sie gründlich und beschnuppern sie. Sie müssen zufrieden sein, denn sie lassen mich in Ruhe. Alles, was sie behalten, ist eine kleine Tube Borsäuresalbe für meine Nasenentzündung. Ich habe keine Ahnung, welche Gefahr sie darin vermutet haben könnten.

Meine Sekretärinnen drehen mir den Rücken zu, und ich folge dem Agenten. Eine weitere Tür, ein weiterer Flur. Im Hintergrund sind zwei weitere Wachen zu sehen. Ich muss in dem Raum warten, den sie bewachen.

„Warten Sie hier. Machen Sie sich keine Sorgen, wenn ich einen Moment brauche; der Chef könnte beschäftigt sein und etwas länger brauchen, um Sie zu empfangen. Hier, nehmen Sie das, beschäftigen Sie sich in der Zwischenzeit.“ – Damit warf er seine Zigaretenschachtel auf den Tisch in der Mitte und ging ohne weiteres Gerede. Ich hörte, wie der Schlüssel umgedreht und aus dem Schloss gezogen wurde; eine Vorsichtsmaßnahme, die ich nicht verstand, da die üblichen Wachen ja noch da sein mussten.

Wer bin ich? Was mache ich hier?

Ich schaue mich um. Der Raum hat keine Fenster und wird *künstlich* beleuchtet.

In der Mitte stand ein Tisch, vier Stühle und das obligatorische Stalin-Porträt. Er betrachtete es, und es erwiderte meinen Blick mit diesem typischen Augenzwinkern, das man auf all seinen Porträts sieht; kein Russe weiß, ob er lachen oder zubeißen wird.

In dieser angenehmen, weinseligen Gesellschaft setze ich mich. Meine Nerven entspannen sich etwas, doch als ich eine Zigarette nehme, merke ich, dass meine Hand leicht fiebrig ist. Ich rauche und spüre eine gewisse Ruhe. Ich rauche die Zigarette zu Ende; mir ist bewusst, dass nicht viel Zeit vergangen sein kann, aber es fühlt sich lang an. Ich sitze regungslos auf dem Stuhl. Kein Laut. Minuten vergehen. Ich höre nur ein

Die Tür knarrt. Sind sie etwa wegen mir gekommen? Nein; Stille kehrt zurück.

Wieder ein Knarren. Werde ich beobachtet?, frage ich mich. Nein; schließlich deuten wir dieses Geräusch.

Es sind die Sohlen der Wächter, die zweifellos jedes Mal stöhnen, wenn einer von ihnen das Gewicht auf einen anderen Fuß verlagert.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort geblieben bin. Es ist bekannt, dass eine Uhr in der Sowjetunion ein unerschwinglicher Luxus ist. Alles wegen der „Schwerindustrie“! ... Die müden Füße der Wachen knarnten immer wieder. Ich rauchte vier Zigaretten, hätte aber gern alle neun geraucht, die mir der freundliche Tschekist gegeben hatte. Ich beherrschte mich jedoch; ich dachte daran, wie gut die restlichen fünf zu Hause schmecken würden, wenn diese Tortur endlich vorbei war.

Ich hörte Schritte näherkommen. Bis dahin hatte ich keine anderen gehört. Ich schloss daraus, dass mein Anliegen sehr wichtig sein musste, wenn man mich in diesem geschäftigen Lubjanka-Viertel an einen so ruhigen und abgelegenen Ort gebracht hatte. Der Schlüssel klickte, und die Tür öffnete sich. Es war mein Begleiter, dem ich eines meiner freundlichsten Lächeln schenkte. Er bedeutete mir, zu gehen.

—Der "Chef" erwartet dich, folge mir.

Wir gingen den Korridor entlang. In dem neuen Raum, den wir betraten, bemerkte ich eine größere Eleganz, einen gewissen Luxus, der sich in der Qualität der Möbel und einem feinen Teppich zeigte. Auch die üblichen Wachen fehlten nicht. Mir fiel auf, dass es keine gewöhnlichen Soldaten waren; sie trugen schwarze Lederjacken, blitzsauber, fast glänzend; dazu Mützen und sehr breite Gürtel; an denen Pistolen mit unverhältnismäßig langen Schäften hingen, die durch riesige Magazine noch verlängert wurden. Ihr Anblick war wahrlich finster; man konnte den Rang der Person erkennen, die mir die Ehre zuteilwerden ließ, mich zu empfangen. In einer Ecke des Raumes saß eine winzige Gestalt, deren Kopf durch einen sauberen Scheitel in zwei Hälften geteilt war; ihr Gesicht war ganz von einer Brille verdeckt, und sie beugte sich konzentriert über einige Papiere. Diese biologische Unbedeutendheit musste von großer Bedeutung sein. Mein Begleiter wagte es nicht, sie anzusprechen; sie streckte sich nur, und ich hörte das klackernde Klacken ihrer Absätze. Sie stand still, erwartungsvoll. Es war offensichtlich, dass dieser Schurke unsere Anwesenheit bemerkt hatte, doch er sah keine Notwendigkeit, uns anzusehen. Er vertiefte sich weiter in die Papiere; zweifellos war er kurzsichtig, und das Dokument war von äußerster Wichtigkeit.

Eine Sekunde verging. Schließlich blendete uns das schillernde Licht dieser Linsen mit ihren unermesslichen Dioptrien wie zwei Scheinwerfer vom Olymp. Er hob selbstgefällig seine volle Nase und zog die Augenbrauen hoch. Plötzlich griff er nach einem Bleistift und zeichnete ein geheimnisvolles Symbol auf eine Art Raster, das er zuvor eingehend betrachtet hatte. Zufriedenheit spiegelte sich in seinem hageren Gesicht wider.

„Teuflischer Schlüssel“, dachte ich mir...

Ich hielt meinen Pass bereits in der Hand. Der kleine Mann reichte mir seinen. Ich gab ihn ihm, bemerkte aber vorher sofort, dass seine Nägel offensichtlich frisch manikürt waren. Er betrachtete ihn, als ob er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte; das bürokratische Ritual wurde mit akribischer Sorgfalt vollzogen. Ich wagte einen Blick auf das geheimnisvolle Dokument, das er neben seine Mappe gelegt hatte. Welch eine Enttäuschung! Es war ein Kreuzworträtsel, ausgeschnitten und auf ein Blatt Papier geklebt, das mit dem sowjetischen Wappen bedruckt war.

Er gab mir meinen Pass zurück. Er stand auf und ging durch die von den Wachen bewachte Tür. Eine weitere Tür öffnete sich und schloss sich wieder. Der ernste Gesichtsausdruck meines Begleiters verriet deutlich, dass wir fast dieselbe Luft atmeten wie ein hochrangiger Offizier. Aber welcher?, fragte ich mich besorgt.

Der kleine Mann tauchte wieder auf. Er stand im selben Türrahmen, wandte sich mir zu und bedeutete mir, *näher zu kommen*. Ich tat es; er legte seine Hand auf den Griff einer geschlossenen Tür ganz in der Nähe der ersten und sagte, bevor er sie öffnete, mit einer kräftigen, tiefen *Stimme*, die niemand einem so hageren Körper zugetraut hätte, ohne ihn wie einen Lumpensack zusammenfallen zu sehen: „Genosse Jagoda wartet...“

Er stieß die Tür auf und ließ mich passieren. Ich hatte keine Zeit, bei dem Klang seines Namens in Ohnmacht zu fallen, und ging wie im Trance ein paar Schritte in den Raum. Ich glaube, die Tür fiel hinter mir ins Schloss. Ich weiß es nicht genau, denn ich fühlte mich benommen und fast bewusstlos.

Ich brauchte wahrscheinlich nur eine Sekunde, um mich zu erholen, aber es fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Der Raum wirkte riesig; der Bereich, in dem ich stand, war nur schwach beleuchtet. Vor mir durchbrachen elektrische Lampen die Dunkelheit mit hellem Licht und ließen das Nickel auf den Gegenständen auf dem großen Tisch glitzern. Doch all das war nur von kurzer Dauer. Was meinen Blick fesselte, war die bewegungslose Silhouette.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Vor dem hellen Hintergrund. Es war „er“; ohne jeden Zweifel war es er.

Er stand regungslos da, eine Hand auf der Tischkante, den rechten Arm angewinkelt hinter dem Rücken. Sein Blick schweifte zu den seitlichen Vorhängen. Ein wiedergeborener Napoleon hätte vor den besiegten Königen keine imposantere Pose einnehmen können. Meine Vorstellung von der Haltung eines Mussolini oder Hitlers fand in ihm ihre vollkommene Verkörperung.

Ich ging auf die Statue zu. Ich ging und spürte, wie meine Füße in die Weichheit des Teppichs einsanken, und es kostete mich mehr Kraft, als wenn ich während einer Schneeschmelze eine Straße in der Nähe der Moskwa überqueren würde.

Ich stand bereits vor „ihm“. Die Gestalt bewegte sich. Sie drehte sich leicht, bis sie fast vor mir stand. Langsam und fast feierlich reichte er mir die Hand und begrüßte mich mit den Worten: „Willkommen, Bürger Landowsky.“

Ich schüttelte ihm wortlos die Hand und konnte mir eine altmodische Verbeugung nicht verkneifen, die ich mir selbst als Ketzerei vorwarf, die den fabelhaften Mann aber offenbar nicht gestört hatte. Er schenkte mir ein Lächeln und deutete auf den Stuhl gegenüber. Dann drehte er sich um, um zu seinem Sessel zu gehen, und ich blieb sitzen, bis er es getan hatte. Natürlich wusste er die Höflichkeit zu schätzen und kam freundlich zurück, um mich aufzufordern, Platz zu nehmen.

Ich habe das Gefühl, ich sollte etwas sagen; ich habe noch nicht einmal den Mund aufgemacht. Ich versuche es... „Ich stehe Ihnen zur Verfügung ... Kommissar Yagoda ...“ Beinahe hätte ich herausgeplatzt: „Eure Exzellenz!“, so verwirrt war ich und so angespannt war die Atmosphäre. Mir schoss das Blut ins Gesicht. Doch ich bemerkte, dass mein Gesprächspartner mit der ganzen Sache recht zufrieden schien. Es war wohl das Beste.

Sie betrachtet mich schweigend und lässt sich bewundern. Sie nimmt einen Falzbein in die Hände und legt die Spitze darauf.

—Bürger Landowsky, ich muss Ihnen eine Mission anvertrauen...

Ich machte eine Geste, um zu verdeutlichen, dass es mir die größte Freude und die höchste Ehre wäre, ihm in allem, was er mir befehlen würde, zu gehorchen. Zumindest wollte ich das zum Ausdruck bringen. Yagoda fuhr fort: „Es tut mir sehr

leid, dass ich erst jetzt von Ihren Fähigkeiten auf Ihrem Gebiet erfahren habe. Ich wusste nichts von Ihrer Existenz. Die Nachteile, nicht zur Partei zu gehören ...“

—Es ist nicht einfach — unterbrach ich ihn; und da ich glaubte, zu weit gegangen zu sein, fügte ich hinzu —: vielleicht meine Verdienste..., mein Alter, meine Ausbildung...

„Vielleicht, aber Tatsache ist, dass sein Wert, den alle meine Berichte bestätigen, mir entgangen ist ... mir, dem bestinformaten Mann der UdSSR“ — er lächelte selbstgefällig — „Sein Name ist nie in unserer Presse erschienen, nicht einmal im unbedeutendsten wissenschaftlichen Bulletin ... Bedauerlich! Bedauerlich!“

Ich war völlig verblüfft. Wollte man mir etwa vorwerfen, unbeliebt zu sein? Ich hatte keine Ahnung, worauf diese Vorwürfe hinausliefen. Jedenfalls stimmte ich mit einsilbigen Worten zu, ungeduldig, der Sache auf den Grund zu gehen.

„Ich interessiere mich sehr für Chemie“, fuhr er fort; „der NKWD verfügt über eigene Labore; aber ich bin mit der Initiative unserer Techniker nicht zufrieden. Sie arbeiten routinemäßig, es fehlt ihnen an Wagemut. Wir brauchen Männer wie Sie, erfinderisch, forschend, begeistert vom Unbekannten in ihrem Fachgebiet. Sie arbeiten doch mit Betäubungsmitteln, nicht wahr?“

—Tatsächlich—habe ich es bestätigt.

„Ich denke, wir werden uns verstehen. Natürlich vorausgesetzt, Sie überwinden einige kleinbürgerliche Vorurteile, Überbleibsel Ihrer Vergangenheit, die Sie noch immer plagen. Aber ich glaube, es wird Ihnen leichtfallen, da Sie ein intelligenter und nachdenklicher Mann sind, wie Sie es sind, Landowsky...“

—Ich bin bereit, alles im wissenschaftlichen Bereich zu tun, darauf können Sie sich verlassen.

—Gut, kommen wir zur Sache. Zunächst ein Vorgespräch mit dem Spezialisten. Glauben Sie, Genosse Landowsky, dass es möglich und einfach ist, einen Patienten für 24 Stunden in einen tiefen Schlaf zu versetzen, ohne größere körperliche Störungen und ohne weitere Beeinträchtigung seiner geistigen Fähigkeiten?

—Das glaube ich ganz bestimmt; es ist etwas zu Grundlegendes; eine alltägliche Praxis in jeder Klinik.

—Seien wir einmal vom klinischen Kontext abgesehen. Es könnte sich um die Narkose des Patienten unter relativ ungewöhnlichen Umständen handeln. Nehmen wir an, es ist ein dementer Mensch; ein Mann, der sich wehrt und gegen seinen Willen narkotisiert werden muss ... verstehen Sie? ... ohne dass er es merkt.

„Kommissar Yagoda!“, unterbrach ich ihn. „Sie kennen meine Arbeit!“
Sie lächelte schmeichelhaft.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ja — sagte er — ich weiß einiges über Ihre Arbeit, die Ihren Namen sehr mehren wird... Vergessen Sie nicht, dass ich der bestinformierte Mann in der UdSSR bin.

Ich hätte beinahe vor Freude geweint. Endlich war das Rätsel gelöst. Aber war es möglich, dass meine beharrliche, aber stille Arbeit Yagoda erreicht hatte? Seit Jahren suche ich nach einem Anästhetikum, das die sedierende Wirkung des Bromions mit der beinahe natürlichen Hypnose von Barbituraten und der schnellen Wirkung von Ethylchlorid-verbunden Verbindungen kombiniert, und zwar mit einer Lähmung selbst vegetativer Funktionen, die mechanisch kompensiert werden kann. Dies würde viele chirurgische Probleme lösen, darunter auch den psychischen *Schock* – ich bin überzeugt, dass jeder *Schock* zu achtzig Prozent psychischer *Natur* ist – und es mir ermöglichen, Patienten zu operieren, ohne dass sie es überhaupt bemerken. Ich habe praktisch ungiftige Substanzen mit nahezu sofortiger Wirkung entwickelt, die parenteral verabreicht werden. Durch geschicktes Anstechen fühlt sich der Patient wie von einem Insekt gestochen, und nach zwei Minuten – vorausgesetzt, er ist ein kräftiger Mann – schläft er tief und fest. Würde Yagoda mir seine Labore für meine weitere Forschung zur Verfügung stellen?

Ich erkläre ihm das alles hastig, ganz außer mir vor Freude; er hört zu, lächelt überaus freundlich und betätigt dann einen kleinen Hebel zu seiner Linken. Aus einem Lautsprecher ertönt eine Stimme in der Ferne: „Zentrale, wir hören zu ...“

—Mit B. 01—Yagoda-Befehlen.

—Zur Bestellung B. 01.

—Der Fall Landowsky. Ist er abgeschlossen?

—Ja, Chef; sie marschieren für die Krim.

—Nichts weiter—und Yagoda drückte den Hebel in die entgegengesetzte Richtung.

Ich war fassungslos. Mein Nachname, meine Drogen und die Krim hatten damit nichts zu tun.

Die Beziehung beschäftigte mich. Ich blieb in Ungewissheit und stellte mir stillschweigend Fragen.

—Bürger Landowsky—Yagoda verlieh seinen Worten eine gewisse Feierlichkeit —Bürger Landowsky, Sie werden nun etwas erfahren, das man beinahe als „Staatsgeheimnis“ bezeichnen könnte. Ich glaube, Ihre Ausbildung wird Ihnen eine Vorstellung von der Verantwortung geben, die Sie in diesem Moment übernehmen. Sollten Sie dieser nicht gewachsen sein ... es spielt keine Rolle; ich habe bereits meine Vorkehrungen getroffen.

Hören Sie: Im gegenwärtigen internationalen Klima in der UdSSR – am Vorabend entscheidender Ereignisse – könnten bestimmte Einzelpersonen, bestimmte Feinde des sowjetischen Volkes, an sich unbedeutend, ja lächerlich, die uns bisher kaum Sorgen bereitet haben, gefährlich, ja furchterregend werden. Sie sind nichts, sie sind wertlos, aber wenn sie unter bestimmten Umständen der internationalen Politik durch die Macht bestimmter bürgerlicher Staaten an Einfluss gewinnen würden, könnten sie furchterregend werden. Natürlich liegt es in unserer Macht, sie schnell und radikal zu eliminieren.

Wir verfügen über mehr als genug Ressourcen und Macht. Doch es geht nicht um so etwas Grundlegendes. Ein Mann, insbesondere ein mittelmäßiger, kann beseitigt werden, doch das erzeugt nur einen Skandal. Uns interessiert weniger das Verschwinden dieser Männer, als vielmehr, was sie wissen. In solchen Angelegenheiten kennt nur der Anführer seine Komplizen. Ausländische Mächte verhandeln nur mit einer Person, und zwar ausschließlich mündlich; schriftliche Aufzeichnungen sind aus Sicherheitsgründen strengstens verboten. Konkret: Es gibt eine Person im Ausland, die uns heute interessiert; er ist der Anführer einer antisowjetischen Organisation; er trifft zahlreiche Sicherheitsvorkehrungen, und es ist notwendig, dass wir ihn in der UdSSR haben. Das ist alles. Selbstverständlich muss er lebend und in bester geistiger und körperlicher Verfassung in unsere Gewalt gelangen. Das ist unser Problem. Einen Teil davon müssen Sie lösen, Genosse Landowsky.

Ich wollte es verstehen. Yagodas zurückhaltende Sprache war mir noch immer klar. Etwas, das seinem Charakter, seinem Ruf entsprach, trat in der Passage, die er gerade angesprochen hatte, zutage. Ich fühlte mich unwohl; eine undefinierbare Beklemmung ergriff mich. Ich versuchte, mich aus dem gefährlichen Kreis zu befreien, der sich meiner Meinung nach immer weiter um mich schloss.

„Kommissar Jagoda“, begann ich, „ich bin sechsundfünfzig Jahre alt; weder mein Leben noch meine Hobbys haben mich zu einem dynamischen Mann gemacht. Soweit ich das beurteilen kann, sind für die vorliegende Angelegenheit neben einem mehr oder weniger umfassenden wissenschaftlichen Wissen gewisse Talente erforderlich: Agilität, Scharfsinn, Geschicklichkeit... sicherlich zu viel für mich, da mir diese Eigenschaften fehlen. Kommissar, ich glaube, Sie haben eine übertriebene Meinung von meinen Fähigkeiten. Da ich meine unerschütterliche Treue zum Sowjetregime beweisen möchte, glaube ich, dass der Versuch, mich von meinen wissenschaftlichen und theoretischen Pflichten zurückzuziehen, um...“

Ein Eingreifen von Ihnen würde mich einem schwerwiegenden Misserfolg aussetzen. Obwohl ich Ihre Vertrauenserklärungen sehr schätze, halte ich es für das Klügste, abzulehnen.

Yagoda unterbrach mich. Er stand auf, beugte sich zu mir vor und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Er starrte mich an; seine Lippen öffneten sich, ohne dass er lachte, und gaben den Blick auf einen großen, schiefen Zahn unter seinem Hitler-ähnlichen Schnurrbart frei. Bis dahin hatte ich Yagoda nicht wirklich wahrgenommen; der Mann, der mich nun ansah, war der aus der Legende. Er sagte nichts, bis er sich wieder aufrichtete; dann sprach er schnell, scharf und nervös und betonte jede Silbe und jedes Wort mit lebhaften Handgesten.

—Nein, Herr Landowsky (dieser Herr, sagte er zum ersten Mal, bekam einen besonderen Klang auf den Lippen; er hätte genauso gut „Leiche“ sagen können), Sie irren sich vollkommen.

Ich mache keine Fehler; ich kann keine Fehler machen. Hier gibt es keine Wahl; hier gilt Gehorsam. Was ich einmal gesagt habe, kann niemand zurücknehmen. Ich habe euch bereits gewarnt, dass ich Vorkehrungen getroffen habe. Ich stelle Sie nicht vor die Wahl zwischen Ihrem Leben und Ihrem Dienst ... es gibt da draußen immer noch Romantiker oder Narren, das weiß ich. Hören Sie gut zu; es geht um Ihre Frau, Ihre Kinder ...

Ich sprang augenblicklich auf; ich war wie gelähmt, mein Rückenmark und mein Gehirn zu Eis erstarrt. Yagoda hatte seinen Platz verlassen; er drehte mir den Rücken zu und ging ein paar Schritte. Dann wandte er sich zur Seite, die Hände in den Hosentaschen, und warf mir einen verstohlenen Blick zu.

—Was meinen Sie?... Meine Frau..., meine Kinder...

Er schweig einige Augenblicke, ergötzte sich an meiner Qual und lächelte ironisch.

—Ach, ach!... Deine Frau, deine geliebte Frau; deine lieben Kinder... Wir werden eine Einigung erzielen, wir werden eine Einigung erzielen, Bürger!... Sei nicht beunruhigt; vorerst, sei nicht beunruhigt. Deine Frau und deine Kinder sind auf Reisen; sie sind einfach nur auf Reisen. Freue dich, sie reisen in ein milderes Klima: auf die Krim...

—Aber...

„Verstehen Sie es immer noch nicht?... Die Sache ist einfach, leicht zu erraten... Bürger Landowsky wird eine wichtige Figur für den Sowjetstaat; seine Familie wird, wie die des ranghöchsten Botschafters der UdSSR, seine Rückkehr in einem bestimmten Badeort mit Blick auf die Sonne und das Schwarze Meer erwarten; ein herrlicher Ort, das versichere ich Ihnen... Jeder Bürger der UdSSR träumt von einem Urlaub dort. Ich versichere Ihnen, seine Familie wird begeistert sein. Ich wollte, dass der Genosse in dieser Hinsicht beruhigt und zufrieden ist. Er sollte sich keine Sorgen um das Wohlergehen seiner Familie machen müssen, solange er mit seiner wichtigen Mission beschäftigt ist. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Natürlich, wie Sie sich denken können, wäre seine Weigerung oder sein Verrat gleichbedeutend mit der Unterzeichnung seines eigenen Todesurteils... seines und natürlich auch Ihres. Ich glaube nicht, dass Sie lange über Ihre endgültige Entscheidung nachdenken müssen. Ich spüre bereits Ihre Zustimmung... nicht wahr, Landowsky?“

Unbewusst hatte ich mich wieder hingesezt. Meine Beine trugen mich nicht mehr, sie zitterten am ganzen Körper. Meine Nervosität war wie weggeblasen. Mein Körper war wie ein Fetzen. Mein Geist auch. Er konnte nur noch stammeln: „Du befiehst mir.“

—Perfekt. Kommen wir zu den Details... Rauchen Sie, Genosse?...

Ohne eine Antwort abzuwarten, als ob sie meine Gedanken erraten könnte, stellte sie mir eine chinesische Intarsienbox vor, die Zigarren und Zigaretten feinsten ausländischer Marken enthielt.

Ich nahm eine „Craven“-Zigarette und zündete sie an.

—Ah! Ein kleines Stimulans. Erlauben Sie mir...

Zu seiner Linken, unsichtbar, musste sich ein kleines Möbelstück befunden haben, denn in seiner Hand erschien eine Flasche *Whisky*, dann eine weitere mit Limonade, schließlich zwei Gläser, alles in Windeseile, um Lässigkeit und Eleganz zu demonstrieren.

—Lass es, ich...

Na los, na los!... Gute Marke..., diese teuflischen Bourgeoisie...—Er bediente mich und bediente sich selbst.

—Wie geht es Ihnen?... Bei diesen und so vielen anderen Dingen ist es unvermeidlich, dass sie verkommen, weich werden...; sie führten einen Krieg, um die Chinesen mit Opium zu versorgen, aber *Whisky*, *Kino* und vieles andere behielten sie für sich... Sie sind fast reif...

Er lachte, bemüht, ironisch und spirituell zu wirken. Mir fiel von Anfang an auf, dass dieser Jagoda sich mit allen Mitteln elegant ausdrücken wollte, mit feinen Gesten, brillant, zynisch und kultiviert zugleich. Man könnte sagen, dass in ihm ein gewisser Ehrgeiz schlummerte. All das war für einen Volkskommissar des NKWD überflüssig. Vielleicht sah er sich schon vor ausländischen Diplomaten glänzen, sich mit Damen unterhalten und sich in dialektische Debatten mit Politikern und bürgerlichen Aristokraten verwickeln.

Bestimmte Details ihrer Kleidung, die in sowjetischen Kreisen ungewöhnlich raffiniert war, wie ihr exquisit feiner Schal und der polierte, spiegelglatte Kragen, waren aufschlussreiche Hinweise. Vor allem aber fiel mir ihre Uhr ins Auge; wahrlich prachtvoll, aber noch viel mehr,

Ein Schmuckstück, meist in seiner Tasche verborgen, bestand aus einer echten, makellosen schwarzen Perle, die ich eingehend bewunderte. Er spielte damit, streichelte sie unauffällig, während er sprach, und vergaß nie, sie wieder einzustecken, wenn er die Hände mit etwas anderem beschäftigt hatte. All dies verbarg sich unter der Art von Militärjacke, die er trug, ganz im Stalin-Stil zugeknöpft; jeder würde sagen „im Stalin-Stil“, aber Schnitt und Farbe (sie war braun und wirkte militärisch) ließen darauf schließen, dass er nicht seinem Herrn, sondern Hitler nacheifern wollte, den ich gut in Erinnerung hatte, da ich ihn kurz zuvor in einer beleidigenden Wochenschau in den Moskauer Kinos gesehen hatte. In Zuständen nervöser Anspannung – und meine wurde immer größer – entwickelt man eine seltsame Klarheit, Details wahrzunehmen und die seltsamsten Schlussfolgerungen zu ziehen; es scheint, als ob, wenn ein bedeutender Teil des Geistes völlig in Anspruch genommen wird, andere völlig frei sind und an Schärfe und Kraft gewinnen.

Ich machte all diese Beobachtungen in dem Augenblick, in dem er den *Whiskey* einschenkte, aber ich spürte dennoch die Qual der ungeheuren Bitterkeit, die mir die Gefahr für meine Frau und meine Kinder bereitete.

Bevor ich das Gespräch fortsetzte, nahm ich zwei große Schlucke. Er brauchte meine Kraft. Und Yagoda fuhr mit seinen Gedanken fort.
 —Das ist der ehemalige General Miller. Kennen Sie ihn?..
 —Vielleicht aus seiner Zeit als Oberst; aber ich konnte ihn jetzt nicht identifizieren.
 —Nun, das spielt keine Rolle. Er ist in Paris. Sie müssen dorthin reisen. Ihre Aufgabe ist recht einfach... Sie sprechen Französisch, nehme ich an?
 —Ganz richtig... vielleicht ist mein Akzent etwas hart.
 „Ja, meine Berichte bestätigen das. Der Akzent ist kein Problem. Seine Persönlichkeit wird ihn verzeihen ... Aber wie gesagt, Ihre Mission ist sehr einfach, ungefährlich und unverbindlich, außer es passiert natürlich etwas Unvorhergesehenes. Sie brauchen erst einzugreifen, wenn Miller in unserer Obhut ist ... Sie werden ihn betäuben und betreuen, bis es passt, ihn aufzuwecken. Ein paar Stunden, nicht viele, denke ich.“

Ich trank den *Whiskey* mechanisch weiter. Seit Stunden hatte ich nichts mehr gegessen; mein Abendessen lag schon lange zurück, ich konnte nicht genau sagen, wie lange, aber mein Magen verriet mich mit seiner Trägheit; die Wirkung des Alkohols auf leeren Magen war erbärmlich; die Euphorie, ohne ihren Einfluss zu verlieren, das Bewusstsein des Augenblicks, trieb mich an den Rand der Trunkenheit. Ich selbst war erstaunt über die Selbstverständlichkeit, mit der ich den Details des Verbrechens lauschte, an dem ich beteiligt sein sollte. Diese Selbstverständlichkeit, mit der Ya Doga die *Details* schilderte, als wären sie das Alltägliche, rief keinerlei Reaktion in mir hervor. Im Gegenteil, sie weckte in mir die aufmerksame Neugier eines Technikers.

Er redete noch eine Weile weiter. Ich konnte den Rest seiner Rede nicht mehr genau wiedergeben. Ich gab es auf. Ich hörte ihm zu und nickte ab und zu, aber ohne seine Worte wirklich zu verstehen, die mich wie durch einen alkoholbedingten Nebel erreichten, der mein Gehirn umhüllte.

Schließlich stand er auf. Ich tat es ihm gleich; er begleitete mich zur Tür, immer noch redend. Er öffnete sie, und ich ging weg, ohne ihm den Rücken zuzukehren. Ich öffnete die andere Tür, ich weiß nicht mehr wie. Ya doga blieb im Bild des ersten Fotos. Ich glaube, er lachte. Die Sekretärin mit der Brille tauchte neben mir auf.

„Lassen Sie den Bürger einen Moment warten“, sagte er zu dem kleinen Mann. „Auf Wiedersehen, Bürger Landowsky; viel Glück, und wir sehen uns wieder, wenn Sie zurückkommen. Ich habe große Pläne mit Ihnen.“

Wortlos schloss er die Tür. Der „wichtige“ Sekretär änderte sein Verhalten. Er bat mich, Platz zu nehmen, und bot mir eine Zigarette an. Offenbar hatten die Worte seines Chefs ihn zu der Annahme verleitet, dass dieser schlecht gekleidete Landowsky bald eine wichtige Rolle spielen könnte.

Kaum fünfzehn Minuten waren vergangen, als zwei Männer aus Ya Dogas Büro kamen. Einer war der Mann, den ich bereits kannte; der andere, der zuerst herauskam, musste von größerer Bedeutung sein, denn er zeigte keinerlei Respekt vor dem Sekretär. Er ignorierte ihn und sprach mich an: „Bürger Landowsky, der Chef hat mir Ihre Angelegenheit anvertraut. Wir können gehen, wann immer Sie wollen.“

Wir verließen den Raum, begleitet von der Sekretärin zur Tür, die Er verabschiedete sich mit einer abstoßenden Zuneigung.

Wir gingen die Gänge zurück, die ich bei meiner Ankunft benutzt hatte. Wir mussten uns zweimal an denselben Stellen und denselben Beamten ausweisen. Diesmal ging es etwas eiliger und weniger förmlich zu. Ich bekam meine Nasensalbe zurück. Ein anderes, noch komfortableres Auto wartete an derselben Stelle auf uns, wo uns das Auto, das uns gebracht hatte, abgesetzt hatte.

Wir betraten es. Bevor mein neuer Begleiter den Befehl zum Gehen gab, fragte er mich: „Müssen Sie nach Hause zurückkehren?... Ich frage nur für den Fall, dass Sie Medikamente einnehmen müssen.“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Instrument, ordnen Sie Ihre Dokumente oder beenden Sie diesen Stil.

—Selbstverständlich muss ich zurückkehren, Genosse.

—Mironov; Genosse Mironov.

—Ich nehme an, wir werden die Reise jetzt nicht antreten, Genosse.

—Die Reise, die lange Reise, nein; aber wir müssen heute Abend ein paar *Werst* verdienen. Du entscheidest.

—Ja, ich muss nach Hause...

Mironov gab dem Fahrer Anweisungen, und wir fuhren los. Ich wusste nicht, warum ich nach Hause fuhr. Doch ich verspürte ein überwältigendes Bedürfnis, diese Zimmer, diese Möbelstücke zu sehen, die den Abschied all meiner Lieben miterlebt hatten. Irgendetwas würde ihren damaligen Gemütszustand verraten; ich könnte etwas von ihnen sehen und bewahren. Versunken in meine Gedanken, merkte ich erst, dass wir angekommen waren, als der Wagen hielt. Wir stiegen aus und gingen die steile Treppe hinauf. Der Portier stand aufmerksam und bereit an seinem Posten; er kam in die Eingangshalle, um uns mit einer tiefen Verbeugung zu begrüßen; diese Gestalt in ihrem neuen Anzug und den eleganten Stiefeln musste ihm Respekt und Bewunderung einflößen. Doch er beachtete ihn nicht einmal.

Wir stießen die Wohnungstür auf und betraten den Flur, die Wohnung des Arbeiters.

Aus der U-Bahn: Der arme Mann zog sich gerade an, um auszugehen, und sah dabei ziemlich lächerlich aus.

„Verschwinden Sie sofort von hier!“, rügte ihn Mironov.

Der Mann hob einen Stiefel auf und setzte sich hin, als wolle er ihn anziehen.

—Was machst du da?... Ich habe dir gesagt, du sollst gehen! Und zwar sofort, egal wo du bist...

Der Agent ging auf ihn zu, erreichte ihn aber nicht mehr. Antonow, in seinem jämmerlichen Zustand, eilte so schnell es seine Hose, die ihm inzwischen bis unter die Knie hing, zuließ, zur Tür und verschwand durch die Treppenhaustür.

Wir betraten mein Zimmer. Mir fiel nichts Besonderes auf. Die Stille wirkte auf mich eindringlich. Dort, auf einem Stuhl ohne Lehne, lag der gesteppte Mantel, an dem Maria gerade nähte. Auf dem erloschenen Herd stand der Topf mit der gefrorenen Hirsesuppe. Doch ich sah keine Anzeichen von Unordnung oder Gewalt. Nur ein altes Porträt von mir fehlte. Eine Holzkiste, die als Truhe für die spärliche Kleidung aller gedient hatte, war leer; nur mein anderes grünliches Hemd war noch da, das meine arme Katia Tage zuvor sorgfältig geflickt hatte. Ich hob es auf und starrte es an, unsicher, was ich tun sollte. Ich bemerkte meine beiden Begleiterinnen gar nicht.

—Was machst du da, Genosse?...

—Ich werde mir ein paar Kleidungsstücke zusammensuchen; ich werde sie für die Reise brauchen...

Mironov lachte fröhlich, und der Agent stimmte mit ein.

—Keine Sorge, Genosse; Ihr gesamtes Gepäck wartet auf Sie...; Sie haben ja nicht vor, *so über den Boulevard zu spazieren*...

Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Ich ging in mein Arbeitszimmer. Neugierig folgten sie mir. Ich häufte wahllos ein paar Papiere auf und legte sie zu Notizbüchern und Formelsammlungen, einfach um irgendetwas zu tun. Ich wollte meinen Aufenthalt im Haus verlängern; ich fühlte mich meiner Familie nahe; unbewusst malte ich mir sogar aus, dass sich jeden Moment die Tür öffnen und meine liebe Katia hereinlassen würde, gefolgt von meinem kleinen Nicolás, María, Ana und Elena. Ich lief ein paar Mal auf und ab, suchte aber nichts. Ich bemerkte die Ungeduld meiner Begleiter. Schließlich nahm ich ungeschickt das Bündel Papiere und Notizbücher in die Hände; ich musste es zusammenbinden und suchte nach etwas, womit ich es tun konnte. Dort, in einer Ecke, auf der Lehne eines wackeligen Stuhls, entdeckte ich das weiße Band, mit dem die lockigen blonden Haare meiner kleinen Elena zurückgehalten wurden. Ich verspürte einen unbändigen Drang, sie mitzunehmen. Ich griff danach, nahm es zwischen die Finger, und es war nass und kalt; Am Ende hing, an einem dünnen Faden, ein Wassertropfen...; er schien mir eine Perle oder eine Träne, vielleicht beides zugleich, die meine kleine Elena dort für mich hinterlassen hatte...; ich wollte ihn behalten und nahm ihn zwischen meine Finger; ich spürte seine Kälte einen Augenblick lang, dann zerging er und hinterließ seine flüssige Spur auf meinen Fingern...; ich spürte, wie eine echte Träne leise meine fiebrige Wange hinabglitt, und als ich sie beschämt auffing, gesellte sie sich zu der, die ich für die meiner Tochter hielt und die noch immer meine Fingerspitze benetzte.

Ich konnte nicht länger widerstehen. Wortlos ging ich. Die beiden Handlanger folgten mir hinaus.

Sie selbst schlossen die Tür zu meinem Zimmer ab; in meiner Eile distanzierte ich mich von beiden und verbarg die Gefühle und den Schmerz, die sie mir angetan hatten.

Sie folgten mir schnell. Ich hörte, wie sie dem Portier Anweisungen gaben und ihm sagten, er solle vorsichtig und aufmerksam auf meine Wohnung achten; niemand solle sie vor meiner Rückkehr betreten, und noch weniger solle es jemand wagen, sie zu bewohnen.

Wir gingen nach draußen. Wir drei stiegen ins Auto und fuhren schnell weg.

Ich gab die Adresse der Klinik an, in der ich arbeitete.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wie traurig sah ich jenes Zimmer, in dem ich, allein mit Katzen und Hunden und mit einer kranken Person, die mir als Assistentin gedient hatte, den Wagen voller Erlebnisse leergeräumt hatte!

—Sammeln Sie alles ein, was Sie brauchen könnten, Genosse.

Ich schaute mich um. Wie fortschrittlich GP U doch ist! Zwei Männer kamen gerade herein, Träger eines Koffers.
Wird es genug sein?

Ich bin fassungslos. Was soll das mit „was immer ich brauchen könnte“? Yagoda muss mir alles genau erklärt haben, aber ich habe es nicht gehört oder erinnere mich nicht. Mechanisch hole ich meine Fläschchen. „Lösung 219“, „Lösung 220“, „Lösung 221“. Ich erinnere mich, dass 221, subkutan verabreicht, bei Kaninchen einen seltsamen anaphylaktischen Schock auslöste – ganz ohne Albumin! Was für ein Forschungsfeld! „Lösung 222“, „Lösung 223“. 223 ist die bisher wirksamste Lösung. „Lösung 224“. Das ist 223 mit Adrenalin; die Verträglichkeit hat sich dadurch nicht verbessert; bei 223 hatte ich blutdrucksenkende Effekte beobachtet ...

—Na los, Genosse Landowsky. Können Sie es nicht kürzen?

Im Kofferraum liegen bereits ein Dutzend Flaschen. Wozu denn bitte?

II

IM NKWD-LABORATORIUM

Unser Auto ist durch die Moskauer Vororte gefahren. Ich kann kaum erkennen, in welche Richtung wir fahren; die Sicht ist sehr schlecht, da der Rauch unserer Zigaretten und unser gemeinsamer Atem die Scheiben stark beschlagen haben. Nur das grelle Licht der Straßenlaternen spiegelt sich gelegentlich im Auto.

Als die Lichter vollständig erloschen sind, müssen wir noch über eine Stunde lang mit Höchstgeschwindigkeit fahren. Plötzlich wendet das Auto und hält an. Jemand nähert sich jedem Fenster.

Einer meiner Begleiter kurbelt das Fenster herunter, und die Silhouette eines Mannes mit Ohrenklappenmütze schaltet eine Taschenlampe ein und leuchtet uns an. Mironov zeigt seinen *Ausweis*, und der Mann salutiert respektvoll und unterwürfig. Er zieht sich zurück, und ich höre seine Stimme, wie er Befehle gibt. Ein Tor knarrt, und der Wagen fährt los. Durch das noch immer geöffnete Fenster sehe ich einige stattliche Bäume. Ich überprüfe kurz den Ausweis eines Wachpostens vor dem Eingang eines Gebäudes, das, soweit ich es erkennen kann, größer als mittelgroß zu sein scheint. Es muss so etwas wie ein Landhaus sein. Der Eingang ist massiv gebaut, mit zwei Säulen und einem Wappen verziert, das ich darüber gerade noch erkennen kann.

Der Durchgang wird uns von jemandem gewährt, der sich im Inneren befinden muss, nachdem der Wachposten einen Sonderruf abgegeben hat.

Mironov geht voran, ich folge ihm, und der Agent folgt uns und bleibt im Wir gingen allein durch die *Halle* die Treppe hinauf.

Ein Mann erwartet uns bereits im ersten Stock. Er muss für die internen Abläufe zuständig sein, denn mein Begleiter fragt ihn: „Ist alles bereit?“

—Ja, Genosse Mironow; wir haben vor Stunden die Befehle von der Zentrale erhalten. Ihre Zimmer sind fertig; das Abendessen auch.

—Und das Gepäck des Genossen, ist es da?

—Ja, Genosse; er ist vor mehr als einer Stunde angekommen.

—Sehr gut; bringen Sie uns in unsere Zimmer. Ich nehme an, meines wird das übliche sein, nicht wahr?...

—Dasselbe gilt für meine Genossen.

Er ging voran und wir betraten einen Korridor mit mehreren Türen. Er öffnete eine davon. so ein Leiter.

—Euer Genosse Mironow—und er fuhr mit dem nächsten fort und fügte hinzu: —; Genosse...

—Landowsky; Joseph Landowsky.

Der Angestellte blieb an der Tür stehen; Mironov ging zuerst hinein, und ich folgte ihm. Es war ein gemütliches Zimmer, fast wie in einem Hotel. Ein gutes Bett und saubere Bettwäsche. Es verband sich mit einem weiteren Zimmer ähnlicher Größe, das, den bequemen und eleganten Möbeln nach zu urteilen – zweifellos antik –, als Arbeits- und Arbeitszimmer gedient haben konnte. Auf dem Bett und zwei Stühlen war eine komplette Arbeitsausstattung bereitgelegt.

„Ihre Kleidung“, erklärte Mironov. „Ich lasse Sie für einen Moment allein. Sie können sich anziehen und sogar baden, wenn Sie möchten. Hätten Sie gern? Heißes Wasser!“

—Ich mache es morgen, wenn das für Sie in Ordnung ist.

„Auf keinen Fall. Wir nehmen Ihre Kleidung sofort mit. Sie ist für dieses Haus nicht sauber genug; außerdem ist es besser, je eher Sie sich an Ihre neue Kleidung gewöhnen. Sie sollten Ihre Leichtigkeit und, wenn möglich, Ihre frühere Eleganz wiedererlangen; Sie sollten sich in diesen Anzügen nicht wie eine Schaufensterpuppe fühlen. Und wir haben nicht viel Zeit dafür. Machen Sie sich keine Sorgen um die Maße; die Kleidung wurde speziell für Sie angefertigt; unsere Schneider kennen Ihre Maße, wie die von Tausenden anderen Bürgern, und sie leisten hervorragende Arbeit. Ich lasse Sie jetzt allein; rufen Sie an, wenn Sie zum Abendessen bereit sind.“

Ich war allein. Ich hatte Hunger; ich erinnerte mich an das, was mein Begleiter über das Abendessen gesagt hatte. Ich begann mich rasch auszuziehen. Eine Dusche würde mir guttun. Ich hatte seit dem Sommer nicht mehr gebadet und mir damit wohl einen Bärendienst erwiesen. Und so war es auch. Dann zog ich einen dunklen Anzug an, der mir hervorragend passte. Im Spiegel erblickte ich das Bild des alten Professor Landowsky; dünner und älter, aber immer noch aufrecht. Ein guter Haarschnitt und eine Rasur würden mich zu einem anderen Mann machen. Ich sah mir in die Augen. Ich war ein anderer Mann ... Und so anders!

Ich gab meinem Outfit den letzten Schliff und klingelte an der Tür.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Bürgermeister traf ein. Wir gingen gemeinsam zum Speisesaal; das Abendessen war fertig serviert, so wie sie es mir erzählt hat.

Mironov und ein anderer Mann, den ich nicht kannte, warteten bereits auf mich; sie tranken gerade noch ein paar Drinks aus, bevor sie sich setzten.

Mir wurde vorgestellt:

—José Maximov Landowsky, Doktor der Chemischen Wissenschaften und der Medizin, Hier — sagte er und zeigte auf den Fremden — Lévin Lev Grigoriévitch, den Sie dem Namen nach kennen werden, Ihr Kollege.

Wir gaben uns die Hand. Ich musterte den Mann einen Moment lang. Falls sein Nachname es nicht schon deutlich verriet, selbst wenn er seinen Namen geändert oder verfälscht hatte, so war sein rein jüdisches Erbe doch unverkennbar in jedem seiner Gesichtszüge, in jeder seiner Bewegungen zu erkennen. Er war zurückhaltend, höflich; an seinen Manieren gab es nichts auszusetzen, doch irgendetwas an ihm wirkte schleimig und abstoßend.

Wir setzten uns an den Tisch. Es war Jahre her, dass ich ein solches Festmahl erlebt hatte. Ich nenne es ein Festmahl, obwohl die Tischdecke nichts Extravagantes barg; es war ganz offensichtlich ein ganz normales Familienessen. Die Vorspeisen hätten allein von der Menge her für meine Familie eine Woche gereicht, denn qualitativ enthielten sie mehr Protein, als wir alle im Monat zu uns nahmen. Meine Gastgeber bedienten sich großzügig und tranken einen trockenen Weißwein, den ich als französisch identifizierte, obwohl ich die Marke nicht kannte.

Sie aßen mit Genuss, als wären sie an solche Köstlichkeiten gewöhnt. Ich hatte einen gewaltigen Appetit und musste mich außerordentlich beherrschen. Ich wusste genau, wie ungewohnt mein Magen war, und wollte an diesem Abend keine ernsthaften Beschwerden riskieren.

Sie versuchten, mich zu ermutigen, aber ich blieb nüchtern. Ich bereute es nicht, denn als wir im Café ankamen und der Alkohol floss, waren sie redseliger als ich, und ich konnte vieles erfahren und erraten. Nicht, dass sie mich schon als Teil der Familie betrachteten, aber sie wussten wohl um meine Loyalität, und das störte ihr Gespräch nicht sonderlich.

Dr. Lévin, der sich sehr wichtig fühlte, teilte mir mit, dass er ein offizieller Arzt des NKWD sei. Er erinnerte sich an die Zeit, als er sich um die kostbare Gesundheit von Dserschinski und Menjinsky gekümmert hatte, und rühmte sich, deren gebrochene Herzen lange am Leben erhalten zu haben. Er wies die Behandlungen anderer Ärzte zurück und verteidigte seine eigene mit Inbrunst, reich an Theorien und wissenschaftlichen Begriffen, als wolle er sie mir, der ich mit dem Fall nicht vertraut war und ihm daher nicht widersprechen konnte, rechtfertigen. Nun kümmerte er sich um Jagoda, dessen Freundschaft und Vertrauen er sehr schätzte. Dann erzählte er von seinen Auslandsreisen; er war mit Gorki gereist, dessen Leibarzt er gewesen war. Er erinnerte sich an seinen Aufenthalt auf Capri. Dann an seinen Besuch in Paris im Jahr 1934; verspätet trauerte er tief um den Tod von Maxim Gorki und dessen Sohn; es schien ihm, als wären es enge Verwandte gewesen. Er schilderte mir ausführlich die Besonderheiten ihrer Krankheiten: den Alkoholismus seines Sohnes, die Tuberkulose seines Vaters... „Oh, welch ein Unglück für mich! Solche lieben Menschen vertrauen sich mir in einem solchen Zustand an! Sie waren praktisch tot, mein lieber Kollege! Ich musste beinahe Wunder vollbringen, um ihr Leben zu verlängern!“

Anschließend fragte er mich nach Fachinformationen zu meinem Spezialgebiet. Ich kam so gut wie möglich zurecht; ich war nach diesem anstrengenden Tag voller Emotionen und Aktivitäten völlig erschöpft. Mironov bemerkte das, schlug einen letzten Drink vor, und nachdem wir ihn getrunken hatten, trennten sich unsere Wege.

Ich erreichte mein Zimmer und begann mich auszuziehen. Natürlich hatte ich die Tür abgeschlossen. Als ich mir einen Schuh ausband, bemerkte ich, wie jemand den Schlüssel umdrehte. Mir war klar, dass ich eingesperrt, gefangen war; etwas, das mich nicht mehr überraschte, da ich wusste, dass ich in den Händen der GPU war.

III

DR. LEVIN, WISSENSCHAFTLER DER FOLTER

Ich muss etwas über mich erzählen. Ich bin der Sohn von Oberst Maxim Landowsky; wir stammen aus einer alten polnischen Familie, die zu Zeiten meiner Großeltern mit einer russischen verwandt war. Mein Vater hatte bereits jede Zuneigung zu dem untergegangenen Volk seiner Vorfahren verloren; auch Polen war mir gegenüber gleichgültig. Das bedeutet, dass mein Vater ein durch und durch russischer Mann war, loyal zum Zaren und ein tapferer und ehrenhafter Soldat. Er zeichnete sich im Krieg aus, wurde einmal befördert und mehrfach ausgezeichnet. Er starb einen unrühmlichen Tod. Er vertrat äußerst konservative Ansichten, schloss sich Kornilow an und wurde erschossen, wie meine Mutter und ich viel später erfuhren. Sie war bereits gesundheitlich sehr angeschlagen und überlebte ihn nur um wenige Monate; wenige, aber genug, um die Machtergreifung der Bolschewiki in Sankt Petersburg mitzuerleben; sie starb, ohne dass ich bei ihr sein konnte. Ich wurde dem Sanitätsdienst der Armee zugeteilt und blieb in Kiew. Erst zwei Monate nach ihrem Tod erfuhr ich bei meiner Rückkehr davon. Von meiner Frau, die sie aufopferungsvoll gepflegt hatte, erfuhr ich von ihrem Schmerz darüber, mich nicht an ihrer Seite zu sehen, denn sie rief immer wieder nach mir. Ich hatte Katia 1914 geheiratet, nachdem ich mein Studium und meine Promotion abgeschlossen hatte. Unsere Flitterwochen konnten wir nur zwei Monate lang genießen, da der Krieg ausbrach und ich als Arzt zur Armee eingezogen wurde. In dieser Zeit wurde meine Tochter Maria geboren, die zum Zeitpunkt der Ereignisse, die ich nun schildern werde, einundzwanzig Jahre alt war; ihr folgte Ana mit achtzehn Jahren; dann kamen Nikolaus und danach Elena mit fünfzehn bzw. neun Jahren. Ich werde unser schweres Leben nicht weiter schildern. Als Sohn eines Obersts, der wegen Konterrevolution erschossen worden war, wurde mir die Approbation entzogen. Das kam einem Hungertod gleich. Die ersten Jahre verbrachte ich mit Gelegenheitsjobs, verkaufte meine Arbeitskraft und mein Können für die niedrigsten Arbeiten; da es aber nicht oft die Gelegenheit gab, ein paar Rubel zu verdienen, flüchtete ich mich in mein Studium. Zum Glück waren Chemiebücher für die Masse ein unentzifferbares Rätsel; ich behielt die meisten meiner Exemplare; viele andere fand ich auf Müllhalden. Später erhielt ich Zugang zur Bibliothek. Die erzwungene Askese schien meine Fähigkeiten zu fördern. Ich kann ohne Übertreibung sagen, dass ich beinahe Gelehrter geworden wäre. Mit einem gut ausgestatteten Labor hätte ich, glaube ich, einige sensationelle Entdeckungen machen können. Erst viel später gelang es mir, eines zu betreten. Meine ehemaligen Kollegen, selbst jene innerhalb des Regimes, wagten es nicht, mir zu helfen oder meine Mitarbeit in Anspruch zu nehmen, aus Angst, Verdacht zu erregen. Erst nach 1925 konnte ich wissenschaftliche Kontakte knüpfen. Danach beschloss mein alter Genosse Iwanow, mich – wenn auch inoffiziell – als Assistenten im Zentrallabor des Volkskommissariats für Brennstoffe einzusetzen. Diese für einen Arbeiter typische Tätigkeit erlaubte es ihm, mein Wissen zu nutzen, und wir arbeiteten gemeinsam an Studien und Experimenten. Tief dankbar bot ich ihm meine Arbeit, meine Erkenntnisse und meine Monografien an, die er mit meinem Einverständnis in Vorträgen und wissenschaftlichen Artikeln als seine eigenen präsentierte. Sein Ruhm wuchs, und damit auch sein Ansehen. Er stieg sogar im Rang auf, was es ihm ermöglichte, mich noch stärker zu fördern, was sich positiv auf meine finanzielle Lage auswirkte. Ich wurde nicht brillant, ganz im Gegenteil; aber der Außenseiter, der ich war, konnte essen, und zwar genug, wie die ungelernte Arbeiter. Nicht viel, aber genug, um mich vor dem Verhungern zu bewahren. Für meine Kinder war dies noch viel glücklicher. Mein Freund Iwanow konnte sie mit geringerem Risiko schützen, sobald sie alt genug waren, indem er sie in Schulen und Universitäten einschrieb. Meine älteste Tochter studierte Chemie, denn sie zeigte Talent und Begabung; Anna, die zweite, studierte Naturwissenschaften; Nikolaus ging noch zur Schule und versprach aufgrund seines Talents und Fleißes, es weit zu bringen; er wollte Ingenieur werden. Ihre Mahlzeiten in den Schulen, ihre Schülerration, zusammen mit meiner, die meine liebe Katia auf wundersame Weise zusammenstellte, ermöglichten es uns, uns zu ernähren, was angesichts unserer politischen Lage schon viel war.“

Dann erlaubte mir ein Chirurg in *Wratchkine*, das Labor neben dem Operationssaal zu benutzen, das zuvor als Besenlager gedient hatte. Dort begann ich, meine Narkoselösungen herzustellen, und mir wurde sogar die Möglichkeit gegeben, Experimente an Menschen durchzuführen. Ich fühlte mich von allen ignoriert, allein mit der Wissenschaft und meinen Illusionen. Aber die GPU beobachtete mich.

Mein Gott, es könnte eine Organisation wie die GPU sein, die sich der Bekämpfung menschlicher Übel verschrieben hat, anstatt sie zu vermehren!

Mein Status als „bürgerlicher Paria“ hatte einen gewissen Vorteil: Ich sah mich nicht in der

Eine Tragödie, die so viele meiner Bekannten teilten. Viele, Feinde des Bolschewismus, deren Familienangehörige ermordet worden waren und die tief in ihren religiösen Überzeugungen verwurzelt waren, „tarnten“ sich auf tausend verschiedene Arten. Einige schafften es, der Partei beizutreten, die meisten den Gewerkschaften, und retteten sich so und führten ein besseres Leben. Doch es war entsetzlich für sie, dass diese „Tarnung“ sie zwang, ihre Kinder als Atheisten zu erziehen – Kinder, die sie in den Reihen des Komsomols lästern und die dort vermittelten lockeren Moralvorstellungen und Laster übernehmen sahen. Und was als „Tarnung“ begonnen hatte, wurde für ihre Angehörigen zur grausamen Realität. Die Hoffnung, ihnen die Wahrheit ihrer Überzeugungen und Ideen zu offenbaren, wenn sie das Alter der Vernunft erreichten, konnte sich nie erfüllen. Denn im Laufe der Jahre hatte die kommunistische Erziehung diese jungen Menschen zu Fanatikern gemacht, die bereit waren, alles für ihre Ideologie zu opfern. Ihre Eltern schreckten vor Angst zurück, wagten kein Wort zu sagen, misstrauten ihren eigenen Kindern, weil sie die tragische Aussicht sahen, in Sibirien zu sterben oder in der Tschecha mit einer Kugel im Hinterkopf denunziert zu werden von denen, die sie selbst ins Leben gerufen hatten. So weit ging ich nicht. Es war nicht so, dass ich den Mut gehabt hätte, meine Kinder in den Ideen zu unterweisen, mit denen ihre Mutter und ich aufgewachsen waren. Ich blieb lediglich gleichgültig, verteidigte aber niemals die Sowjetunion; meine Situation, deren Ungerechtigkeit sie selbst kannten, flößte ihnen Abscheu ein, schärfte ihre Kritik und erhielt ihre stille Feindseligkeit aufrecht. Ich bin mir ganz sicher, dass sie niemals die geringste familiäre Zuneigung in einem Holocaust für das verabscheuungswürdige Regime opfern würden. Ich achtete darauf, ihre Gesinnung nicht zu verherrlichen; Ich fürchtete um die Unerfahrenheit ihrer Jugend und die vielen Fallstricke, die ihnen die studentische Spionage stellen würde. Nur meine älteste Tochter Maria kannte meine Überzeugungen genau und teilte sie insgeheim voll und ganz mit mir; doch sie war sehr willensstark und äußerst zurückhaltend, da ihre unglückliche Kindheit sie so geprägt hatte. Nur sie wusste, dass sie getauft war, nur sie war von meiner Frau in die religiösen Bräuche eingeführt worden. Die anderen wussten noch nichts davon, nicht einmal von ihrer Taufe, und nur indem sie ihre Mutter nachahmten, die ihre christlichen Symbole nicht immer verbergen konnte, wiederholten einige sie, ohne ihre Bedeutung vollständig zu verstehen. Die Zeit und ihr Verhalten würden uns zeigen, was wir mit den drei Kindern tun sollten. Ihre Mutter, immer Christin gewesen, deren Gefühle aber durch die Trauer verstärkt und an Mystik grenzend waren, unternahm außerordentliche Anstrengungen, ihren Eifer zu unterdrücken. Ich musste mit ihr ringen; und schließlich beschränkte sie sich, resigniert, darauf, mit Worten und Taten unaufhörlich die natürliche Moral zu predigen.

So endete dieses große Kapitel meines Lebens mit dem Klopfen des Tschekestens an meiner Tür. Nun sitze ich hier in diesem Bett, in einem fremden Zimmer, völlig ausgeliefert der GPU, dieser furchteinflößenden sowjetischen Institution; mein Kopf rattert, die Bilder von gestern vermischen sich mit den alpträumenhaften Erinnerungen, die mich diese lange Nacht schlaflos gemacht haben.

Ich glaube, es ist Zeit für eine ruhige Meditation. Ich zünde mir eine Zigarette an, um den Kopf frei zu bekommen. Meine Situation wird mir immer klarer. Yagoda, so denke ich, hat mich auserwählt, an einem Verbrechen teilzunehmen. Ich kenne das Ausmaß meiner Beteiligung noch nicht, aber das spielt keine Rolle; Tatsache ist, ich muss ein Verbrecher, ein Mörder sein.

Meine Gedanken schweifen zum Opfer; ich sehe ihn dort; ich weiß nicht wo, General Miller; meine Fantasie beschwört ihn in seiner prunkvollen Uniform herauf, als legendären Anführer der Weißen Armee, jener Armee, von der ich einst meine Befreiung erhoffte. „Nein; das wirst du niemals tun!“, schreit mein Gewissen mich an... Doch blitzschnell verändert sich meine Vorstellungskraft; meine Frau und meine vier Kinder erscheinen vor mir, flehend; ich sehe die Schergen mit ihren finsternen Gesichtern näherkommen, um sie zu ermorden... Ich fahre zitternd vor Entsetzen im Bett hoch. Ich muss mich mit aller Kraft, den Kopf in den Händen, beruhigen. Ich muss meine Nerven bändigen; ich muss kühl überdenken, was ich tun soll. Ich trinke ein großes Glas Wasser, das eiskalt ist. Das Problem scheint sich mir in seinen ganzen Einzelheiten präsentieren zu wollen. Ich versuche, es klar zu definieren. Vereinfacht gesagt, sehe ich einen Tod, einen grausamen Tod, das ist wahr: den von General Miller; Auf der anderen Seite fünf Morde: die meiner Frau und meiner vier Kinder. Mathematisch gelöst, ist das Problem klar: Eins ist weniger als fünf. Ich bin erstaunt über die Kälte und Selbstverständlichkeit, mit der ich zu diesem Schluss komme. Ich ziehe ihn ohne jede moralische Überlegung, ohne zu bedenken, dass es meine Liebsten sind, die auf dieser tragischen Waage wiegen, auf deren anderer Seite der weiße General sitzt, ein mir fast Fremder. Doch gerade diese Überlegung lässt mich die Frage aufkommen, ob das Problem nicht mathematischer, sondern moralischer Natur ist, in welchem Fall arithmetische Gründe irrelevant wären.

„Du sollst nicht töten“; ohne weitere Bedingungen oder Milderungen erreicht mich das Gebot des höchsten Moralkodex. „Du sollst nicht töten“, wiederholt sich etwas sehr Intimes tief in meiner Brust. Ich versuche, mit dieser unnachgiebigen Stimme zu argumentieren, und ich kann sie nicht zum Schweigen bringen. Sie argumentiert nicht,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Und ohne Gründe hat es mehr Grund als alle Logik...

Ich bin ein Mensch, ich bin ein armer Mann. Ich überwältige diese Stimme mit Argumenten um Argument; mein eigenes Opfer wäre nutzlos; andere, viele andere, würden bereitwillig gehorchen und über das Verbrechen diskutieren... Hatte Yagoda mir nicht gesagt, dass das Leben des Generals in seinen Händen liegt?... Was macht es schon, ob ich oder jemand anderes der Mörder ist?... Diese und tausend andere Argumente derselben Art stürzten auf mich ein, fielen wie eine Lawine auf diese Stimme, um sie zu ersticken; aber vergeblich schwebte die Stimme über der Masse der Argumente, und ihr „Du sollst nicht töten“ hallte immer lauter in meinem Kopf wider, bis es den bronzenen Klang der biblischen Trompeten von Jericho erreichte...

Ich hätte so stundenlang weitermachen können. Doch dann hörte ich, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte, und kurz darauf ein paar leise Klopfzeichen.

—Nur zu...— antwortete ich.

„Ist der Genosse krank?“, fragte eine Stimme, ohne dass sich die Tür öffnete; „es ist elf Uhr.“

Sie erwarten dich...

—Ich gehe sofort.

Die Schritte verstummten. Ich sprang aus dem Bett. In einer halben Minute nahm ich eine kalte Dusche. Trocken und erfrischt fühlte ich mich wie neugeboren, denn der innere Kampf hatte mich wirklich völlig erschöpft. Ich zog mich schnell an. Dabei kam mir ein tröstlicher Gedanke ... Warum war ich nicht schon früher darauf gekommen?

Einfach ausgedrückt: Yagoda verraten, das Verbrechen verhindern... Wie?... Ach, wir werden sehen!... Die Ereignisse werden mein Handeln bestimmen.

Ich fühlte mich strahlend... alles schien jetzt so einfach. Es würde gut gehen. Yagoda würde nichts merken. Ich begann, auf Yagoda und sein perfekt organisiertes Verbrechergeschäft herabzusehen.

Ich ging pfeifend und fröhlich die Treppe hinunter. So optimistisch stimmte mich meine wunderbare Idee.

Mironov erwartete mich bereits im Esszimmer. Er begrüßte mich herzlich und teilte mir mit, dass Levin gleich eintreffen würde. Da er bemerkte, wie lang mein Bart geworden war, wies er mich darauf hin, dass im Haus ein chinesischer Barbier zur Verfügung stehe, den ich kontaktieren solle, um meine Bartpflege abzuschließen.

Wir hatten ein herzhaftes Frühstück: ein paar Eier, Schinken und Kaffee mit Milch. Etwas Köstliches, dessen Geschmack ich kaum noch in Erinnerung habe, denn wenn man ausnahmsweise mal ein Ei auftreiben konnte, ließ es sich mangels Butter nicht richtig braten; wenn man alle zwei Jahre ein paar Gramm Kaffee ergattern konnte, war Zucker Mangelware; der Schinken... nun ja, ich erinnere mich nicht einmal mehr an seine Farbe. Aber anscheinend gab es in Russland noch immer Menschen, die solche Delikatessen genossen, und die GPU muss dabei eine Vorreiterrolle eingenommen haben; und zwar in beträchtlichen Mengen, wenn man bedenkt, wie leicht und in welchem Überfluss sie verzehrt wurden.

Nach dem Frühstück, und bereits rauchend, traf Levin ein. Er war gut gelaunt; wie er mir sofort mitteilte, hatte er mit dem Chef gesprochen...

„Ich bin über alles informiert, Genosse“, sagte er und klopfte mir freundlich auf die Schulter. „Großartige Mission! Wie ich dich beneide! Ich wäre so gern für diese großartige Angelegenheit verantwortlich gewesen. Zuerst dachte ich, es wäre eine Mission im Landesinneren, vielleicht um das Leben eines hochrangigen Verräters zu verlängern, oder einfach nur eine Routineaufgabe ... Aber dorthin zu reisen!“

Oh, großartig!... Einfach großartig! Konzentriere dich voll und ganz darauf, Genosse, und du wirst eine glänzende Zukunft haben, das verspreche ich dir! ... Wie viele werden dich um deine Arbeit beneiden! Das ist doch was... so anzufangen!... Verlass dich in jeder Hinsicht auf mich, Genosse, auf mich kannst du dich verlassen...

Ich schlüpfte in meine Rolle und dankte dem „zertifizierten Kriminellen“ dankbar für seine guten Wünsche; ich erlaubte mir sogar, ihm im Gegenzug mehrmals auf die Schulter zu klopfen.

Er fühlte sich geschmeichelt.

—Lasst uns an die Arbeit gehen... Genosse Mironov wird uns erlauben, seine angenehme Gesellschaft zu verlassen, wenn er sich mit uns im Labor nicht langweilen will.

Wir marschierten die Treppe hinauf. Wir erreichten den dritten und obersten Stock. Die verschlossene Tür wurde von einem Mann in Zivil bewacht, der jedoch dieselbe Ernsthaftigkeit und Haltung an den Tag legte, als wäre er in Uniform. Levin zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür. Ein sehr geräumiger, nach Süden ausgerichteter Saal bildete einen ganzen Flügel des Gebäudes. Große Fenster mit Doppelverglasung ließen ihn hell erstrahlen; außen diente ein Eisen- oder Stahlgitter als Sichtschutz.

Als wir uns dem ersten Tisch näherten, den wir fanden, der sich neben einem Fenster befand, Levin warnte mich: „Denk

nicht einmal daran, das Gitter zu öffnen und zu berühren; es steht unter Hochspannung.“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Mein erster Eindruck war ehrfürchtiges Staunen. Das Labor war riesig. Extrem lange weiße Marmortische standen am Fuße der Fenster, Vitrinen in der Mitte beherbergten unzählige Materialien, und es gab reichlich Platz für alles, gepaart mit einer Ordnung und Sauberkeit, die ich so noch nirgendwo in der UdSSR erlebt hatte. Glaswände unterteilten den Raum in Abteilungen. Ich ging nicht über die erste hinaus, da Levin mich dort anhielt. Es war die Abteilung für Pharmakologie, und auf einem Hocker stand der noch geschlossene Koffer, in dem meine „Lösung“ verpackt gewesen war. Der jüdische Mann zeigte auf eine Reihe von Flaschen in einer Vitrine, neben Reagenzgläsern, Messzylindern, Kolben und Büretten.

„Schau mal“, sagte er zu mir, „etwas völlig Neues. *Cannabis*-Extrakte, perfektioniert von Lumenstadt.“

Funktioniert Lumenstadt hier?

—Ja. Er ist seit fünfzehn Tagen im Urlaub und kommt in fünfzehn Tagen zurück. Dann nahm er eine der Flaschen mit Paraffinverschluss, die eine rötliche, extrem flüssige Flüssigkeit enthielt.

„Kennst du das etwa nicht?“, fragte sie mich aufgeregt. „Natürlich kannst du das nicht kennen. Aber du würdest es gern einmal ausprobieren. Es ist die raffinierteste Form des Vergnügens, die es gibt. Und das außerhalb der Universität!“

RSS wird ignoriert! Ein Bruchteil eines Kubikzentimeters, subkutan verabreicht, und der Empfänger erlebt die berausendsten Freuden, die man sich vorstellen kann. Visionen; Halluzinationen. Erfahrungen von unvergleichlicher Schönheit und Anziehungskraft. Hast du Haschisch noch nicht probiert?

—Nein, nein, Genosse.

„Dies ist das *Haschisch*, das von arabischen Sultanen, Persern und allen alten Völkern vom Mittelmeerraum bis nach Arabien und Indien verwendet wurde. Lumenstadt gelang es, in den südlichen Republiken indischen Hanf anzubauen, seine Sorten auszuwählen und seine Alkohole in höchster Konzentration und Reinheit zu extrahieren. Die Revolution traf ihn mitten in dieser Forschung. Er musste seine Studien unterbrechen, doch der NKWD stellte ihm alle notwendigen Mittel zur Verfügung, und der erreichte Grad an Perfektion ist beispiellos. Die Menschheit besaß nie zuvor Drogen, die vergleichbare Genüsse bieten wie diese Elixiere. Man stelle sich nur vor: Jahrhunderte altes Wissen, verfeinert durch modernste und wirkungsvollste Chemie!“

Ich war fassungslos. Der NKWD mit Lustmethoden? Hatte ich etwa...

War er verrückt geworden? Oder war der jüdische Arzt im Delirium?

Und – ich fragte schüchtern – wozu braucht die politische Polizei diese Substanzen?

—Sie sind Teil des Folterapparats—war die unglaubliche Antwort.

—Habe ich das richtig verstanden? Was haben Sie gesagt?

Er stellte die Flasche zurück an ihren Platz und wandte sich lächelnd mir zu.

—Mein lieber Freund! Wir erschaffen eine neue Menschheit, das musst du wohl wissen. Die christliche Menschheit hat sich hemmungslos vergnügt, in allem geschwelgt, sich darin gewälzt wie eine Schweineherde im Schlamm. Nun gut: Was nur wenigen Vergnügen bereitet hat, wird nun zum Instrument des Aufbaus der Gemeinschaft.

—Ich verstehe das nicht ganz...

—Was? Wohin gehe ich? Hör einfach weiter zu und werde nicht ungeduldig. Möchtest du eine Zigarette? Ich wurde beauftragt, dir die nötigen Lektionen in hoher Politik zu erteilen.

Wir zündeten uns Zigaretten an, und der Jude unterrichtete mich weiterhin in höherer Politik auf folgende Weise:

Bislang haben alle Staaten Schmerz als Mittel der Kontrolle eingesetzt – man denke nur an die Inquisitionen verschiedener mittelalterlicher Länder –, um Geständnisse und präzise Aussagen von Feinden zu erzwingen und Menschen einzuschüchtern, sie zu erschrecken und ihre Unterwerfung zu erzwingen. Wir – ich selbst! – haben einen Weg gefunden, Schmerz und Lust zu nutzen. Stellen Sie sich einen Gefangenen vor, der sich weigert zu gestehen. Stellen Sie sich vor, er wird gequält und erleidet Folter, die sogar sein Leben gefährdet. Alles ist sinnlos. Mit den bekannten Mitteln kann nichts mehr getan werden, denn man riskiert, ihn zu töten, ohne etwas Nützliches erreicht zu haben. Nun, mein lieber Kollege: Wenn diesem Mann Lust bereitet wird, wenn er eine Lust erlebt, wie er sie noch nie zuvor empfunden hat, dann wird sein Wille bis zum Äußersten strapaziert, einer doppelten Anstrengung unterzogen. Ich werde es Ihnen mathematisch erklären.

Er ging zur Tafel und zeichnete nervös Linien und Buchstaben. Einen horizontalen Strich bezeichnete er als V.

Dies ist der Weg des Lebens. Ein gewöhnliches, neutrales Leben, ohne großes Leid oder außergewöhnliche Freuden. Kurz gesagt, das Leben der Menschen. Angenommen, wir nehmen einen Mann – einen politischen Gefangenen, einen Volksfeind – und lenken ihn von diesem Weg ab.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Trajektorie. R ist der Gefangene. Wir lenken ihn vom Lebensweg (V) abwärts, das heißt hin zum Leiden. Kurz gesagt, wir quälen ihn, um seinen Willen zu brechen.

Sein Wille klammert sich naturgemäß ans Leben; wir dehnen ihn, spannen ihn immer weiter an, wie die gestrichelten Linien durch Folter andeuten, von y über y' zu y'' usw. Wenn sein Wille, der durch maximale Folter (R''') bis zum Ausmaß von y'' gedehnt wurde, immer noch Widerstand leistet, können wir die Qualen nicht weiter steigern, da wir sonst Stufe M, die Stufe des Todes, erreichen würden. Verstehst du?

— Ja, ich verstand es und war entsetzt über dieses grauenhafte geometrische Muster. Levin muss meine Reaktion bemerkt haben, denn er lächelte erneut und fuhr mit noch größerem Enthusiasmus fort: „Nehmen wir nun an, wir würden diesen Mann nicht

einfach ‚herunterziehen‘.“

Wir stellen ihn vielmehr über das Leben; wir schenken ihm nicht Schmerz, sondern ein so erhabenes Vergnügen, von dem er nie zu träumen gewagt hätte. Ich stelle dieses Vergnügen mit P dar. Wir bereiten den Menschen vor, indem wir ihn leiden lassen. Dann lassen wir ihn genießen, das heißt, wir heben ihn plötzlich vom Niveau des gewöhnlichen Lebens auf das Niveau der Glückseligkeit, wie diese aufsteigende Linie, die ich mit einem dicken Strich gezogen habe, andeutet. Nun, ohne Übergang, fügen wir ihm Qualen in ihrer höchsten Intensität zu. Der Wille des Menschen, mein Freund, unterliegt nicht länger der Anstrengung „und“, die zwei wert ist, sondern der Anstrengung „a“, die vier, zehn oder zwanzig wert ist. Hm? Was sagst du dazu?

— Er hatte mit ausladenden Armbewegungen an der Tafel gezeichnet, laut gesprochen, als sei er von einer übernatürlichen Begeisterung erfüllt. Dann wurde er müde. Er sank auf einen Hocker und sprach mit verschränkten Armen leise.

— Sie wissen ja, wie das ist. Soziale Verteidigungsorganisationen haben Männer schon immer gequält. Wenn sie es nicht mehr aushalten, sagen sie ihnen: „Wenn Sie uns sagen, was wir wollen, befreien wir Sie aus dieser Hölle.“ Aber wir tun noch viel mehr: „Wenn Sie uns sagen, was wir wollen, holen wir Sie aus dieser Hölle heraus und bringen Sie zurück in jenes Paradies, das wir Ihnen nur für einen Augenblick gewährt haben.“ Verstehen Sie denn nicht, dass meine Methode unendlich viel effektiver ist als herkömmliche Methoden?

— Ich war von dieser Hyäne tief beeindruckt. Plötzlich wurde ihr Blick kalt und sie sagte zu mir.

Fast schon feindselig: „Sind

Sie denn nicht begeistert? Ich glaube, Ihnen fehlt es an wissenschaftlichem Eifer. Wissen Sie was? Meine Methode mit mathematischen Diagrammen wie diesem hier wurde vom NKWD unserem glorreichen Genossen Stalin vorgeschlagen. Und Stalin hat sie mit allen Ehren gebilligt. Wissen Sie denn nicht, dass ich dafür den Leninorden erhalten werde? Bedenken Sie außerdem, dass mein Diagramm (die Lebenslinie, horizontal; oberer Raum, Feld der positiven Vorzeichen, Lust; unterer Raum, Feld der negativen Vorzeichen, Schmerz) der reinsten marxistischen Orthodoxie, den wissenschaftlichsten materialistischen Richtlinien der Psychologie entspricht ... Na los! Sagt mir das denn gar nichts?“

— Ich bin fassungslos... — sagte ich aufrichtig. Alles erscheint mir außergewöhnlich, unglaublich. Ich hatte absolut keine Ahnung...

— Ja, ich verstehe, dass Sie die Fähigkeit zu sprechen verlieren. Ihre Erziehung ist bürgerlich, ängstlich.

Bis jetzt gab es auf der Welt keine wirkliche wissenschaftliche Kühnheit.

„Und sonst nichts?“ Hören ..., So etwas in der Art?

Sie, ich gebe zu, die anderen Dinge sind minderwertig. Ich mische mich da nicht direkt ein. Aber das hier ... das ist mein Werk, mein ganz allein!

— Nun ja... Lumenstadt?

„Lumenstadt ist verrückt. Er hat keine Ahnung, was er tut. Ich habe dafür gesorgt, dass er wie ein Automat arbeitet. Ich war dumm genug, ihm zu sagen, wofür ich ihn brauche, und er hat Angst bekommen. Er war auch ein Bourgeois. Die weltweit führende Autorität auf dem Gebiet der Alkaloide, aber trotzdem ein Bourgeois. Ich lasse ihn arbeiten ... na ja! Ich habe ihn in Urlaub geschickt, weil er sonst gestorben wäre.“

„Also, Genosse, Sie beschäftigen sich nur mit Drogen?“ „Ja. Ich leite die Pharmakologie. Hier haben wir einige sehr nützliche organische Substanzen zur Schlafverhinderung entwickelt. Hochwirksame Sympathomimetika. Ich kann einen Gefangenen eine Woche lang wach halten, egal was mit ihm passiert; und das mit ein paar einfachen Tabletten oder mit intraglutealen Injektionen. Ein viel effektiveres und viel einfacheres Verfahren als die altmodischen Scheinwerfer, die ohrenbetäubenden Glocken und so weiter. Genau das Gegenteil von dem, was Sie tun, nicht wahr? Sie, Genosse, versetzen sie in den Schlaf, ich wecke sie auf.“

Das ist lustig!

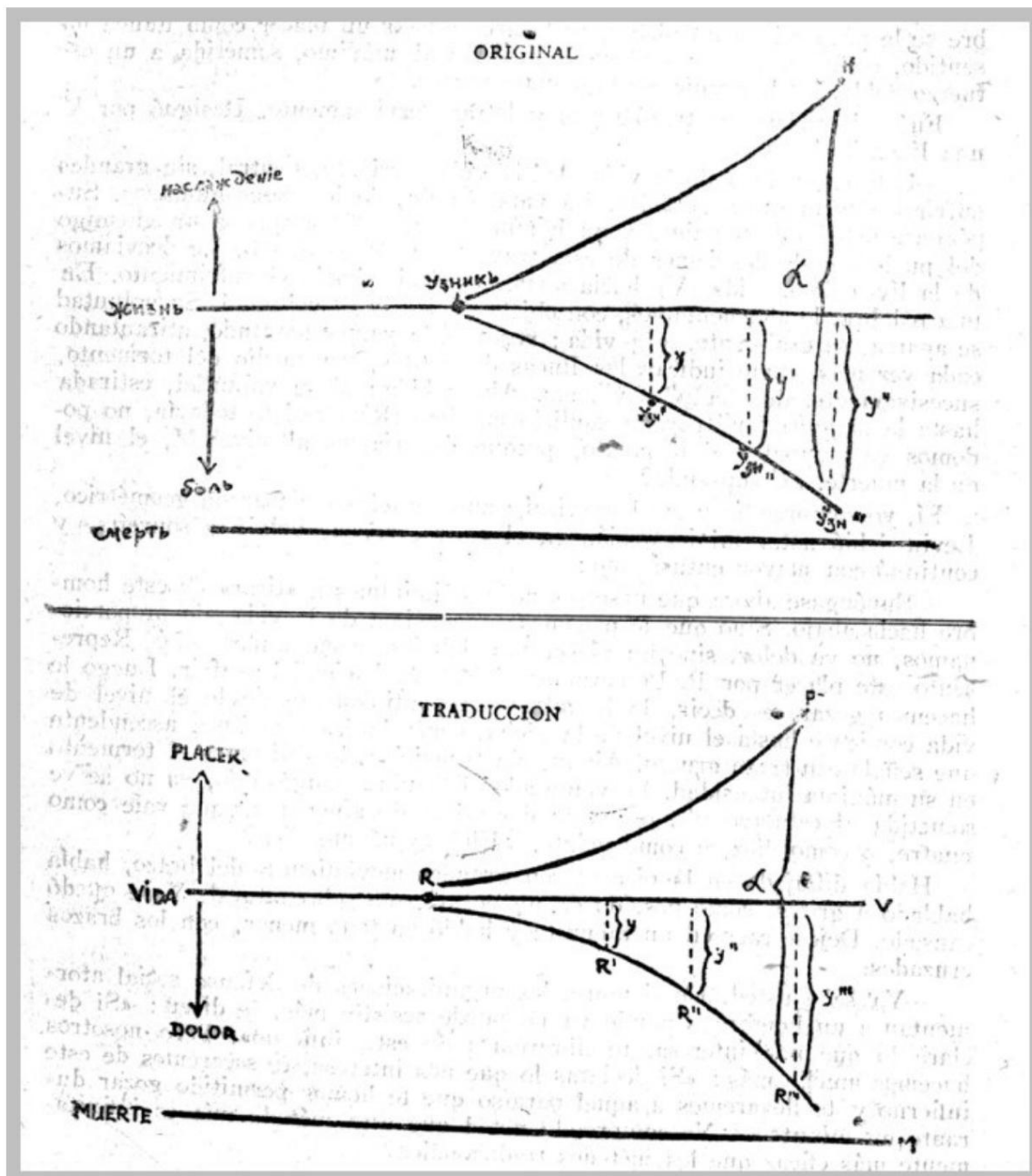
— Er lachte lautstark über seinen Witz. Und dennoch musste ich den ganzen Vormittag ertragen und sogar so tun, als freue ich mich über die Anwesenheit dieses Ungeheuers, das die Wissenschaft nur zu dem Zweck kultivierte, die Menschheit noch elender zu machen, als sie ohnehin schon war.

kann empfangen.

Das Merkwürdige war, dass der Jude ein Mann von seltener Eleganz war. Seine Ausstrahlung war angenehm; sein Blick gütig, durchdringend und herzlich; seine Stimme warm; sein Auftreten ungezwungen und sanft. Er erschien mir als ein hervorragendes Exemplar seiner Rasse, in gewisser Weise aristokratisch.

Abgesehen davon, dass ich seinem Vortrag lauschte, packte ich nur meine Gläser ein und stellte sie in eine Vitrine. 220, 221 und 223, meine Lieben! Wie meine Hände euch heimlich berührten, Kinder meiner Intelligenz, die ihr zum Guten geboren wurdet, wie die Geschöpfe Lumenstadts, und die ihr, wie sie, in die Hände des Teufels gefallen seid!

Als wir in der Mittagspause das Labor verließen, hatten sich meine Vorstellungen von der GPU erweitert. Levin hatte mir neue und ungeahnte Dimensionen des Schreckens aufgezeigt; eine tiefere Verwerflichkeit, als es selbst die Fantasie eines Poe oder Wells, die sich der Erschaffung einer neuen Welt des Verbrechens und der Perversion verschrieben hatten, bedient von der Wissenschaft, je hätten erfassen können.



Terror, negativer Terror, als Mittel brutaler Unterdrückung von Einzelpersonen und Massen – die einzige Bedeutung, die der normale Mensch darunter verstand – war in der UR bis jetzt überwunden worden.

SS-Wissenschaftsverbrechen wurden nicht nur als Waffe zur Vernichtung des Gegners, sondern auch als Mittel im Kampf um die Vorherrschaft systematisch und routinemäßig eingesetzt.

Nach dem, was ich sah, war dieses Haus mehr als nur ein mächtiges Staatsinstrument. Die ausgefeilte Diskretion und Verschleierung, die unerwarteten Details und auch die Unwägbarkeiten ließen mich vermuten, dass nicht alles, was dort geschah und geplant wurde, Stalin diente. Vieles war überflüssig; diese raffinierten Verfahren, diese *Tarnungen* des Todes, passten nicht zu der Brutalität, mit der der rote Diktator seine Racheakte zur Schau stellte. Stalin mag in seinen Anschuldigungen lügen, er mag einen Unschuldigen zu einem Geständnis zwingen, er wird jeden noch so blutigen Trick anwenden, um sein persönliches Ziel zu erreichen; aber vor allem liegt sein Vergnügen darin, seine Feinde öffentlich zu demütigen und zu ermorden. Diese Raffinesse und Subtilität bei der Beseitigung eines Menschen passte nicht zu Stalins Gesamtpsychologie, der zwar vorsichtig und listig vorging, wenn er sein Opfer in die Falle lockte, aber nicht zögerte, öffentlich mit dessen Vernichtung zu prahlen. Vielleicht, so dachte ich, war der Großteil davon für das Ausland bestimmt: Politische Verbrechen erfordern dort besondere Vorsichtsmaßnahmen, und ich hatte bereits in dem mir anvertrauten Fall Beweise dafür gefunden. Es könnte sein, dass Stalin, der marxistische Orthodoxie vortäuschte, das von der Doktrin verurteilte, klassisch anarchistische System des individuellen Terrorismus nicht anwenden wollte und stattdessen jene wissenschaftlichen Mittel nutzte, um Attentate zu verüben, ohne der Doktrin zu widersprechen, indem er sie als „natürliche Todesfälle“ tarnte. Das war möglich, doch ich hatte nicht von vielen Fällen gehört, in denen dieser Verdacht aufkam. Ohne diese Möglichkeiten auszuschließen und sie in Einzelfällen sogar in Betracht zu ziehen, gewann ich von dieser Institution, die sich dem „legalen Mord“, dem „Mord als Kunstwerk“ verschrieben hatte, den Eindruck, dass es sich um etwas Dauerhaftes, Systematisches mit Ordnung und Ziel handelte; und diese grundlegende Einschätzung führte mich zu dem Schluss, dass „es“ Teil eines furchtbaren, finsternen und ungeheuer ehrgeizigen Ganzen war.

So verbrachte ich meine Mittagspause, geplagt von den Ablenkungen, auf die mich meine beiden Kollegen aufmerksam machten. Ich führte sie auf Berechnungen und Formeln zurück, die der Anblick des Labors in mir auslöste. Am Nachmittag zog ich mich in meine sorgfältig gepflegten Kolben zurück. Ich musste filtern, neutralisieren, isotonisieren. Doch was ich wirklich brauchte, war, mithilfe meiner Fantasie der beängstigenden Welt, in der ich gefangen war, zu entfliehen.

IV

EIN MORD DURCH „NATÜRLICHEN“ TOD

Ich lag die meiste Zeit der Nacht wach. Das Wirrwarr an Gedanken, das beim Betreten dieser neuen, schattenhaften Welt in mir aufkam, füllte meinen Kopf mit widersprüchlichen Überlegungen, die ich zu ordnen und zu durchdenken versuchte. Zu allem Übel kreiste auch noch mein wirrer Verratsplan in meinem Kopf. In diesem fiebrigen Zustand kamen mir die Erinnerungen an meine Lieben nur noch sporadisch in den Sinn, und selbst die Besessenheit von ihrer Gefahr, die mich bis dahin so sehr gefesselt hatte, war fast völlig verschwunden.

Ich konnte nicht sagen, wann ich so tief eingeschlafen war; zweifellos lag es an der Erschöpfung. Der Quartiermeister musste hereinkommen und mich wecken, da es schon recht spät am Vormittag war.

Ich eilte in den Speisesaal und entschuldigte mich überschwänglich bei Mironov. „Es gab Befehle“, sagte er. „Wir brechen noch heute Nacht auf. Ich muss so schnell wie möglich meine Sachen packen; es könnte sein, dass wir vorgezogen werden. Vielleicht möchte der Kommandant vorher noch ein paar Empfehlungen aussprechen.“

Es gab nichts Neues zu berichten. Mironov musste gleich nach dem Frühstück nach Moskau aufbrechen und kehrte mittags nicht zurück. Auch Levin aß nicht im Haus zu Mittag; ich aß ganz allein. Ich versuchte, mit dem Steward und dem Kellner ins Gespräch zu kommen, brachte aber nur ein paar einsilbige Worte heraus.

Ich musste mich damit abfinden, eine Weile im Esszimmer auf und ab zu gehen und mich dann in meinem Zimmer einzuschließen. Meine Ungeduld ließ diese Stunden endlos erscheinen; schließlich konnte ich sie verkürzen, indem ich einschlief.

Ich wurde durch eine Nachricht von Levin geweckt. Als ich im ersten Stock ankam, sah ich ihn eine Treppe hinaufgehen, die wohl aus dem Keller kam; er schloss die Tür selbst und sagte zu mir:

—Ich komme gerade von dort unten, wo ich nach den Meerschweinchen gesehen habe.

—Ich möchte, dass du mir deine Erfahrungen aus erster Hand schilderst, Genosse. Ich muss noch nicht geboren sein, und mir ist hier allein und eingesperrt total langweilig...

—Wenn Sie zurückkommen, Kollege, wenn Sie zurückkommen; es ist noch zu früh.

Ich ging davon aus, dass wir noch in derselben Nacht aufbrechen würden. Er entschuldigte sich überschwänglich und überschüttete mich mit Höflichkeiten. Dann bat er mich inständig, ihm ein paar Kleinigkeiten aus Paris mitzubringen. Er wünschte sich Krawatten, die er anhand von Muster und Farbe beschrieb; er musste eine ungeheure Schwäche dafür haben, obwohl ich seinen Geschmack entsetzlich fand, es sei denn, er war modisch besser informiert und konnte meine veraltete Expertise in dieser Angelegenheit übertreffen. Etwas verlegen bat er mich außerdem, ihm einen Gummigürtel für seine Frau mitzubringen. Er nannte Marke und Größe, wobei die Größe so hoch war, dass seine Begleiterin recht füllig war – eine Tatsache, die sich bestätigte, als er noch nach einem angeblich berühmten Antitranspirant-Parfüm fragte, dessen Geheimnis angeblich von einem bestimmten Geschäft auf irgendeinem *Boulevard gehütet werde*. Doch damit nicht genug; er bat um weitere Dinge für sich und seine Kinder. Er versprach mir jedoch, mir viele Rubel für die von mir ausgegebenen Francs zurückzuzahlen, weit mehr, als der offizielle Wechselkurs erlaubte.

Ich gab vor, mich damit nicht auskennen, und fragte ihn, ob ich das Geld und die Freiheit zum Kauf hätte. Er bestätigte dies; es sei üblich, in solchen Fällen die Mittel und die Freiheit zu gewähren.

ŸŸŸ

Trotz der außergewöhnlichen Umstände dieser Zeit in meinem Leben schienen die Stunden fast eintönig. Nichts Auffälliges störte diese beinahe vollkommene Ruhe eines Gefangenen.

Aber ich erinnere mich gut, es war der 18. September. Mironow kam aufgeregt und in Eile an; er drängte mich hastig, Hut und Mantel zu schnappen und in den Wagen zu steigen, den er mitgebracht hatte, und wir fuhren nach Moskau. Fast ohne Umschweife befand ich mich wieder in Jagodas Gegenwart. Es muss elf Uhr morgens gewesen sein. Ich bemerkte Anzeichen von Schlaflosigkeit bei ihm: Seine etwas schräg stehenden Augen waren rot und eingefallen. Er hatte nicht mehr die Ausstrahlung und Haltung, die er bei unserer ersten Begegnung gezeigt hatte. Er ließ mich in einem Sessel ihm gegenüber Platz nehmen und sagte ohne viel Umschweife, als ob er es eilig hätte: „Genosse Landowski, ich habe darüber nachgedacht, Sie allein ins Ausland zu schicken, und obwohl es den üblichen Gepflogenheiten in solchen Angelegenheiten widerspricht, bin ich fast entschlossen, Ihnen zu erlauben, Ihre Frau und Ihre Kinder mitzunehmen ...“

Siehst du?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er nahm einen Umschlag von seinem Schreibtisch, entnahm eine Art Heftchen und reichte es mir: Es war ein Reisepass ... ein Reisepass auf den Namen meiner ganzen Familie, in dem ihre Porträts, Namen und Lebensumstände sowie Stempel, Unterschriften und so weiter vermerkt waren. Alles, was man zum Grenzübergang brauchte. Ich starrte ihn fassungslos an.

—Siehe auch das.

Zwei weitere Dokumente gelangten in meine Hände. Ein großes, meine Ernennungsurkunde als Arzt an der sowjetischen Botschaft in Paris. Ein weiteres, sehr kleines, ein Scheck über einhunderttausend Francs, ausgestellt auf die Credit Lyonnais.

Ein unbeschreiblicher Schauer der Freude durchfuhr mich, doch er währte nur wenige Sekunden. Yagodas elegante Erscheinung strahlte eine gewisse Grausamkeit aus, und ich hatte diese Grausamkeit zudem sehr direkt, sehr objektiv und persönlich erfahren. So verdunkelte sich meine Seele rasch wieder. Sicherlich hatten sie bei der Hinrichtung etwas anderes von mir im Sinn, als sie ursprünglich geplant hatten, oder vielleicht ein ganz anderes Verbrechen.

„Ich höre“, sagte ich, „Kommissar Yagoda.“

—Sehen Sie— erklärte er, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und führte seine Fingerspitzen zusammen—.

Ich verstehe, dass Sie unserem sowjetischen Vaterland viel loyaler und effektiver dienen werden, wenn Sie mit Ihren eigenen Leuten marschieren dürfen. Ich muss mir dessen jedoch sicher sein. Genauer gesagt, brauche ich einen Beweis Ihrer Loyalität.

Er versuchte, sich zu beherrschen, doch eine gewisse Nervosität durchfuhr ihn. Er beugte sich erneut über den Tisch und fuhr, das Klappmesser schwingend, fort: „Die UdSSR benötigt derzeit einen kleinen technischen Service. Es ist eine denkbar einfache Aufgabe, die jeder erledigen kann. Ich werde also nicht Ihr technisches Können testen, sondern nur Ihre Diskretion und Loyalität. Verstanden? Bitte hören Sie mir aufmerksam zu.“

—Ich verstehe —, sagte ich —, dass Sie, Genosse, nicht mein technisches Wissen auf die Probe stellen werden, sondern nur meine Diskretion und Loyalität...

Ich wusste bereits, dass Yagodas diktatorisches Temperament durch diese pünktliche Wiederholung seiner Parolen erfreut sein würde.

„Ausgezeichnet“, sagte er und kletterte wieder hinauf. „Ausgezeichnet. Es ist entdeckt, Genosse.“

Landowsky, einer unserer berühmtesten Generäle, der sich in den Bürgerkriegen hohes Ansehen erworben hat, ist ein Verräter. Er steht im Dienste des Faschismus, insbesondere Hitlers. Ihn nach einem Schnellverfahren vor einem Kriegsgericht hinzurichten, wäre die übliche Vorgehensweise. Die Beweislage ist erdrückend. Aber ist dies im besten Interesse der Nation?

Was würden die Menschen im Ausland von unserer Militärmacht halten, wenn sie wüssten, dass einer unserer ranghöchsten Offiziere unsere Mobilisierungspläne und Waffensysteme verraten, sabotiert und dem Feind übergeben hat? Was würden sie denken?

Der Moment für einen Angriff auf Russland ist gekommen. Sie müssten sofort angreifen, bevor sich die Pläne unseres Generalstabs ändern...

Unser glorreicher Genosse Stalin hat den Tod gewählt, den „natürlichen“...

Verstehen Sie?... Sie sind kein Kommunist, Genosse Landowsky; aber ich appelliere an Ihre russische Identität, an Ihren Patriotismus... Mehr noch, gerade weil Sie kein Kommunist sind, weil Sie ein unbekannter, politisch unbedeutender Mann sind, habe ich an Sie gedacht. Es besteht keine Gefahr, dass Sie in die Verschwörung dieses verräterischen Generals verwickelt sind (ich verheimliche es nicht, Sie sehen, es gibt eine weitreichende Verschwörung). Ich glaube, ich spreche zu deutlich mit Ihnen; nun, ich werde es deutlich sagen: Wissen Sie, was dieser Pass, diese Ernennung und dieses Geld bedeuten? Sie bedeuten Ihre absolute Freiheit. Und die, seien wir ehrlich, Dr. Landowsky, Ihr größter Traum ist. Ich erwarte Ihre Antwort.

„Genosse Kommissar des Innenministeriums“, erwiderte ich, „Sie wissen, dass Sie meine technischen Dienste nach Belieben in Anspruch nehmen können. Sie wissen auch, Genosse Kommissar, dass ich mir das Recht auf die Wiedervereinigung mit meiner Familie verdienen möchte ...“

—Okay, kommen wir zur Sache: Welche Verfahren gibt es, um den „natürlichen“ Tod eines Generals herbeizuführen, der die UdSSR verraten hat? Sie haben das Wort.

—Nun ja... ein Schuss in den Hinterkopf erscheint mir auf den ersten Blick eine angemessene Maßnahme... Das reicht aus, um zu verhindern, dass sie ihn anschließend obduzieren, untersuchen usw.

„Ich glaube“, sagte Yagoda ernst, „Dr. Landowsky, dass Sie nicht beabsichtigen, sich über mich lustig zu machen...“

„Keineswegs, Genosse Yagoda. Ich analysiere systematisch. Wir Wissenschaftler pflegen die Gewohnheit des systematischen Denkens. Da es sich hier um einen Sonderfall handelt, werden wir ihn aus einem anderen Blickwinkel betrachten. Sie deuten auf vielfältige Weise an, dass ein Trauma in diesem Fall einer Vergiftung nicht akzeptabel ist; diese Argumente sind bis zu einem gewissen Grad subtil. Kohlenmonoxid, Cyanide ...“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Und die Autopsie?

Diese Unterbrechung war genau das, worauf ich gewartet hatte. Ich musste wissen, ob Yagoda ein Staatsverbrechen oder einen privaten Mordanschlag plante. Als der Innenminister während der Autopsie solche Angst zeigte, bestätigte das in gewisser Weise meinen Verdacht, dass etwas Illegales, etwas Persönliches im Spiel war. Ich sprach ruhig.

Kommissar Yagoda: Bis jetzt hatten Sie mir nicht angedeutet, dass die Autopsie von... undisziplinierten Ärzten durchgeführt werden sollte. Deshalb zog ich eine Vergiftung in Betracht. Jeder erkennt einen Schuss in den Hinterkopf. Eine Vergiftung hingegen kann nur von einem erfahrenen Arzt festgestellt werden, der über chemische Analysegeräte verfügt und... nicht geneigt ist, die Ergebnisse zu verheimlichen.

Yagoda runzelte die Stirn. Ich fürchtete, er würde mein Spiel durchschauen, dass er merken würde, dass ich mit meinen Verzögerungen nur versuchte, etwas von ihm zu bekommen. Ich versuchte, dies zu verhindern, indem ich schnell zu etwas anderem überging.

„Nun denn, Genosse Kommissar“, sagte ich und erhob meine Stimme so laut ich konnte, „glauben Sie nicht, dass die Mittel der Wissenschaft hier enden. Es gibt viele andere, vielleicht diskretere, aber vielleicht weniger geeignet für den vorliegenden Fall.“

„Sagen Sie mir“, sagte er und betonte jede Silbe, „alle Mittel, die der Medizin zur Verfügung stehen, um einen Tod herbeizuführen, der alle Anzeichen eines natürlichen Todes aufweist. Nennen Sie sie mir alle, und ich werde auswählen.“

—Das ist eine lange Geschichte—, sagte er ruhig. —Kann ich eine Zigarette haben?

—Natürlich.

Ich spielte mit dem Feuer, doch mir schien, dass die Offenlegung aller Geheimnisse der einzige Weg war, mich zu verteidigen. Meine arme Frau, meine Kinder, ich selbst – alles, was mir auf der Welt etwas bedeutete, verlangte Mut, und ich war entschlossen, tapfer zu sein, selbst wenn mein Wille mit meinen Nerven bis aufs Blut kämpfen musste. In diesem Kampf half mir plötzlich ein Gedanke: Ich hatte gehört, dass Jagoda, der gewisse bonapartistische Neigungen hegte, nach der Macht in den Sowjetrepubliken strebte. Um dies zu erreichen, musste er angesichts der unerschütterlichen bonapartistischen Gesinnung Josef Wissarionowitschs (genannt Stalin) den damaligen Amtsinhaber beseitigen. Plant Jagoda, Stalin zu vergiften? Wenn ich das herausfinden könnte, wäre Jagoda in meiner Gewalt. Und ich beschloss, es herauszufinden.

Der Innenminister bot mir die wunderschöne kleine chinesische Intarsienbox an.

Ich habe es langsam eingeschaltet, so als würde ich meditieren.

—Kürzen Sie es ab, Genosse Landowsky—Yagoda war aufgeregt und unruhig—; ich gebe Ihnen *auch einen Whiskey*.

Ich begann zu sprechen und rauchte genüsslich, während er die Getränke einschenkte: Sobald wir Trauma und Rausch als irrelevant abgetan haben, bleibt die Infektion bestehen. Eine tödliche Infektion kann auf verschiedene Weise übertragen werden. Mal sehen: Ist es möglich, dem betreffenden Mann eine Injektion zu verabreichen? Die daraus resultierende Sepsis wäre fulminant.

Der Tod, eine Frage von Stunden.

Er meditierte einige Minuten lang.

„Nein“, sagte er schließlich, „vielleicht wäre es besser, diskreter vorzugehen. Kurz gesagt, teilen Sie mir, wie ich Ihnen bereits befohlen habe, alle Ihnen zur Verfügung stehenden Mittel mit.“

—Gut. Auf der einen Seite die Injektion, die, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, einen sehr schnellen Tod bedeutet. Zweitens kann der Verdauungstrakt genutzt werden. Botulismus kann leicht mit einer gewöhnlichen Infektion verwechselt werden. Können wir diesen verräterischen General zwingen, ein paar Würstchen oder speziell zubereitetes Fleisch zu essen?

Ich wartete auf die Antwort. Yagoda begann, meine Handlungen verdächtig zu finden.

Fragen. Er sprach, Silbe für Silbe, wie zuvor: —Frag nichts. Ich habe dir gesagt, du sollst mir alle Mittel erklären.

Nun gut, Genosse Kommissar. Wir haben jetzt die Wahl zwischen dem Injektionssystem und dem Ernährungssystem. Dann bleibt noch der Zugang – ich habe ihn bewusst so kompliziert wie möglich formuliert – der rhinolaryngotracheobronchopneumonische Zugang...

„Was?“, unterbrach Yagoda ihn wie geplant. „Sag mir, was dieser Rhinolarin-Stoffwechselweg ist ... was auch immer er ist.“

—Sehen Sie, Genosse. Es gibt Bakterien, Koch-Bakterien (1), wie Sie wissen, die normalerweise durch die Atmung in den Körper gelangen. Sie sind geruchlos, unsichtbar und auf keine Weise nachweisbar. Daher ist es möglich, dass ein Mensch, ohne es zu merken, so viele davon einatmet, dass hundert Pferde daran sterben könnten.

—Ohne dass die betroffene Person es merkt? Ohne dass es irgendjemand bemerkt?

—Ja, Genosse Kommissar.

—Und ist der Tod gewiss?

—Absolut sicher. Nur...

—Das?

Im besten Fall stirbt das Opfer innerhalb weniger Tage an einer akuten Infektion. Doch wenn das Glück nicht auf seiner Seite ist, dauert es länger, bis der Tod eintritt. Selbst wenn die Krankheit tödlich verläuft, versteht sich.

Nun handelte er leichtsinnig. Er hatte diese Überlegungen mit derselben Absicht wie zuvor angestellt. Was Yagoda jetzt sagte, würde mir endgültig Aufschluss über seine Pläne geben. Er dachte einen Moment nach und sagte: „Gut! Diese Sache mit den Bazillen kommt mir gelegen. Und wenn es noch ein paar Wochen dauert, bis er stirbt ... umso besser. Dann erscheint der Tod natürlicher ... Drei Monate zum Beispiel? Das passt mir, das passt mir! Bereitet vor, was nötig ist.“

Ich war verblüfft.

„Unmöglich, Genosse Jagoda“, sagte ich. „Ich kann die notwendigen Vorbereitungen nicht treffen, ohne einige wesentliche Details zu kennen. Glauben Sie nicht, ich wolle indiskret sein. Ich werde Sie nicht nach Informationen über den Ort fragen, an dem er infiziert werden soll ... Denn die Operation kann natürlich nicht im Freien durchgeführt werden. Wie sieht das Zimmer aus, in dem der General normalerweise wohnt?“

Yagoda musterte mich eindringlich, doch ich spürte seine Zustimmung. Er musste die Beobachtung für vollkommen logisch gehalten haben. Ich sah ihm zu, wie er aufstand und den Raum musterte. Er dachte einen Moment nach. Dann ging er ein paar Schritte und trat an die Seite des Tisches. Die Flasche Whisky erschien; er schenkte mir großzügig ein und schenkte sich selbst ebenfalls eins ein. Ich war ihm aufrichtig dankbar; meine Nerven brauchten dringend etwas Aufmunterung.

—Ich glaube, du hast recht—, antwortete Yagoda schließlich, schnalzte mit der Zunge und roch dann mit der Unterlippe die restliche *Whiskey*-Feuchtigkeit von seinem Schnurrbart.

Er ging ein paar Mal mit den Händen in den Hosentaschen im Zimmer auf und ab. Ein paar Schritte vor mir blieb er stehen. Er tat so, als ob er sich an einen anderen Ort erinnern müsste, und tastete *mit* den Armen und Blicken den Raum ab.

„Ja“, murmelte er, „es wird ungefähr so aussehen ... Schau, Genosse: Das Zimmer wird mehr oder weniger so aussehen ... Ja, ja; hier ist ein Eingang (er zeigte auf den Eingang rechts neben seinem Schreibtisch), ein großer Balkon, ähnlich diesem hier, eine Decke von etwa dreieinhalb Metern Höhe ...“

—Möbel?

—Da ist ein großer Schreibtisch..., so ähnlich wie dieser hier. Ein Sessel dieser Größe... Ein paar Sessel...

„Teppich?“, fragte ich. „Gibt es hier einen Teppich?“

—Ja, natürlich gibt es das.

Ich stand auf, dachte nach und gab mir eine fachmännische Miene. Ich erreichte die andere Seite des Tisches. In der Nähe des Sessels, in dem Yagoda gesessen hatte, fragte ich schnell, aber beiläufig: „Reicht der Teppich bis hierher?“ Er deutete unter seinen eigenen Sessel. „Ja, er reicht bis hierher. Aber warum?“

„Es ist sehr wichtig“, bekräftigte ich, „es ist sehr wichtig, denn es könnte uns die Lösung liefern.“

Ich dachte darüber nach, nachdem ich noch einen Schluck genommen hatte. Wir standen beide zu beiden Seiten seines Sessels. Ich schob den Sessel zurück, kniete mich hin und hob den Teppich an. Ich holte die Tube mit meiner Nasensalbe aus meiner Westentasche, stellte sie auf den Boden, bedeckte sie mit dem Teppich und stellte den Sessel wieder an seinen gewohnten Platz.

—Bitte nehmen Sie Platz, Genosse Yagoda—, befahl ich mit einem selbstgefälligen Lächeln.

Er tat, was ihm gesagt wurde, wenn auch etwas zögerlich.

"Entschuldigen Sie... noch einen *Whisky*, Genosse, bitte?... Meine geistige Anstrengung."

Er servierte es mir; ich war erstaunt über meine eigene Dreistigkeit und seine Herablassung. Einen Moment lang schien es, als hätten wir die Rollen getauscht. Ich trank einen tiefen Schluck und sagte zu ihm mit einer gewissen Magierhaftigkeit:

(1) Im Originaltext wird Kochs Bazillus nicht erwähnt; Landowsky spricht von einem anderen, virulenteren Bazillus, dessen Infektion sicherer, nahezu unfehlbar ist und der zudem viel leichter zu beschaffen ist; außerdem muss er nicht in Glasampullen eingeschlossen werden. Es wäre in Zeiten weit verbreiteter Kriminalität unmoralisch, die einfache Methode der Lungenvergiftung preiszugeben. Daher wird der vom russischen Arzt genannte Bazillus durch Kochs Bazillus ersetzt, da Bajanov und Trotzki ihn in ihren Werken als im Kreml häufig verwendet erwähnen. Im Folgenden wird der Text an die im Original beschriebene Vergiftungsmethode angepasst. — (Anmerkung des Übersetzers)

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Das Ding“ – ..., Das müsste jetzt erledigt sein. Einen Moment bitte. Gehen Sie kurz hinaus.

ich ließ ihn zusehen und wiederholte die vorherige Handlung. Ich entfernte den Sessel und den Teppich, setzte mich auf und deutete auf den Boden ...

-Was ist das?...

—Das ist... alles—, antwortete ich.

Er beugte sich vor.

—Ich sehe nur Glasscherben. Was ist das?

—Alles Notwendige; meine Lösung für das Problem.

—Aber erkläre es mir.

—Die Kristalle, die Sie dort sehen, waren ein Röhrchen!... Du selbst, Genosse Yagoda, hast es unabsichtlich zerbrochen. Es hätte dein Tod sein können...

-Als!

„Es hätte sein Tod sein können, wenn dieses Röhrchen zum Beispiel krankheitserregende Keime enthalten hätte...“

Yagoda konnte seine Zufriedenheit nicht verbergen. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sah mich eindringlich an.

„Genosse“, sagte er, „Sie sind ein talentierter Mann ... Ich hätte Ihnen nicht so viel zugetraut. Tun Sie, was Sie geübt haben, und Ihr Glück ist Ihnen sicher. Ehrenwort.“

Er war so hingerissen, dass er nicht mehr klar denken konnte. Angesichts seiner Begeisterung ging es mir genauso. Im Rausch der wiederholten *Whiskys* und in der durch meine Nervosität hervorgerufenen Lähmung fühlte ich mich, als hielte ich den sowjetischen Volkskommissar für Innere Angelegenheiten in meinen Händen. Außerdem konnte ich später in der Abgeschiedenheit des Labors darüber nachdenken.

„Nun denn“, sagte ich und nahm einen letzten Schluck, „Kommissar Yagoda, ich gehe davon aus, dass Levin mir die nötigen Mittel zur Verfügung stellen

wird ...“ „Nein! Levin darf es nicht erfahren! Sonst hätte ich es ihm anvertraut ...“

—Es ist auch nicht unbedingt nötig, dass er es herausfindet. Ich kann ihn um das bitten, was ich brauche, ohne dass er weiß, worum es geht...

—Genau. Sie schicken mir die Tube mit dem betreffenden Produkt...

—Und meine Anweisungen für die Anstellung. Wann soll ich sie Ihnen schicken?

—So schnell wie möglich. Heute Abend.

—Aber... es bleibt keine Zeit, um für heute Abend virulente Kulturen anzusetzen. Ich weiß nicht, ob Levin welche haben wird.

—Selbstverständlich. Levin hat alles. Aber es ist nicht eilt. Ich brauche es nur, damit ich es im entscheidenden Moment verwenden kann. Schicken Sie es mir so schnell wie möglich; bereiten Sie es auf jeden Fall umgehend vor. Ich werde es telefonisch anfordern. Schicken Sie es mit Mironov... Natürlich darf nicht einmal Mironov wissen, was es ist. Sagen Sie ihm zum Beispiel, es sei ein Erkältungsmittel, das ich bestellt habe...

„Und meine Familie, Genosse? Darf ich ...? Keine

recht. Ihr Termin, Ihr ..., Sorge. Ihnen geht es gut, aber ich werde telegrafieren, um sie zu empfehlen.“ „Ah! Ihrer Familie erst Scheck und Ihre Pässe liegen in der Botschaft bereit und werden Ihnen zugestellt, sobald die Miller-Affäre beginnt ... Ihre Familie wird abreisen, sobald das Experiment beendet ist ...“

Er begleitete mich bis zur Tür seines Büros. Und er hatte sogar noch Zeit, mir zu sagen: „Ich werde Mironov anweisen, Ihnen während der Reise die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen; Sie werden sich alle Ihre Wünsche erfüllen können ... Gibt es sonst noch etwas, das Sie wünschen?“

Ich kehrte stets in Begleitung von Mironov ins Labor zurück.

Wir wechselten die ganze Fahrt über kein Wort. Wenn das Gesicht des Tschekisten schon immer grimmig war, so trug es an diesem Tag seinen todesähnlichsten Ausdruck. Ich fragte mich, ob er meine Aufgabe, mich zu bewachen, langweilig fand, ob er sich nach Folterungen sehnte; als er mich von der Seite ansah, versuchte ich zu erraten, dass er sich an meinem Hals ergötzte und sich vorstellte, wie lustvoll er mich erwürgen würde: Er drehte so heftig seine Finger.

Versunken in diese angenehmen Gedanken kamen wir an. Ich fragte nach Levin, aber er war nicht da. Ich bat Mironov inständig, mich ins Labor zu lassen, da ich die Medizin für den Chef herstellen musste. Anders als erwartet, hatte er einen eigenen Schlüssel. Er begleitete mich nach oben und ließ mich hinein.

Endlich konnte ich in Ruhe nachdenken. Ich bestellte über die Sprechanlage Kaffee. Ich wollte die außergewöhnlichen Ereignisse dieses Tages in aller Ruhe verarbeiten und darüber meditieren.

Was mich am meisten beschäftigte, war die Veränderung, die ich an dem furchteinflößenden Yagoda bemerkte. Er wirkte nicht wie er selbst. Irgendetwas schien ihn zu durchdringen: Niedergeschlagenheit, Müdigkeit, Besorgnis ... Ich wollte erst Angst sagen, aber das war absurd! Angst, er, der gefürchtetste Mann der Welt!

Ich grübelte lange über Yagodas seltsamen Vorschlag nach. Er war immens logisch, ja, völlig im Einklang mit der bolschewistischen Linie. Doch die seltene Weitsicht, die mich überkam, als ich mit angespannten Nerven vor diesem Mann stand, warnte mich, dass etwas Dunkles, Gefährliches und Schwieriges an der ganzen Sache war.

Um geordnet nachzudenken, beschloss ich, mir zuallererst die Frage zu stellen: Wen versuchen sie zu ermorden?

Erste Möglichkeit: Es gibt tatsächlich einen verräterischen General, der diskret beseitigt werden muss. Für diese Annahme spricht, dass das Opfer üblicherweise in einem Raum gefunden wird, der dem von Jagoda sehr ähnlich ist, was nicht verwunderlich ist, da die Büros hochrangiger Offiziere oft einander ähneln. Dagegen spricht Jagodas Nervosität, die für einen Mann, der im Einklang mit Staat und Partei handelt, seine Pflichten erfüllt und die UdSSR verteidigt, untypisch ist. Zweite Möglichkeit: Das Ziel ist die Ermordung Stalins. Dieser Anschlag passt perfekt zu Jagodas bonapartistischer Denkweise. Es ist sehr wahrscheinlich, dass im Falle von Stalins Verschwinden der Volkskommissar für Innere Angelegenheiten dessen Platz einnehmen oder zumindest am besten dazu in der Lage wäre. Dies würde die von Jagoda geforderte Geheimhaltung, selbst gegenüber Lewin und Mironow, perfekt erklären. Es erklärt auch seine Nervosität. Er erklärt mir, warum er sagte: „Ich habe Sie ausgewählt, weil Ihr Rückzug aus der Politik garantiert, dass Sie in keine Verschwörung verwickelt sind...“ Er erläutert das Detail über das Büro: „Ich war nie in Stalins Büro, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass es dem von Jagoda ähnelt.“

Dritte Möglichkeit: Ich werde um die Mittel gebeten, einen rein persönlichen Mord, einen Akt der Rache, zu begehen. Dann ist Yagodas Haltung, da er an Morde gewöhnt ist, vielleicht sogar mit eigenen Händen, unverständlich. Weder seine Bitten noch seine Angebote.

Die letzte Möglichkeit, die mir mehr Sorgen bereitet als die anderen, ist, meine Loyalität und meinen Gehorsam zu testen. Wenn ich das vorbereite, was sie von mir verlangen, werden sie mir die Entführung anvertrauen. Wenn ich es nicht tue ...

Diese Vielfalt an Möglichkeiten interessierte mich sehr. Doch etwas anderes interessierte mich noch mehr: Was sollte ich tun?

Ich versuchte, die Sache mit größtmöglicher Logik zu betrachten. Als Bezahlung für meine Arbeit hatte man mir die völlige Freiheit angeboten, sowohl meine als auch die meiner Familie, und unsere Ausreise aus der UdSSR. War dieses Angebot glaubwürdig? Hätte ich an der Ermordung eines Generals teilgenommen, hätte die sowjetische Regierung mir unmöglich die Ausreise erlauben können, da ich jederzeit in Versuchung geraten könnte, ein so wichtiges Geheimnis preiszugeben. Wäre das Opfer Stalin selbst gewesen und er gefallen, war ich mir sicher, dass Jagoda mich eigenhändig ermordet hätte, um den einzigen möglichen Beweis für sein Verbrechen zu vernichten. Ich hatte die Möglichkeit ausgeschlossen, dass es sich um eine private Angelegenheit handelte und man mich lediglich einem „Loyalitätstest“ unterziehen wollte.

Ich gestehe, dass ich nur als allerletzte Möglichkeit moralische Gründe angeführt habe. Mit anderen Worten, erst nachdem ich überlegt hatte, was für mich am besten wäre, begann ich darüber nachzudenken, was ich tun sollte. Die Teilnahme an einem Attentat hätte weder meine Lage noch die meiner Familie oder die Russlands verbessert, denn es war zwar befriedigend, zum Tod des Tyrannen Stalin beizutragen; aber wäre die Tyrannei Jagodas dadurch besser geworden? Und die Vorstellung, bei der Tötung eines Generals mitzuwirken, der im Kampf gegen die Sowjets sein Leben riskierte, entsetzte mich. Ich, ein Verteidiger des Kommunismus! :

Ich beschloss, das mir aufgetragene Tatwerkzeug nicht anzufertigen.

Nach dieser Entscheidung fühlte ich mich dank der beiden letzten Gedanken deutlich ruhiger. Der erste Gedanke war, dass Jagoda mich, falls er mich testen wollte und der Test negativ ausfiel, töten lassen würde; meine Familie könnte dann befreit werden. Der zweite Gedanke erfüllte mich mit einem Hoffnungsschimmer: Falls Jagoda Stalin ermorden wollte und ich das Verbrechen vereitelte, war es möglich, dass Stalin die falschen Versprechen Jagodas an mich einlösen würde; nicht nur aus Dankbarkeit, sondern weil meine Aussage über das Komplott gegen ihn ihn stärkte und ihm Ansehen unter den Kommunisten der Welt verschaffte.

Ich würde meine Blasen daher mit etwas Wasser vorbereiten...

In der bakteriologischen Abteilung fand ich Pestbakterien. Warum sollten sie dort aufbewahrt werden? Sie waren schwer zu kultivieren und gefährlich im Umgang ... Wozu nutzte die GPU sie? Nachdem ich Levins mathematische Leidenstheorie gehört hatte, für die er den Leninorden erhielt, war ich offen für die unwahrscheinlichsten Entdeckungen. Doch ich weiß immer noch nicht, warum sich in einigen Inkubatoren Röhrchen mit Tuberkulosekeimen befanden.

Um den Anschein zu wahren, bestellte ich Kaviar und injizierte eine Bakterienemulsion in die Bauchhöhle. Falls nötig, würde die Analyse ihrer Leichen als Beweis dienen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

dass ich etwas getan hatte, um Yagoda zu erfreuen. Ich hinterließ eine mit Bakterienemulsion gefüllte Burette.

Zur Mittagszeit wunderte ich mich, dass Levin nicht erschien. Er war zweifellos weggeschickt worden; ich dachte aber nicht weiter darüber nach und sprach auch nicht viel mit Mironov. Er zeigte übrigens auch kein Interesse an einem Gespräch. Hin und wieder musterte er mich mit einer Art Neugier, als entdeckte er etwas Neues an mir oder sähe mich zum ersten Mal. Ich war mir jedoch sicher, dass nichts Ungewöhnliches an meinem Gesichtsausdruck auffiel. Es sollte nicht lange dauern, bis ich den Grund für diese Blicke herausfand.

Am selben Nachmittag füllte ich sechs Ampullen vollständig mit der Emulsion und versiegelte sie unter der Lampe. Anschließend desinfizierte ich sie gründlich, bis ich sicher war, dass sie nur noch harmlose, abgestorbene Bakterienzellen enthielten. So konnte ihre Unwirksamkeit gegebenenfalls auf einen unbeabsichtigten Herstellungsfehler zurückgeführt werden. Darüber hinaus achtete ich sorgfältig darauf, die nicht verwendete Emulsion mit den voll virulenten Bakterien in der Burette zu belassen.

Zwei weitere Tage verbrachte ich eingeschlossen im Laboratorium – Levin war nirgends zu sehen, und Mironov besuchte mich nur gelegentlich schweigend – und gab vor, beschäftigt zu sein. Am dritten Tag fragte mich mein Wächter im Auftrag von Jagoda, ob ich das betreffende Medikament bereits zubereitet hätte.

„Das ist nicht möglich“, sagte ich, „in drei Tagen vorzubereiten. Es ist kompliziert, und ich arbeite allein...“

Eigentlich hätte ich es gern sofort übergeben. Ich hätte Jagoda gern zum Handeln gedrängt, denn auch das hätte mir als Alibi dienen können. Wenn ich ihn zu sehr unter Druck gesetzt hätte, hätte er verstehen sollen, dass ich keine Zeit hatte, die Virulenz der Kulturen zu überprüfen, dass sie verdorben sein könnten und so weiter. Deshalb war ich erfreut, als mir Mironow an diesem Abend eine neue Nachricht vom Kommissar brachte: „Beeilen Sie sich, Genosse. Genosse Jagoda braucht Ihren Befehl.“

—Ich werde heute Abend daran arbeiten. Ich versuche, es bis morgen fertigzustellen.

Am nächsten Tag ließ ich mich jedoch nicht stören. Doch um elf Uhr abends, als ich wie gewöhnlich in meinem Zimmer eingeschlossen war und mich gerade zum Schlafen bereit machte, schlüpfte Mironov herein.

„Hören Sie!“, sagte er scharf. „Sie müssen mir sofort den Auftrag von Genosse Yagoda geben. Er braucht ihn dringend, und ich muss ihn ihm unbedingt zukommen lassen.“

Die Stunde war geschlagen. Ich stand auf, ohne meinen Wärter anzusehen, und sagte:

—Komm mit mir ins Labor. Ich habe versprochen, es heute fertigzustellen, da es dringend war, und es ist jetzt fertig. Wisse, Genosse, dass ich mein Wort fast immer halte, wenn ich etwas verspreche.

Ich wickelte die Ampullen in Baumwollhemden, legte sie in eine kleine Schachtel, die ich verschloss und versiegelte, und reichte sie dem Tschekisten. Dabei versuchte ich, meine Kraft zusammenzunehmen, um streng zu sagen: „Warnen Sie Genosse Jagoda, dass Aufträge dieser Art

rechtzeitig im Voraus erteilt werden müssen. Die Wissenschaft ist nicht allmächtig, und Vorbereitungen wie diese brauchen Zeit.“

Mironov sah mich an, ich weiß nicht, ob mit Verachtung, Ironie oder Drohung, und ging hinaus, um nach dem/der/dem/der/dem/der/dem/der/dem ...dem/dem/dem/der/dem/dem/dem

Das Auto, dessen Motor ich auf dem Weg nach Moskau surren hörte.

Es war genau elf Uhr siebenzehn Uhr nachts.

Dann war ich wieder eingeschlossen. Und ich konnte mir nicht erklären, warum ich beinahe eingeschlafen wäre. sofort.

Ich wurde von eiligen Schritten geweckt, die kamen und gingen; ich blickte zum Fenster, um die Uhrzeit abzuschätzen. Helles Licht strömte durch den dicken Drahtzaun.

Ich vermutete, es war schon recht spät. Die schweren Schritte entfernten sich immer wieder und kamen dann wieder näher. Ich konnte mir nicht erklären, was diesen Lärm verursachte. Ich versuchte nicht, hinauszugehen, da ich wusste, dass ich eingeschlossen war. Sicherheitshalber stand ich aber auf.

Ich duschte und zog mich an, ohne mir irgendwelche Sorgen zu machen. Oben im Labor herrschte weiterhin reges Treiben. Aber niemand schien sich an mich zu erinnern.

Mehrere Stunden vergingen. Es musste spät sein. Mein Magen, der das Fasten nicht mehr gewohnt war, protestierte. Wollten wir denn heute nicht essen? ... Es musste so weit sein. Ich wollte nicht klingeln, denn immer, wenn ich zu spät gekommen war, hatte mich der Steward pünktlich gerufen. Ich wartete; zum Glück hatte ich Zigaretten dabei, und ich rauchte, um den Hunger und die Wartezeit zu überbrücken.

Es dämmerte bereits, als sich der Schlüssel im Schloss drehte. Es wurde nicht geklopft, wie es sonst üblich war. Plötzlich traten drei Männer ein, begleitet vom Hausmeister. Sie musterten mich und den Raum schweigend; einer warf einen Blick in das angrenzende Büro und ins Badezimmer. Er ging hinaus und kam kurz darauf zurück.

—Kommt mit uns—, sagte er. Er schien der angesehenste Kommandant zu sein.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich ging hinunter zu ihnen. Man führte mich in einen Raum, in dem ich noch nie gewesen war. Es war ein großes Büro mit einem Kamin, an dem ein Wappen prangte. Hinter dem Schreibtisch stand ein Mann, der wohl ihr Vorgesetzter war. Ein anderer stand neben ihm, und ein dritter tippte eifrig. Meine Begleiter gingen und ließen mich mit den drei Männern allein.

Ohne Umschweife fragten sie mich nach meinem Namen und meinen persönlichen Umständen.
„Wessen werden Sie beschuldigt?“, fragte derjenige, der saß – sicherlich der Chef aller.

„Ich bin kein Angeklagter, Genosse“, erwiderte ich entschieden.

—Warum ist er hier eingesperrt?

—Ich verstehe Ihre Frage nicht.

—Weißt du das nicht?...

—Genosse Kommissar für Innere Angelegenheiten kann Ihnen das meiner Meinung nach sagen.

—Genosse Kommissar weiß gar nichts. Seien Sie unbesorgt.

Was?... Genosse Yagoda weiß gar nichts? Ich habe doch erst vor drei Tagen mit ihm gesprochen...

"Ah, ja! Genosse Yagoda... Ja, natürlich wissen Sie gar nichts..." Er blickte denjenigen an, der schrieb und dabei wie zu sich selbst sprach, und befahl dann dem Stehenden: "Bringt Mironow her."

Der Bote verschwand eilig und kehrte mit meinem Gefängniswärter zurück. Dieser sah ernster und trauriger denn je aus, mit dem Blick eines Hundes, der zwischen zwei Türen eingeklemmt ist.

Der Chef sagte ihm mit Bestimmtheit:

„Richten Sie Landowsky den Befehl aus, den Genosse Yagoda Ihnen bezüglich ihm gegeben hat.“

Mironov blickte mich mit ausdruckslosen Augen an und antwortete, ohne dass sich seine Stimme auch nur im Geringsten

veränderte: „Macht ihn liquidiert... Macht ihn noch heute Nacht liquidiert.“

Ich kam mir total blöd vor.

„Sie können gehen, Mironov“, deutete der Chef an.

Ich traf dieselben drei wieder. Ich verstand kein Wort.

—Hast du das gehört, Genosse? ... Denk jetzt gut nach; ich brauche die ganze Wahrheit von dir, wenn du nicht willst, dass Genosse Yagodas Befehl ausgeführt wird.

Ich dachte, meine Falle sei entdeckt worden; die Blasen waren zweifellos untersucht worden.

—Ich bin mir meines Verbrechens nicht bewusst, Genosse—, sagte ich; daher ist es mir unmöglich, mich zu verteidigen.

—Darum geht es nicht; erzählen Sie mir einfach alles, was Genosse Yagoda mit Ihnen besprochen hat.

„Unmöglich, Genosse; wenn er Sie nicht informiert, kann ich es nicht. Ich verstehe nicht, wie Sie, zweifellos sein Untergebener, es wagen, so etwas von mir zu verlangen... Ohne die Erlaubnis von Genosse Yagoda werde ich nicht sprechen.“

Die Gefahr brachte mir wieder Klarheit. Was auch immer es war, ich wollte es beweisen.

dass ich ein selbstbewusster Mann sei, der in der Lage sei, ein Geheimnis zu bewahren... sagte ich energisch: —Ich würde nur vor Genosse Stalin sprechen.

Mein Gesprächspartner war nicht wütend; meine Haltung schien ihn nicht zu stören. Er strich mit der Hand über den kleinen Bart, der sein Gesicht zierte, ein kleiner Bart wie der von Radek. Er dachte einen Moment nach.

—Nun, ich denke, Sie werden sich äußern, wenn Sie Folgendes wissen: Yagoda ist nicht der Innenminister... Er wurde zum Postkommissar ernannt.

Ich starrte ihn an; obwohl er seinen Worten einen Hauch von Wahrheit verlieh.

Ich hielt es für klüger, mich an meine Rolle zu halten und die Sache zu beschleunigen.

„Ihre Behauptungen mögen zutreffen. Aber was würden Sie davon halten, wenn einer Ihrer Untergebenen von einem Fremden hereingelegt würde? Nur mit stichhaltigen Beweisen für Ihre Aussagen kann ich Ihnen gehorchen und sprechen ... Stimmen Sie mir nicht zu, Genosse?“

Nehmen wir an, es handelt sich um Staatsgeheimnisse...

—Welcher Beweis?

Ich dachte einen Moment nach. Mir kam der Gedanke, nach einem Beweis zu fragen, der die Situation vielleicht aufklären könnte. Also fragte ich:

„Genosse, könnte ich den Erlass sehen, der in der *Prawda* hätte erscheinen sollen?“

Der Chef war sprachlos, sichtlich in einer Zwickmühle. Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab und stopfte mechanisch seine Pfeife. Er zündete sie an, und im Schein des Streichholzes sah ich eine gewaltige Narbe, die an seinem Ohr begann, wo das Ohrläppchen fehlte, und sich bis zu seinem Kinn erstreckte. Er ging zum Tisch und nahm den Hörer ab. Er geleitete mich zusammen mit dem Mann an der Telefonzentrale hinaus. Mit dem Rücken zu ihm hörte ich ihn sagen: „Verbinden Sie mich mit der Zentrale ...“ Die Tür fiel hinter uns ins Schloss, und ich hörte nichts mehr.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Nach kurzer Zeit wurde ich zurück ins Haus geschickt.

—Wollen Sie mir damit sagen, Genosse, dass Ihre Verhandlungen mit Yagoda wichtig waren? ...

Hütet euch davor, mich zu täuschen!

—Das garantiere ich, Genosse... Sie sind wichtig.

—Er wird mir darauf antworten; da können Sie sicher sein..., wenn er mich zum Opfer eines Witzes macht, nun, wer auch immer über mir das Sagen hat, das versichere ich Ihnen, der wird sich nicht amüsieren...

Verstanden?... Es ist noch Zeit, das zu korrigieren.

—Ich habe die Wahrheit gesagt, darauf können Sie sich verlassen.

—Na dann los— sagte er und nahm einen Pelzmantel, der auf einem Stuhl lag —Kommen Sie mit uns, Malclakoff.

Wir drei gingen nach draußen. Vor der Tür wartete ein PS-starker Wagen auf uns. Wir stiegen ein, und der Chef befahl dem Fahrer: „Ab ins Hauptquartier; und zwar sofort.“

Das Auto verschlang die Straße; schon bald erreichten wir Moskau.

Wir kamen in der Lubjanka an. Wir gingen den gleichen Weg zurück, den ich schon zweimal zuvor gegangen war. Doch diesmal herrschten offensichtlich Anweisungen, und wir waren von den üblichen Einlassformalitäten befreit.

Derselbe Typ wie beim „Kreuzworträtsel“ war im Büro. Ich musste nur Warte einen Moment.

Ich wurde bald ins Büro des Kommissars geführt. Ich erwartete, den furchteinflößenden Yagoda in seinem königlichen Sessel vorzufinden, vielleicht erfreut über meine Loyalität, doch diese Erwartung verflog augenblicklich. Mein Blick fiel auf den Schreibtisch, der von einem einzelnen, schwachen Licht erhellt wurde, das vorher nicht da gewesen war. Ich sah niemanden und verharrte in der Dämmerung.

—Nur zu... Worauf wartest du noch? — sagte eine mir unbekannte Stimme mit einem Klang irgendwo zwischen schrill und metallisch.

Ich ging automatisch vorwärts und blickte in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war; doch ich konnte immer noch keine Gestalt erkennen. Bald verstand ich, warum: Ich blickte in die Halbdunkelheit in dem Winkel, aus dem die Stimme gekommen war, aber auf der Höhe, auf der sich der Kopf eines normalen Mannes befindet, und tatsächlich war dort nichts zu sehen. Erst viel tiefer konnte ich eine Gestalt erkennen, die aussah wie jemand, der saß ... Aber nein, er saß nicht, denn er bewegte sich auf mich zu. „Was für eine seltsame Art zu gehen“, dachte ich, „er kniet ja!“

— Sind Sie Landowsky? — fragte mich dieser seltsame Mann.

— Ja, ich bin's.

Ich war in den beleuchteten Bereich eingetreten und war überzeugt, dass er nicht auf Knien ging; er hatte einfach nur stark O-Beine, Beine wie in Klammern, wie die eines unterentwickelten Kindes, und seine Statur war fast zwergenhaft. Er stand mit dem Rücken zu mir; er kam zum Tisch, zwischen die beiden Sessel, lehnte die Schultern an die Kante und befahl mir: „Setz dich.“

Ich habe keine Ausrede gesucht und auch nicht gewartet, bis er sich hingesetzt hat; dieser kleine Mann sprach alles in einem befehlenden Ton, und es kam mir nicht in den Sinn, ihm zu widersprechen, nicht einmal aus Höflichkeit.

—Sie können sprechen... Erzählen Sie mir, was Sie mit Yagoda besprochen haben.

Ich zögerte einen Moment lang ... Konnte eine Farce wirklich so weit gehen? Was geschah dort? Warum hatten sie Jagoda entfernt? Die Hoffnung, wir hätten ein Attentat auf Stalin vereitelt, ließ mein Herz rasen. Wie dem auch sei, ich hielt es für das Beste, noch ein paar Augenblicke an meiner Rolle festzuhalten.

—Genosse, würden Sie mir bitte mitteilen, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen?

Er betrachtete mich, wie man ein Insekt betrachtet, von seinem übergeordneten Standpunkt aus; denn da er stand und ich saß, war seine Stirn eine halbe Handbreite höher als meine. Diesen Vorteil nutzte er aus.

—Kennst du mich nicht?...— und in seinem Akzent lag dieselbe Verwunderung, die ein Herzog an den Tag legen würde, wenn ihn sein Kammerdiener nicht erkennen würde.

—Diese Ehre kommt mir nicht zuteil, Genosse.

—Ich bin Volkskommissar für Innere Angelegenheiten der UdSSR. Gehören Sie der Partei an? Nein?...

Dann kennt er mich nicht. Ich bin Jechow, vom Zentralen Exekutivkomitee, vom Kontrollkomitee...

Haben Sie noch nie von mir gehört?... Möchten Sie meine Unterlagen einsehen?

Er muss das Ganze amüsant gefunden haben. Er öffnete eine Schublade und reichte mir ein großes, längs gefaltetes Blatt Papier und eine ledergebundene Karte: ein Dekret des Präsidenten der UdSSR, gegengezeichnet von Molotow, dem Vorsitzenden des Volkskommissarenrats, mit der Ernennung Nikolai Iwanowitsch Jechows zum Volkskommissar für Innere Angelegenheiten. Mechanisch überflog auch ich die Karte; darauf war sein Foto, und er war als Mitglied der Zentralen Kontrollkommission ausgewiesen. Ich bemühte mich um größtmöglichen Respekt.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Genosse Kommissar, ich stehe Ihnen zu Diensten. Ich bitte um Verzeihung, meine Pflicht erfüllt zu haben, und bedauere, einige Minuten Ihrer Zeit in Anspruch genommen zu haben, die für die Sache des Proletariats so kostbar ist...

Den letzten Teil muss er nicht richtig verstanden haben, denn er stand auf, beugte sich wütend über den Tisch und sagte mit gedämpfter, konzentrierter Stimme: „Na, Zeitverschwendung! ... Hast du nichts zu sagen? ...“ und ging, um die Glocke an dem Bild auf dem Tisch zu drücken.

—Nein, nein, Genosse... ; ich muss mit Ihnen über wichtige Dinge sprechen; ich konnte mich nur nicht gut ausdrücken.

Sie starrte mich mit Augen an, deren Pupillen trüb waren, als hätten sie...
dünne Ascheschicht.

—Sprich ohne Umschweife!...—und während er dies sagte, sprang er auf, als wären seine krummen Beine zwei Stahlstreifen.

Plötzlich durchfuhr mich eine Eingebung; ich stand auf, legte eine Hand auf die Tischkante und streckte, mit der Geste eines „erleuchteten“ Wesens, meinen rechten Arm in seine Richtung aus, wobei mein Zeigefinger gerade nach vorn zeigte...

—Ja, Nikolai Iwanowitsch Jechow..., es war für Sie; es war für Sie...

Er wich ein paar Zentimeter zurück, als ich mit dem Finger auf ihn zeigte... und sah mich sogar an, als ob er mich für verrückt hielte... ; instinktiv wanderte seine Hand zu seinem Jackett, um dort nach etwas zu suchen. „Genosse, wenn ich mich nicht irre, waren Sie in großer Gefahr...“ – und ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu geben, fuhr ich fort, während ich mich wieder meinem Platz zuwandte: „Mal sehen, Genosse, ob ein Verbrechen versucht wurde...; erlauben Sie mir, nachzusehen; bitte gehen Sie ein Stück weiter...; ja, so, ein Stück weiter, bitte.“

Er gehorchte und ließ den Sessel frei. Ich beugte mich vor und konnte seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, aber er musste ungewöhnlich gewesen sein.

Ich rückte den Sessel beiseite; ich hob den Teppich auf den Tisch und... vier plattgedrückte Baumwollbüschel erschienen, zwischen deren Fäden die Glassplitter herausragten.

—Es stimmte!... Hier sind sie!... Sehen Sie, Genosse Kommissar!... Er sah mich an und dann die Wattebäusche, auf die ich zeigte, ohne ein Wort von der Szene zu verstehen.

—Möchten Sie das erklären, Landowsky?... Was meinen Sie damit, und was soll das alles?

Ich erhob mich langsam und mit feierlicher Miene. Ich trat einige Schritte zurück und sprach:

„Kommissar Jachow, diese Angelegenheit bedarf einer ausführlichen Erklärung; ich werde sie Ihnen detailliert darlegen. Doch eines sei Ihnen gesagt: Was Sie dort sehen – diese harmlosen Wattebäusche und die auf dem Boden glitzernden Kristallpartikel – das hat Ihr Vorgänger Jagoda hier platziert: Millionen und Abermillionen von Koch-Bazillen ... dazu bestimmt, Sie in Kürze zu töten.“

Seine Augen blitzten vor Alarm. Er wich zurück; er versuchte, um das andere Ende des Tisches zu entkommen, aber die Wand versperrte ihm den Weg... Schließlich, als würde er über ein schlafendes Reptil steigen, streckte er sein Bein über die Stelle des Fundes, behielt dabei die Wattebäusche im Auge und kam auf mich zu: „Komm schon, Genosse... lass uns in einen anderen Raum gehen. Wir müssen es melden, wir müssen das desinfizieren.“

Ich deutete dem kleinen Mann, der fast zitterte, beruhigend an. Ich würde diese Szene gegen nichts eintauschen; einen der größten Terroristen des Universums verängstigt zu sehen, ist schließlich nicht jedermanns Sache. Wie wenig diese Monster, die kaltblütig Tausende von Menschenleben opfern, ihr eigenes wertschätzen!

„Keine Sorge, Genosse. Diese Bakterien wurden von mir gezüchtet ... sie kennen mich gut. Es gibt keinen Grund zur Beunruhigung!“

—Was hast du gesagt?... Und die Bazillen?...

—Ja, Genosse; tote, zerbrochene, harmlose Bazillen. —Sind Sie sicher?... Erklären Sie sich.

—Ich bin sicher; nun muss sich dein Vorgänger Yagoda in dieser Stunde über das, was er glaubt, amüsieren; denn er glaubt, dass ich dir den Tod dort in jenen Phiolen gegeben habe.

—Setz dich, Genosse; lass uns setzen, dann kannst du mit mir reden. Ich hatte nicht viel Zeit, aber ich werde so lange zuhören, wie nötig.

Ich begann meine Geschichte mit dem Moment, als ich zum ersten Mal mit Yagoda sprach. Ich ließ kein Detail aus. Ich schilderte Punkt für Punkt alles, was wir in unserem zweiten Gespräch besprochen hatten, und alles, was ich bis dahin getan hatte und was mir widerfahren war.

Jechow hatte sich völlig beruhigt. Seine Augen waren aschfahl als zuvor. Er starrte mich an, als sähe er mich nicht. Nur seine schmutzigen, ständig in Bewegung befindlichen Fingernägel – er kniff, kratzte und zupfte daran – zeigten, dass er lebte und fühlte. Als ich gerade erklären wollte, dass ich beschlossen hatte, Jagoda die Bakterien nicht zu geben, unterbrach er mich.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

kurz und bündig:

– Und Sie, obwohl Sie wussten, dass er die Mittel zur Bestrafung eines Verräters verlangte, haben sich aus Notwendigkeit für den Sowjetstaat geweigert, diese bereitzustellen?

Hätte mich seine Bemerkung unvorbereitet getroffen, wäre das fatal gewesen. Aber ich war vorbereitet, und zwar bestmöglich, denn ich hatte eine echte Wahrheit zu erwidern.

—Genosse Jekhow, ich muss die bolschewistische Einsicht und Überzeugung anerkennen, die in Ihrer Frage zum Ausdruck kommt. Sobald in meiner ausführlichen Erklärung auch nur der geringste Hinweis auf „Opposition“ gegen den Sowjetstaat fiel, sprang der Genosse Kommissar wie eine Feder aus Stahl in Aktion, unbeeindruckt davon, dass ich ihn vor einem grausamen Tod bewahrt hatte.

Er sah mich eindringlicher an und

sagte: „Und wenn Sie mir keine zufriedenstellende Erklärung für Ihr Handeln geben, lasse ich Sie erschießen.“ Ich hatte die Situation vollkommen im Griff; der Moment war kostbar, wenn ich ihn nutzte. Ich zögerte mit einer Antwort. Ich brachte sogar ein Lächeln zustande.

—Ich würde damit meine Pflicht erfüllen, Genosse Jekhow... Und gestatten Sie mir, einen einleitenden Gedanken zu äußern, etwas Aufrichtiges für einen Wissenschaftler, der, selbst ohne politische Leidenschaft, die Dialektik pflegt; gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, ich wiederhole, dass Genosse Stalin einmal mehr sein Genie unter Beweis gestellt hat, indem er Ihnen, Genosse Jekhow, die Sicherheit der gesamten UdSSR anvertraut hat.

Er rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her, als würde er mit Nadeln gepikst, zeigte aber ansonsten keine Anzeichen von Kummer. ohne jegliche Befriedigung oder Gefühl, und antwortete mir nur: —Gut; aber antworte mir, warum wolltest du die Bazillen nicht liefern, obwohl du wusstest, dass sie dazu bestimmt waren, einen Verräter hinzurichten?

„Diese Frage, diesen Vorwurf, Genosse Jekhow, hätte ich nicht beachtet, wäre ich eitler gewesen. Ein Versäumnis ist der Grund, warum der Genosse Kommissar meinen könnte, ich hätte mich geweigert, dem Sowjetstaat einen solchen Dienst zu erweisen. Ich werde es erklären, denn es gibt keinen anderen Weg. Als ich, wie ich bereits berichtet habe, Jagoda nach Einzelheiten über die Topografie und die Umstände des angeblichen Verrätergenerals fragte, als er vorgab, das Offiziersbüro weise ähnliche Merkmale auf wie sein eigenes, wie dieses hier, wo wir uns jetzt befinden, glaubte ich noch immer fest an die Existenz dieses Verrätergenerals. Deshalb versuchte ich, einen Weg zu finden, ihn auf eine unerwartete, aber sichere Weise zu infizieren.“ Ich habe Ihnen von meiner Untersuchung des Ortes, des Teppichs usw. berichtet; ich habe aber verschwiegen, dass ich Yagoda ohne jeden Zweifel fragte, ob der Teppich des Generals „bis hierher reichte“, als ich auf die Grenze seines eigenen Teppichs zeigte, und er mir ohne zu zögern, unbewusst, mit „ja“ antwortete; das war ein Lichtblick für mich.

Da er völlig ahnungslos war und sich nicht einmal vorstellen konnte, welche Mittel ich einsetzen würde, da ich es ihm bis zu diesem Moment nicht gesagt hatte, war es erstaunlich, dass er genau wusste, wie weit sich der Teppich im Büro des vermeintlichen Verräters erstreckte. Dies war eine spontane Schlussfolgerung von mir, die ich mir für eine spätere, detailliertere Untersuchung aufsparte. Ich grübelte lange darüber in meiner erzwungenen Isolation nach, kam aber nur zu einem logischen Schluss. Und dieser lautete: Yagodas seltsame und unbewusste Reaktion konnte sich nicht auf ein von jemand anderem bewohntes Zimmer beziehen. Wenn ein solches Zimmer existierte, in dem die Tat vollbracht werden sollte, konnte er nicht das kleinste Detail über den Standort des Teppichs, seine Ausdehnung, wissen, und er hätte seine Unwissenheit eingestanden. Als ich ihm erklärte, wie die Phiolen platziert werden sollten, als er erkannte, dass er wissen musste, ob der Platz von einem Teppich bedeckt war, muss er jemanden beauftragt haben, dies herauszufinden und mir erst dann Bescheid zu geben. Abschließend wurde mir vollkommen klar, dass er die Phiolen in seinem Büro, an seinem Sitzplatz, abstellen wollte. Dieser „Sitzplatz“ war für mich der Schlüssel zum Rätsel, denn dort, wo er saß, wollte niemand sonst sitzen; es war absurd anzunehmen, er wolle auf solch ungewöhnliche Weise Selbstmord begehen. Daher musste an seinem Sitzplatz jemand anderes sitzen, und dieser Jemand konnte niemand anderes sein als sein Nachfolger.

—Perfekt, Genosse Landowsky... Du bist gerettet.

—Selbstverständlich, Kommissar Jekhow. Zum Glück bin ich keine Maschine; zum Glück für Sie, ganz genau. Ich sollte Jagoda gehorchen, solange er Volkskommissar war, nicht aber, wenn er es nicht mehr war ...

Jekhow stand auf, und ich tat es ihm gleich. Ich bemerkte Spuren blutigen Speichels an seinen Mundwinkeln. Es sah aus, als hätte er sich auf die Lippen gebissen, bis sie bluteten. Meine blühende Fantasie malte mir aus, wie seine Lunge von der Infektion zerfressen wurde, die sein Freund Jagoda für ihn vorbereitete. Ich hielt es nicht für ratsam, etwas dazu zu sagen.

Zum Schluss fügte er noch hinzu:

—Unter strengster Aufsicht, kein Wort an irgendjemanden verraten. Ich habe bereits bemerkt, dass du Geheimnisse bewahren kannst, aber ich warne dich trotzdem. Kehre dorthin zurück, wo du warst...

Ich gehe davon aus, dass Sie gut behandelt werden; zögern Sie nicht, mich zu fragen, falls Sie etwas benötigen. Was die Angelegenheit in Paris betrifft, so habe ich meine Zustimmung; ich muss sie jedoch noch eingehend prüfen. Dies wird mir erst nach den ersten Tagen möglich sein, da ich dann die Verantwortung für all dies übernehmen muss. Ich gehe davon aus, dass die Vorbereitungen gut verlaufen und ich Ihre Dienste benötigen werde. In diesem Fall werden Sie unter denselben Bedingungen dorthin reisen. Ich glaube, Sie müssen ein großes Interesse am erfolgreichen Abschluss der Mission haben, denn ich bin nicht weniger streng als mein lieber Vorgänger. Sie verstehen. So sei es, Genosse Landowsky, und Sie werden es nicht bereuen. Ich bin überzeugt, dass Ihre Dienste und Ihre Intelligenz dem proletarischen Staat von Nutzen sein werden.

Ohne Umschweife blieb er an der Tür stehen. Ich ging hinaus und wartete auf der Schwelle der anderen Wohnung. Er bedeutete der Person, die mich begleitet hatte, näher zu kommen.

—Genosse Landowsky kehrt mit Ihnen ins Labor zurück; er wird dieselbe Behandlung wie zuvor erhalten, man wird sich mit größter Sorgfalt um seine Bedürfnisse kümmern und ihm alle gewünschten Studienmaterialien zur Verfügung stellen. Ich werde zu gegebener Zeit Anweisungen geben, was in seiner Angelegenheit zu tun ist.

Er drehte mir den Rücken zu und knallte die Tür zu.

Wir fuhren fort, ohne länger zu warten.

V

"DUVAL", MEIN NETTER CHEF

Ich war wieder ins Laborhaus eingezogen. Für mich hatte sich scheinbar nichts verändert. Seit Mironov mich verlassen hatte, hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Auch Levin hatte mich nicht mehr besucht.

Tage vergingen. Ich hatte nur Kontakt zu dem schweigsamen „Butler“, der sich auf seine Pflichten beschränkte und mit dem meine Versuche, ein Gespräch anzufangen, immer wieder scheiterten.

Ich hatte reichlich Zeit zum Meditieren. Alles schien darauf hinzudeuten, dass sie mich völlig vergessen hatten. Immer wieder kam mir die Gestalt Yagodas in den Sinn. Ich nahm an, er sei schnell „beseitigt“ worden. Doch ich konnte dies auf keine Weise überprüfen. Meine Isolation war total. Das Haus schien für die neue Führung der GPU keinerlei Interesse zu haben; denn obwohl ich sehr genau lauschte, hörte ich weder ein Auto noch einen Besucher. Die Tür öffnete sich nur zweimal, zu einer festen Zeit, sehr früh am Morgen, und zwar wohl, damit der „Butler“ die Tagesration holen konnte. Ich rief ihn in der Zwischenzeit, nachdem ich nach einer Ausrede gesucht hatte, ihn um etwas zu bitten, und er sagte, er könne nicht kommen, er käme in ein paar Stunden, und so geschah es auch; wenige Minuten, nachdem ich die Tür wieder öffnen und schließen hörte. Meine Freizeit verbrachte ich mit solchen Belanglosigkeiten, denn ich verbrachte lange Stunden im Labor mit Experimenten und Messungen.

Aus jener Zeit kann ich nichts Interessantes aufzeichnen.

Viele Tage vergingen. Doch schließlich, spät am Vormittag, hörte ich das unverkennbare Geräusch eines Motors. Wenige Minuten später wurde ich in das Büro gerufen, in dem mein Verhör stattgefunden hatte, jenes, das dem Besuch bei Jechow vorausgegangen war. Derselbe Mann mit der Narbe saß hinter dem Schreibtisch. Diesmal war er allein, und sein Verhalten mir gegenüber war, wenn möglich, viel freundlicher als beim ersten Verhör. Wir begrüßten uns, ohne uns die Hände zu schütteln.

„Genosse Landowsky“, begann er, „der Kommandant befiehlt Ihnen, Ihre Mission fortzusetzen. Haben Sie alles, was Sie brauchen?“

Ich habe ein positives Zeichen gegeben.

„Nun ja“, fuhr er fort, „ich glaube nicht, dass es nötig ist, die Bedingungen, unter denen Sie die Dienstleistung erbringen müssen, zu wiederholen... Sie erinnern sich doch daran, nicht wahr? Es ist lästig, über bestimmte Dinge zu sprechen.“ Nur so viel sei gesagt: Es hat sich nichts geändert. Wir haben dieselben Maßnahmen ergriffen, die auch Jagoda ergriffen hätte. Die Geiseln bleiben in unserer Obhut; sie sind für ihr Verhalten gleichermaßen verantwortlich ... Verstehen Sie? ... Selbstverständlich muss sich Genosse Jechow nach seiner Rückkehr deutlich besser benehmen als Jagoda ... Er hat mich beauftragt, Sie darüber zu informieren. Was die technischen Details der Operation betrifft, dazu noch nichts. Sobald Sie in Paris sind, werden Sie Ihre Rolle vollends verstehen.

Es klopfte an der Tür. Mein Gesprächspartner gab lautstark die Erlaubnis. Der Butler kündigte die Ankunft von „Genosse Duval“ an. Ihm wurde der Eintritt gestattet, und der Mann erschien. Ich vermutete, er sei Franzose. Doch sein russischer Akzent war perfekt.

Er war jung – etwa sechsundzwanzig –, dunkelhaarig, lächelnd, gutaussehend und auf den ersten Blick sogar charmant, wäre da nicht sein häufiges Lachen, das seine perfekten, weißen Zähne enthüllte und ihm eine gewisse Ironie und Verachtung verlieh. Er war tadellos gekleidet. Ich erkannte sofort, dass seine Kleidung westlich und von höchster Qualität war.

—Genosse René Duval — stellte sich der Tschekist vor. Und auf mich gewandt: —Der Doktor, den Sie aus unseren Berichten bereits bestens kennen.

Der Neuankömmling begrüßte mich mit einer Verbeugung und seinem freundlichsten Lächeln. Und der Mann Von der Narbe aus fuhr er fort:

„Er ist Ihr Reisegefährte, Dr. Landowsky, Ihr neuer Führer. Wie Sie sehen, ist Ihr Begleiter sehr sanftmütig; ich hoffe, Sie werden beste Freunde werden. Alles wird gut gehen, da bin ich mir sicher; aber, Doktor, lassen Sie sich nicht von gutem Aussehen und feinen Manieren täuschen; Genosse Duval versteht sein Handwerk sehr gut; er hat es uns vollkommen bewiesen. Ein Verrat, ein einfacher Akt des Ungehorsams ... würde Ihren völligen Ruin bedeuten, Doktor.“

Duval unterbrach: „Um

Himmels willen, Genosse! ... Hören Sie nicht darauf, lieber Doktor. Diese Warnungen gelten nicht für Sie. Ich bin stolz darauf, ein guter Psychologe zu sein; ich sehe in Ihrem Gesicht, dass Sie zu nichts Hässlichem fähig sind.“

Wir werden beste Freunde! Wir werden uns unterhalten! ... So einen Begleiter hat man nicht oft.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Eine Mission für einen Wissenschaftler, einen weisen Mann... Ich interessiere mich für Chemie... Eine Zigarette, lieber Doktor?...

Ich nahm es an. Er zündete es mir mit einem kleinen Feuerzeug an. Als er meine Neugier bemerkte, reichte er es mir zum Betrachten.

"Wunderschön, nicht wahr? ... Ich besorge dir eins, wenn wir dort sind..."

Der vernarbte Mann stand vom Sessel auf und ging los, um seinen prächtigen In seiner Lederjacke verabschiedete er sich mit den

Worten: „Ich freue mich, dass Ihre Beziehung so freundschaftlich beginnt. Wissen Sie, Doktor, Genosse Jekhow hofft auf ein gutes Ende Ihrer Mission. Er hat große Pläne mit Ihnen, so sehr, dass er alles versucht hat, um für Ihre Reise einen Ersatz zu finden, aber leider ohne Erfolg. Kommen Sie bald zurück und viel Glück. Er braucht Sie für etwas anderes, sehr Wichtiges ... und nur Sie können es tun.“

Ermutigt durch diese positive Einstellung wagte ich es, eine Bitte zu äußern:

"Genosse", sagte ich, "wäre es möglich, dass ich ein paar Zeilen an meine Familie sende?"

Ich wäre Genosse Jekhow sehr dankbar.

Der Mann verharrte einen Moment lang regungslos und etwas verwirrt, während ich ihn besorgt ansah. Doch dann antwortete er sofort: „Ihre Familie?... Natürlich, natürlich... Was wollen Sie?“

—Nur ein paar Zeilen...; schicken Sie ihnen ein paar Zeilen.

—Ja, ja, natürlich. Ich kümmere mich darum. Kein Problem. Schreiben Sie ihnen...

Genosse Duval, schick mir den Brief, sobald unser Arzt ihn geschrieben hat.

Er verabschiedete sich, warnte mich aber, dass die Abreise erst am folgenden Tag erfolgen würde.

Ich war mit dem neuen Mann allein. Er war ein angenehmer Kerl. Er trank viel, zeigte aber keinerlei Anzeichen von Trunkenheit. Er lud mich zu einer Partie Schach ein. Ich spiele zwar gut, aber er war viel besser. Er gewann alle Partien bis auf eine, die er mir wohl geschenkt hat.

Er sprach mit mir über Europa. In seinem Gespräch waren alle sowjetischen Klischees verschwunden. Er schränkte das Wort „Kapitalist“ nicht mit dem obligatorischen „Schurke“ ein, noch das Wort „Faschist“ mit dem notwendigen „Mörder“. Er musste einige Jahre in westlichen Ländern verbracht haben, falls er nicht in einem von ihnen geboren war. Die vielen französischen Wörter, mit denen er seine Sätze ausschmückte, sprach er mit der gleichen Präzision wie ein Muttersprachler; und doch war auch sein Russisch perfekt, wie das eines jeden Muttersprachlers.

Beim Mittagessen verzog er das Gesicht angesichts des Essens, das mir so exquisit erschien. Er aß kaum etwas. Zwischen den Gängen lobte er die französische Küche und die französischen Weine. Er musste ein Kenner gewesen sein. Die Zigaretten, die er mir großzügig anbot, waren eines Herzogs würdig: sehr lang, mit einer großen Spitze. Seine Bewegungen beim Rauchen waren von erlesener Eleganz; mir fiel auf, wie gepflegt seine Nägel waren, glänzend und rosa. Die Art, wie er sein Zigarettenetui öffnete und schloss, hätte jeden Aristokraten vor Neid erblassen lassen.

Ich fand den Tag sehr unterhaltsam. Unser Anliegen wurde nicht im Geringsten erwähnt.

Wir wirkten wie zwei Touristen, die sich zufällig in einem Luxushotel getroffen hatten und sich, um den Tag totzuschlagen, über Belanglosigkeiten unterhielten.

Wir haben uns erst sehr spät in der Nacht getrennt.

Ich habe schlecht geschlafen und bin aufgewacht, bevor ich richtig eingeschlafen war. Ich war sehr nervös wegen der bevorstehenden Reise am nächsten Tag.

Gegen neun Uhr riefen sie mich, genau als ich wohl gerade eingeschlafen war. Ich duschte und zog mich hastig an. Ich frühstückte mit Duval, und kurz darauf kam ein Auto, das uns nach Moskau brachte, wo wir den Zug nehmen sollten. Mein Gepäck, das ich Tage zuvor gepackt hatte, musste schon früher zum Bahnhof gebracht worden sein.

Ich muss Sie warnen, dass sich meine Vorräte darin befanden und dass mir gesagt wurde, ich solle mir keine Sorgen machen, falls ich sie später nicht finden sollte; sie würden auf einem sichereren Weg nach Paris gelangen.

Für mich war alles ganz einfach, da ich mir um nichts Sorgen machen musste – keine Tickets, keine Pässe, nichts. Deshalb kann ich keine Details preisgeben.

Ich wurde in einem Apartment untergebracht, das für Duval und mich reserviert war. Niemand störte uns während der gesamten Reise. Mir fiel jedoch auf, dass wir nicht allein und unbeaufsichtigt reisten. Zwei Männer bewachten uns; sie waren zweifellos Untergebene meines Begleiters. Wir verließen das Apartment weder zum Frühstück noch zum Mittagessen; Duval hatte reichlich Proviant, darunter Aufschnitt und Getränke, in einer großen Holzkiste mitgebracht.

Ich erfuhr von Niegoreloies Ankunft, weil Duval es mir mitgeteilt hatte. Auch hier musste ich mich nicht mit Zoll- oder Polizeiformalitäten herumschlagen; alles war im Voraus geregelt worden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Zug fuhr nach dem langen Halt weiter; bald hielt er erneut. Durchs Fenster sah ich Soldaten und Grenzbeamte aussteigen. Wir befanden uns direkt an der Grenze zur UdSSR. Mein Herz raste angesichts dieses bedeutsamen Ereignisses.

Neuer Vorstoß. Neuer Halt. Ich sehe ein kleines, völlig abgelegenes Haus; darum herum ein Zug Soldaten. Sie sehen aus wie französische Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg; sie tragen französische Helme, die ich gut von Fotos in Illustrierten kenne. Andere Uniformierte, sicherlich Offiziere, tragen Mützen mit eckigen Schirmen und großen Visieren, die ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit großen Vögeln verleihen. Diese Leute scheinen mir von einem anderen Planeten zu sein. Ich sehe sie sich alle bewegen, auf die Fenster zugehen. Sie müssen an Bord gegangen sein, und tatsächlich sind sie es, denn bald sehe ich sie den Korridor entlangkommen und nach Pässen fragen.

Ich habe meinen erhalten und übergebe ihn dem ersten Mann, der ihn in gebrochenem Französisch verlangt. Offensichtlich befinden wir uns jetzt außerhalb der UdSSR; wir sind in Polen.

Neuer Bahnhof. Es ist der erste polnische Bahnhof: Stolpce.

Es ist ein sauberer Bahnhof, ganz anders als die sowjetischen.

Etwas weiter entfernt stehen Hütten, die in Form und Grundriss den sowjetischen gleichen. Hierin sehe ich keinen großen Fortschritt Polens gegenüber seinem Nachbarn. Auch die matschigen Wege zum Bahnhof ähneln sehr den sowjetischen. Wäre da nicht der Kontrast zwischen der Kleidung einiger polnischer Bürgerlicher – wahrlich fein und elegant – und der der Bauern, die in Aussehen und Lumpen den Sowjets zum Verwechseln ähnlich sehen, würde ich immer noch glauben, ich sei in Russland.

Der Zwischenstopp ist ebenfalls lang. Wir müssen mit unserem Gepäck aus dem Flugzeug steigen, um vom Zoll kontrolliert zu werden. Die Polizei befragt uns kurz, deutlich kürzer als andere Reisende aus der UdSSR, da unsere Pässe darauf hinweisen, dass wir nur auf der Durchreise nach Deutschland sind.

Endlich ist alles vorbei. Der Zug fährt wieder an. Er ist nicht viel schneller als in Russland, aber wir kommen zügiger voran. Mein Blick schweift nicht von der Landschaft ab; endlich, denke ich, ist dies meine wahre Heimat, und ich umarme sie in Gedanken, denn mein Volk, mein wahres Volk, lebt hier seit Jahrhunderten. Ein tiefes Gefühl erfüllt mich bei diesem Gedanken. Anstelle des Horizonts, den ich sehe, müssen die Gebeine meiner Vorfahren liegen; so vieler von ihnen, die im Kampf gegen die Arthai, die Russen und die Kosaken gefallen sind.

Wenn politischer Zufall und später Liebesbande einige meiner Vorfahren dazu brachten, sich als Russen zu fühlen, so fühlen sich heute weder meine Frau, die ebenfalls zu drei Vierteln Polin ist, noch ich emotional an die UdSSR gebunden. Mehr noch, die schwache Zuneigung, die wir vielleicht geerbt haben, ist unter der Last eines stillen, aber unbändigen Hasses auf die Sowjetrepublik gestorben, dieses künstliche Monstrum von einem Staat, geschaffen von denen, die diesen Namen hassen, von den staatenlosen Revolutionären, die uns an ihn binden, wie die alten Römer die Besiegten und Kriegsgefangenen an ihre Streitwagen fesselten.

Eine unendliche Zärtlichkeit stieg aus meinem Innersten auf. Ich musste mir die Augen zuhalten, damit mein Begleiter, der Tschekist, die Tränen nicht bemerkte. Die Nacht brach herein; hier und da verschwanden einsame Bauernhäuser im wachsenden Schatten. Das goldene Rechteck eines Sprossenfensters, die Flamme des Herdes im dunklen Inneren, die vertrauensvollen Schatten der Menschen, das melancholische Lied, das aus der Ferne herüberwehte, der weiße Mond, der unter dem blauen Himmel in einem grünen und silbernen Schimmer aufging – all das fühlte sich an wie Heimat ... und ich sah mich selbst, wie von Zauberhand, in einem ähnlichen kleinen Haus, einsam, glücklich, geborgen in der Wärme des Feuers, umgeben von meinen Lieben, meine Seele in Frieden; wie ein Pilger, der nach tausend Tagen durch die eisige Wüste endlich in der Wärme seines Zuhauses und seiner Familie Ruhe findet.

Ich fühlte mich polnisch. Und gleichzeitig brannte Hass und Wut in meiner Seele. Ich wäre aufgestanden, hätte meine Tragödie herausgeschrien, mich an Duvals Hals geworfen und ihn erwürgt ... Ich ging hinaus auf den Flur, weil meine Nerven blank lagen; ich umklammerte den Fensterrahmen mit meinen verkrampften Fingern und presste meine brennende Stirn gegen das eisige Glas ... und so blieb ich stehen, starr, betäubt, halluzinierend, ich weiß nicht, wie lange.

VI

MOSKAU - WARSCHAU - BERLIN

Hayes in Warschau.

Duval und ich stiegen gemeinsam am Bahnhof aus; doch wir waren nicht allein. Zwei Männer, die ich im Zug gesehen hatte, folgten uns; nicht dieselben, die uns durch russisches Gebiet begleitet hatten, sondern zwei neue. Mir wurde schnell klar, dass Duval einem anderen Mann folgte, der wohl auf uns gewartet hatte. Er führte uns aus dem Bahnhof und deutete diskret auf einen prächtigen Packard, in dem wir beide Platz nahmen. Ohne Umschweife fuhr der Fahrer los. Durch die Heckscheibe bemerkte ich ein Auto, das uns folgte, als würde es uns eskortieren. Wir fuhren eine Weile so weiter; wir waren fast am Stadtrand, auf der gegenüberliegenden Seite des Bahnhofs, als das Auto langsamer wurde, abbog und ich sah, wie es in eine Wohnanlage einbog. Vor uns stand ein Gebäude, eher ein Herrenhaus als eine Villa, aber kein Palast.

Wir traten vor seiner Tür aus dem Haus, wo bereits ein Mann, der wie ein Butler aussah, auf uns wartete. Wir gingen hinein; das Haus war sehr elegant. Wir trafen niemanden an, und der Diener, der fließend Russisch sprach, wies uns unsere Zimmer zu.

Ich werde nicht über das Haus sprechen, da es unnötig ist. Mir passiert dort nichts Wichtiges. Duval teilte mir mit, dass wir einige Tage, drei oder vier, in Warschau bleiben werden. Das reicht mir, um mich mit der Atmosphäre der Stadt vertraut zu machen, da ich an der deutschen Grenze meine Identität ändern muss. Er zeigt mir meinen neuen Pass; er gehört Dr. Miguel Zielinsky aus Warschau. Auf ein paar Blättern Papier händigt er mir eine Zusammenfassung seiner persönlichen Daten aus. Was mir auffällt, ist, dass der Arzt, dessen Identität ich annehme, mit einer russischen Emigrantin verheiratet ist: Juana. Ich habe alle genauen Details, und mit etwas Einfallsreichtum kann ich mich als Dr. Zielinsky ausgeben, vorausgesetzt, die Person, mit der ich spreche, erkennt ihn nicht und weiß nichts von seinen privaten Angelegenheiten. Natürlich spreche ich Polnisch, da ich es von Geburt an gelernt habe, und ich habe es immer mit meiner Frau benutzt.

Das GPU-Team war sich dieser Tatsache zweifellos bewusst.

Die unerwartete Wandlung ließ mich vermuten, dass meine Beteiligung an Millers Entführung weitreichender war als angenommen. Mir waren noch keine Details mitgeteilt worden, doch die Annahme dieser neuen Persönlichkeit deutete darauf hin, dass ich zunächst mit jemandem diesbezüglich Absprachen treffen musste.

Duval rief mich an; danach sagte er mir, er würde mich in wenigen Minuten einem polnischen Genossen vorstellen, der mich einige Tage lang durch die Stadt begleiten sollte. Er würde mich nicht nach dem Grund meiner Reise fragen, und ich sollte ihn auch nicht erwähnen. Ich bräuchte nur abends zurückzukehren und die Nacht in dem Haus zu verbringen.

Er gab mir polnisches Geld und sagte mir, ich solle mir eine Uhr, Kleidung, einen Koffer usw. kaufen, also das gesamte Gepäck, damit die Marken und die Qualität der Sachen meine Herkunft erkennen ließen.

Er hatte mir die Anweisungen noch nicht beendet, als ein eleganter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren angekündigt wurde. Er wurde mir als „Genosse Wladimir Perm“ vorgestellt; wie ich später erfuhr, musste sein Name falsch gewesen sein, denn obwohl er nicht taub war, antwortete er mir mehrmals nicht, als ich ihn mit diesem Namen rief.

Wir wollten gerade gehen, als Duval mich kurz beiseite nahm.

„Genosse“, sagte er zu mir, „ich denke, eine Warnung würde nicht schaden. Kein Herumalbern! Glaub ja nicht, dass du irgendwo allein sein wirst. Der geringste Fluchtversuch wird dich eine Kugel aus unseren schallgedämpften Pistolen kosten ... natürlich; abgesehen von dem, was du über deine eigenen Leute bereits weißt.“

Ich sah ihm direkt in die Augen. Kein Anzeichen von Zweifel oder Täuschung lag darin. Sie waren so ausdruckslos wie damals, als er mir eine Zigarette angeboten hatte. Ich erwiderte sein Angebot nur mit einer beruhigenden Geste und drehte ihm den Rücken zu.

Ein weiteres Auto wartete auf uns. Wladimir und ich fuhren damit weg. Wenige Augenblicke später bemerkte ich auch, dass wir eskortiert wurden.

Die GPU hat mich überaus gut versorgt.

Mein Kollege war ein richtiger Schwätzer. Mir wurde schnell klar, dass er Jude war, obwohl er es so gut wie möglich zu verbergen suchte. Er redete mit mir über Gott und die Welt, während ich einkaufte; er musste sich in solchen Dingen ziemlich gut auskennen, oder vielleicht wusste er schon vorher, was ich brauchte, denn wir waren nicht lange mit Einkaufen beschäftigt.

Zwischen den Einkäufen lud er mich auf *Whiskys* ein, die ich natürlich immer bezahlte.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er erzählte mir von der politischen Lage, dem jüngsten Verwaltungsskandal, den Theaterstücken der laufenden Saison, der polnischen Außenpolitik, den Militärmanövern und ich weiß nicht mehr, was noch. Der Mann erfüllte seine Rolle als Ausbilder perfekt.

So verbrachten wir drei Tage. Ich hätte schon mehrere Chroniken über die unterschiedlichsten Aspekte des Warschauer Lebens schreiben können; meine polnischen Sprachkenntnisse waren geradezu perfekt.

Doch von alledem hatte er nur eine wichtige Beobachtung gemacht. Ich hatte Polen seit 1912 nicht mehr besucht, und wenn ich die materiellen Fortschritte jener Jahre außer Acht ließ, die sich in den Straßen, den Automobilen, der Mode usw. zeigten, erschien mir Warschau gesellschaftlich unverändert; es war dieselbe Stadt, die ich unter der Herrschaft der Zaren gekannt hatte. Sah ich damals viele Uniformen, so sah ich heute ebenso viele, wenn nicht sogar mehr, und sie wirkten fast genauso anachronistisch und protzig wie zuvor. Der Adel, geprägt von Blut und Geld, war so hochmütig wie eh und je und den anderen Klassen nicht weniger fern. Die Armen waren zwar nicht elender als die Armen Russlands, doch auf den ersten Blick schienen sie noch elender, da der Kontrast zum Luxus an jeder Ecke frappierend war. Denn dort wurde er weder verkleidet noch versteckt wie in Russland, sondern zur Schau gestellt, eine beleidigende Zurschaustellung. Französische Mode, maßlos übertrieben, entfaltete in der prachtvollen Erscheinung polnischer Frauen einen orientalischen Glanz.

Der krasse Gegensatz verletzte mich zutiefst. Mir wurde klar, dass diese bürgerliche Gesellschaft nichts aus dem Schauspiel jenseits ihrer Grenze gelernt hatte. Sie trotzte töricht den zerlumpten Arbeitern und barfüßigen Bäuerinnen, die, von kommunistischer Propaganda geblendet, von zukünftigen Vergeltungsmaßnahmen träumten. Sie ahnten nicht, dass sie *nur* Tyrannen austauschen würden und dass anstelle jener Männer in Pelzmänteln, die sie nicht einmal eines Blickes würdigten, die Schar elender Juden, die jeden Winkel der Stadt bevölkerten, ihre Herren sein würden.

Die Reise von Warschau nach Berlin verlief ereignislos. Fast die gesamte Fahrt fand nachts statt, und ich habe sie verschlafen. Es gab keinerlei Zwischenfälle. Außer der Tatsache, dass ich an der einen Grenze zur anderen offiziell meine Identität geändert habe. Ich reiste als perfekter Miguel Zielinsky nach Deutschland ein.

Wir stiegen am Bahnhof Friedrichstraße aus. Ich verbrachte dort nur wenige Stunden. Da ich gewarnt worden war, musste ich mir keine Sorgen um mein Gepäck oder irgendetwas anderes machen. Seit unserer Einreise nach Deutschland distanzierte sich Duval von mir; wir begegneten uns wie Fremde, und ich vermutete, dass er sich auch charakterlich verändert hatte.

Bevor er zum Bahnhof Warschau aufbrach, sagte er mir, ich solle mich ihm nicht nähern oder versuchen, ein Gespräch anzufangen, aber ich solle nicht davon ausgehen, dass er allein sei, dass er, wenn auch diskreter, immer noch genauso gut eskortiert würde wie bisher.

Seinen Anweisungen folgend, verließ ich den Berliner Bahnhof, hielt ein *Taxi* an – dessen Kennzeichen er mir schriftlich gegeben hatte – und wurde ohne Aufforderung auf dem Bürgersteig mitgenommen. Es fuhr mich zu einem Café am Kurfürstendamm und hielt davor, ohne dass ich ein Wort sagte. Ich stieg aus und ging hinein. Inzwischen ein Experte auf diesem Gebiet, bemerkte ich bald zwei wohlgezogene junge Männer, die mir folgten. Mit ihrer übertriebenen Eleganz schienen sie ihre wahre Natur als Banditen zu verbergen. Ohne mir etwas anmerken zu lassen, setzte ich mich an einen Tisch am Fenster und genoss den Anblick der prächtigen Straße und der Menschen, die dort flanierten.

Ich bestellte Kaffee, aber *einen Mokka*, wie der Kellner mir empfahl. Ich rauchte ein paar gute Zigaretten, die ich in Warschau gekauft hatte, und genoss eine. Die behagliche Atmosphäre, die Eleganz und Sauberkeit des Raumes sowie die Qualität des *Mokkaks* ließen mich ein Gefühl von wahrer Ruhe und Zufriedenheit empfinden.

Ich dachte darüber nach, dass sich niemand in der Menge um mich herum vorstellen konnte, dass dieser friedliche und zufriedene Bürger, der vertieft dem aufsteigenden Rauch seiner Zigarre zusah, ein Gefangener war – ein Gefangener, der, sollte er versuchen zu fliehen, mit einem Polizisten zu sprechen oder irgendeine unüberlegte Bewegung machen, sofort von Kugeln durchsiebt werden konnte; und zwar ohne zu wissen, von wem, denn die beiden Banditen waren spurlos verschwunden. Vielleicht war derjenige, der mich erschießen sollte, jener korpulente Herr, der mir gegenüber gesessen hatte und vertieft in die Lektüre des *Völkischen Beobachters* durch ein Glas war, das aussah, als gehöre es zu einem U-Boot-Periskop. Es hätte genauso gut jener dünne, asketisch wirkende Mann sein können wie jene korrekte Dame in schweren, maskulinen Schuhen, die einen schrecklich hässlichen kleinen Hund liebte. Dann vermutete ich zwei Engländer oder

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Hinter mir setzten sich Amerikaner, deren *zustimmendes* „Ja“ mich deutlich erreichte. Ich beobachtete sie und sah sogar, wie sie zwei kräftige Männer in Uniform mit Hakenkreuzen auf den Armen verspotteten, die mit martialischer Miene vorbeigingen. Ich gab meine Ermittlungen auf. Ich konnte einfach nicht erraten, wer meine möglichen Attentäter sein könnten. Ich bestellte einen weiteren Kaffee, diesmal mit Sahne.

Es war köstlich. Gewiss, auch im nationalsozialistischen Deutschland wurde exquisiter Kaffee mit Sahne genossen. Die Heizung war herrlich. Das Zimmer war prunkvoll und geschmackvoll eingerichtet. Ich hatte lange auf die Straße geschaut, ohne einen einzigen zerlumpten Menschen oder Bettler zu bemerken. Der Asphalt war sauber; soweit das Auge reichte, sah ich keinen Papierfetzen oder eine weggeworfene Zigarettenkippe. Man könnte sagen, die Stadt war „sterilisiert“. All das war unangenehm und beunruhigend für mich. Bei der kleinsten Unachtsamkeit würde ich schmutzig und unhöflich wirken. Es war ärgerlich; es störte mich. Ich las nicht viel von der sowjetischen Presse, aber so viele Jahre lang konnte ich unmöglich eine der üblichen Rubriken über „Nazi“-Deutschland verpasst haben. Wo waren denn die preußischen Offiziere mit ihren Reitpeitschen, die auf den Arbeiter einschlugen, der sie auf dem Bürgersteig berührte? Und die hungernden Töchter des Proletariats, die sich auf der Straße für ein Stück Brot an Fremde verkaufen?... Und die Arbeiter, die sich hier und da in den Rinnsteinen versammeln und verhungern?... Und die Parteitruppe, die in den Cafés plündern und die Beute in Form von Raubüberfällen eintreiben?

Ich schaute auf meine Uhr. Es war fast Mittag. Ich dachte, die Proletarier würden um diese Uhrzeit nicht mehr auf den zentralen Straßen unterwegs sein. Ich hatte in der russischen Presse gelesen, dass Deutschland mitten in der Wiederbewaffnung steckte, die Arbeiter also in den Fabriken und Werkstätten sein würden. Ich wartete bis Mittag, um das elende deutsche Proletariat zu sehen. Und dann schlug der Mittag.

Tatsächlich herrschte reges Treiben auf der Straße; unzählige Menschen kamen und gingen, viele in Gruppen, angeregt und fröhlich plaudernd. Doch ich sah keinen einzigen Arbeiter oder jemanden, der auch nur im Entferntesten als Arbeiter durchgehen konnte. Und tatsächlich waren in nur einer halben Stunde Tausende von Menschen an mir vorbeigezogen. Ich konnte mir dieses Phänomen nicht erklären.

Mir war empfohlen worden, in einem nahegelegenen Restaurant zu Mittag zu essen. Ich bezahlte und sah in meinem Reiseplan nach, obwohl ich mich noch genau an den Namen des Lokals erinnerte. Langsam stand ich auf und ging zur Tür. Ich bemerkte niemanden, der mir folgte, doch kaum hatte ich die Terrasse überquert, standen plötzlich zwei Männer vor mir, einer vor mir, der andere hinter mir. Sie tauschten nicht die Reihenfolge, und ich musste nur dem vor mir folgen, um das Restaurant zu erreichen. Ich ging hinein, immer noch von ihnen umrahmt. Es waren noch nicht viele Gäste da; ich konnte mir einen Tisch aussuchen, und sie nahmen die beiden, die meinem am nächsten lagen.

Ich ignorierte ihre Anwesenheit. Ich beschloss, mir, wenn möglich, ein kleines Festmahl zu gönnen. Im Vorbeigehen hatte ich in einer langen Vitrine eine wahrhaft üppige und verlockende Auswahl an Häppchen gesehen. Ich dachte an die Rationierung; ich beklagte, dass die schlechte Lebensmittellage in Deutschland, der Export von Lebensmitteln zur Gewinnung von Rohstoffen für die Rüstungsindustrie – wie ich aus der *Prawda* wusste – mir nur eine winzige Portion Essen erlauben würde. Und mit dem Hunger, den diese verlockenden Häppchen in mir geweckt hatten! Resigniert setzte ich mich.

Ein Kellner kam zuvorkommend heran.

Ich muss Sie warnen: Ich lese und übersetze zwar Deutsch, spreche es aber nur mit außerordentlicher Mühe. Meine Deutschkenntnisse habe ich bisher nur anhand von Fachbüchern geübt, womit ich recht gut zurechtkomme. Ich befürchtete, dass meine Sprache für den Kellner zu verwirrend sein und meine Ration aufgrund von Missverständnissen schmerzhaft gekürzt werden könnte.

Ich fragte ihn, ob er Französisch spreche. Er verneinte und drehte, etwas verwirrt wirkend, die Speisekarte in seinen Händen um. Da bemerkte er einen Herrn, der mit gesenktem Hut durch den Durchgang zwischen den Tischen und dem Eingang kam. Er ging ihm entgegen, sprach ihn an und deutete auf mich. Beide kamen näher. Und der Herr, der gekommen war, verbeugte sich und sagte in perfektem Französisch zu mir: „Ich bin gleich bei Ihnen.“

Ich war überrascht. Zweifellos, dachte ich, musste es der Besitzer sein, der in seinem Eifer Um einen ausländischen Kunden zufriedenzustellen, kommt er, um mir bei der Menüzusammenstellung zu helfen.

Nach zwei oder drei Minuten war der Kellner wieder bei mir und begann, für mich auf Französisch zu übersetzen. Der Besitzer hatte sich als Kellner verkleidet, um mich zu bedienen; es hätte nicht anders sein können, da er derselbe Herr war, mit dem der Diener zuvor gesprochen hatte.

Ich dankte ihm für seine Mühe, obwohl sie mir übertrieben erschien. Er sah mich verblüfft an. Sein Mund stand offen.

Am Ende wurde alles klar: Er war auch Kellner!

Ich schwieg, unfähig, meine missliche Lage zu erklären ... eine Lage, die nur noch dem Russen eigen war, der ich nicht mehr war. Dr. Zielinsky aus Warschau, der ich nun war, konnte unmöglich schuldig sein ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Zeitliche Verzögerung .

Gerade als ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, betrat ich ein weiteres. Ich konnte die Gerichte bestellen, die ich hatte Lust dazu! ...Ah, ja!... Nun, ich würde jetzt mal in der Prawda nachsehen! ...

—Ich bin ausgehungert, Genosse; entschuldigen Sie, Herr. Was empfehlen Sie?...

Der Kellner war ein wahrer *Feinschmecker*; er stellte ein Menü zusammen, das einem russischen Prinzen würdig gewesen wäre ... *avantgardistisch* ... Er war ein paar Monate zuvor aus Paris zurückgekehrt und plante, wiederzukommen, sobald seine Frau sein fünftes Kind zur Welt gebracht hatte, wie er mir leicht errötend erzählte. Ich fragte ihn, ob er hier in Berlin wenig verdiene. Er verneinte; sein Ziel sei es, eine Stelle in einem Spitzenhotel zu bekommen, und ohne seine Fähigkeiten zu perfektionieren und zu lernen, ausländische Gäste zu bedienen, würde er das nicht erreichen.

Konnte dieser Arbeiter also nach Belieben nach Deutschland ein- und ausreisen?... Ich musste wieder an die Prawda denken ... Ich aß eine schier

gigantische Mahlzeit. Mit jedem Bissen dachte ich an die Prawda ... Und ich aß und trank und trank, voller Genugtuung, mich an der offiziellen sowjetischen Zeitung zu rächen. Welch süße Rache!

Ich verabschiedete mich von dem freundlichen und zuvorkommenden Kellner. Ich versprach *mir selbst* – wenn Eines Tages würde ich meine Freiheit erlangen – um dort mit meiner Familie ein Festmahl zu feiern.

Ich ging zurück zum Café. Unterwegs fiel mir auf: Der deutsche Angestellte fehlte immer noch auffällig. Ich sah um diese Uhrzeit keinen einzigen unter den vorbeigehenden Gästen. Der Kellner, den ich für einen Bürgerlichen hielt, weckte in mir ein gewisses Misstrauen.

Mit diesen Gedanken im Kopf betrat ich das Café. Ich bestellte zwei Drinks, immer noch auf Rache an *Pravda* aus; und um meine Rache zu vollenden, bestellte ich ein Glas französischen Cognac, nur um zu sehen, was passieren würde. Ich dachte, die „Autarkie“ würde mir einen solchen Luxus nicht erlauben, aber ich irrte mich. Der Kellner zählte mir ein halbes Dutzend Marken zur Auswahl auf.

Nachdem ich den französischen Likör genossen und mir sogar ein zweites Mal eingelegt hatte, war ich optimistisch und erfreute mich am Anblick der kosmopolitischen Gäste, die den Raum bevölkerten. Es war wahrlich eine Ansammlung eleganter und schöner Frauen; man könnte sagen, sie seien durch ein Wunder der deutschen Tourismusorganisation zusammengeführt worden, um Reisende aus ganz Europa anzulocken. Da ich Russisch, Französisch und Polnisch gut beherrschte, konnte ich innerhalb weniger Minuten Gespräche in allen drei Sprachen mithören, fast alle geführt von eleganten jungen Frauen, ganz gewiss nicht traurig. Zweifellos, dachte ich, musste die barbarische Tyrannei der Nazis für sie ein Klacks sein.

Ich bestellte eine Zeitung. Der Kellner deutete auf einen Torbogen im hinteren Teil des Cafés. Ich stand auf und ging. Er schlug diesen Weg ein, etwas besorgt, denn das war nicht im Programm vorgesehen.

Dort, in einem separaten Raum, stand ein langer Tisch, auf dem unzählige Zeitungen und Zeitschriften lagen. In den Ecken standen um kleine Tische herum prächtige Sessel. Alles war elegant, solide und komfortabel; der gewachste Boden glänzte wie ein Spiegel. Ich trat näher. Es waren nicht nur deutsche Zeitungen und Zeitschriften: Die Sammlung umfasste die umfangreichsten und besten Ausgaben aus Europa und Amerika.

War es möglich, dass das Nazi-Regime einen Vergleich mit dem Rest der Welt tolerieren würde? Welt? ... Ich habe solch eine Dummheit nicht verstanden.

Ich setzte mich mit demselben Vergnügen, das ich im Restaurant empfunden hatte. Dies war für mich ein neues und exquisites Festmahl. Ein Augenschmaus, vergleichbar dem, den ein Gefangener, der zwanzig Jahre lang in Isolationshaft verbracht hatte, beim Flanieren durch die zentralsten und luxuriösesten Straßen einer modernen Stadt genießen mochte. So erging es mir.

Er las nicht; er verschlang Fotografien und noch mehr Fotografien mit seinen Ohren...

Ich hatte zweifellos das Zeitgefühl verloren; ich muss jede freie Minute dort verbracht haben. Doch etwas riss mich aus meiner Trance. Ein Ellbogen stieß gegen meinen; ich sah eine Hand aus einem Ärmel hervorkommen, die einen Stift zwischen den Fingern hielt ... und diese Zahlen schrieb: 18,30.

Ich schüttelte mich. Ich stand auf und ging; aber sehr schnell.

Das gleiche Taxi wie heute Morgen parkte am Straßenrand. Ich stieg ein.

Auf dem Sitz lag ein Umschlag mit der Fahrkarte.

Die Ampeln gingen langsam an. Der Verkehr war dicht; die Autos aller Art bildeten einen regelrechten Ameisenhaufen. Mein Taxi fuhr langsam und hielt immer wieder an den Ampeln. Manchmal kamen wir an den Straßenbahnen vorbei. Viele Menschen, das stimmte; aber nichts im Vergleich zu den Menschenmassen in den Moskauer Straßenbahnen. Hier gab es scheinbar mehr Fahrzeuge. Ich suchte immer noch nach dem deutschen Arbeiter. Ich versuchte, ihn unter den Ein- und Aussteigenden zu erkennen, da ich annahm, dass diese Fahrzeuge von Arbeitern bewohnt waren. Aber die Männer und Frauen wirkten ausgesprochen bürgerlich. Hüte, Mäntel, polierte Schuhe. Oder etwa nicht?

„Wäre ein so bescheidenes Transportmittel für ihren kargen Lohn überhaupt erschwinglich?“, fragte ich mich. Und ich wandte meinen Blick wieder den Bürgersteigen zu und bemerkte, als sich mein Auto näherte, genauer: dieselben bürgerlichen Männer und Frauen ...

Mit diesen Gedanken im Kopf erreichte ich den Bahnhof Zoolögischer Garten. In demselben Umschlag befand sich ein Gepäckanhänger. Mit den Fahrkarten in der Hand ging ich hinein. Ich durchquerte eine breite *Halle*... Hier, dachte ich, hier, in einem Bahnhof, muss ich die deutschen Arbeiter sehen, wenigstens in den Schlangen an den Fahrkartenschaltern; aber da waren keine Arbeiter und nicht einmal Schlangen... Und die Bauern?... Endlich!... Dort drüben sah ich eine Gruppe von ihnen. Aber... nein! Das konnte nicht sein! Es musste eine Theateraufführung für Touristen sein. Ein Dutzend... ich wollte schon sagen Dorfbewohner, gekleidet in malerische und prächtige Kostüme – bestickt, gestärkt und mit Spitze verziert – alle in leuchtenden Farben; aber neu, glänzend, makellos. Ein Chor aus irgendeiner Oper, zusammengestellt vom deutschen „Inturisten“. Sie betraten den Bahnsteig vor mir; ich sah, wie sie fröhlich in eine saubere, fast elegante Kutsche stiegen, hüpfen und lachten. Ihre „Touristen“-Aufführung war perfekt.

Die Deutschen sind immer so naiv! ... Wen wollen sie denn eigentlich täuschen? ... Ich folgte einem uniformierten Gepäckträger, der höflich meine Fahrkarte und den Scheck entgegennahm. Er war wirklich beeindruckend; ich hätte ihn glatt für einen sowjetischen Marschall halten können. Ich machte es mir in einem Schlafwagenabteil bequem; ich bat ihn zu warten, und er ging. Kurz darauf kam er mit meinen beiden Koffern auf einem elektrischen Gepäckwagen zurück. Inzwischen war Duval aufgetaucht; allein, scheinbar unbeteiligt, ging er auf dem Bahnsteig neben dem Waggon auf und ab. Er warf mir nicht einmal einen Blick zu.

Meine Koffer wurden sorgfältig in der Wohnung abgestellt. Ich gab zwei Ich gab dem Kellner Punkte, woraufhin er sich mit einem tadellosen militärischen Gruß bedankte. Der Zug fuhr pünktlich ab. Duval stieg in meinen Waggon; er trug die Sofort ins Bett.

Ich bewunderte die unaufdringliche Eleganz und vor allem die Sauberkeit des Wagens. Königlich. Ach, die UdSSR war reich!

Ich vergnügte mich damit, die Landschaft zu betrachten.

Auf dem ersten Abschnitt sah ich Schornsteine über Schornsteine. Das mussten zweifellos Fabriken sein... Aber was war mit den Arbeitern?... Dann wurden die hohen Schornsteine seltener, und dank des guten, frühen Lichts konnte ich unzählige *Chalets bewundern*, alle mit Gärten, gepflegt und frisch gestrichen, als wären sie gerade erst gebaut worden.

Dann, ganz dicht beieinander, Städte und Dörfer. Hier muss ich Arbeiter und Bauern gesehen haben. Doch der Zug hielt nicht an, und er konnte nur noch die militarisierten Bahnhofsangestellten erkennen.

Ich erhielt eine schriftliche Benachrichtigung von Duval, ins Restaurant zu gehen. Ich hatte ein sehr gutes Abendessen. Ich saß an einem Vierertisch, meine Tischnachbarn waren ein Ehepaar und deren Tochter, eine blonde Schönheit von strahlender Leuchtkraft. Welch eine Gesundheit, welch ein Charme!

Während wir aßen, hielt der Zug. Es war ein unbedeutender Bahnhof, wie es schien. Ich schaute hinaus. „Jetzt oder nie“, dachte ich trotzig, „hier werde ich deutsche Arbeiter sehen.“ Unmöglich, immer dieselbe Masse von Bourgeoisie.

—Sprechen Sie Französisch? — fragte ich meinen Tischnachbarn.

—Oh, das sollte ich wissen! Sie sprechen kein Deutsch? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?

—Sehen Sie... ich möchte gerne wissen, ob sich unter diesen Leuten keine Proletarier befinden.

—Proletarier? Sie meinen wohl Arbeiter. Ja, davon gibt es viele. Fast alle, die am Fenster vorbeigehen, sind Arbeiter.

Ich schaute hin, vielleicht etwas skeptisch, und sie zeigte mit ihrem rosa Finger.

—Alle, alle. Schau. Das sind Metallarbeiter. Hier in der Nähe gibt es Stahlwerke.

—Ich dachte... Ich komme nicht aus diesem Land. Sie wirkten auf mich bürgerlich.

—Wo kommst du her?

—Aus dem ... Polens.

—Viele Juden in Polen.

Bei näherem Hinsehen trugen diese Männer tatsächlich die körperlichen Spuren harter Arbeit. Dieser einfache Blick, diese groben Gesichtszüge, diese kräftige Statur, diese sehnigen Hände und breiten Finger – die Spuren harter Arbeit. Doch sie waren fröhlich, voller Lebensfreude, lachten und trugen die Köpfe hoch. Ich stand da und beobachtete sie, und das Mädchen, das sie ebenfalls beobachtete, sagte: „Proletarier! ... Das ist ein sehr hässliches Wort. Wir haben

in Deutschland keine Proletarier. Das war früher so. Das sind *deutsche Arbeiter*, verstehen Sie? Deutsche Arbeiter.“

Dieser Dialog hat mich sehr zum Nachdenken angeregt. In der UdSSR galt das Wort „Proletarier“ als das höchste aller Ehren. Wer als „wahrer Proletarier“ bezeichnet wurde, dem bliebe kein weiteres Lob. Ich, Chemiker und Doktor der Medizin, habe das nicht so gesehen.

Ich habe es geschafft, dass *die Leute* mich für einen echten "Proletarier" halten, und ich werde verachtet. Im Gegensatz dazu findet ein deutsches Mädchen das Wort „Proletarier“ abstoßend. Arbeiter in Russland führen ein schmutziges und elendes Leben, geplagt von Hunger, Mangel und Traurigkeit. Ihr einziger Trost ist die widerliche Schmeichelei derjenigen, die als Arbeiter noch Schlimmeres erleiden und größere Demütigungen ertragen müssen. Um Arbeiter zu sehen, die gut gekleidet sind, sauber und fröhlich leben, muss man das „Heimatland des Proletariats“ verlassen...

Der Zug fährt ab; die Gruppe bleibt zurück und verirrt sich. Ich bleibe versunken, in mir ruhend. Stellen Sie sich eine nie geahnte Vision vor...

Ich gehe nach einer höflichen Verabschiedung.

Duval holt mich auf dem Weg zu unserem Auto ein. Und er nutzt den Lärm und das Dröhnen des Blasebalgs, um mich eindringlich zu fragen: „Worüber habt ihr gesprochen?“

Ich lache...

—Diese Bourgeoisie wollte, dass ich andere Bourgeoisie als Arbeiter einstelle...

Und er lacht auch. Oh, du Idiot!

Ich legte mich ins Bett, das bereits gemacht war. Ich schloss mich ein. Ich erinnere mich an das winterliche Bild des sowjetischen Arbeiters: zerlumpt, hungernd, gedemütigt, wenn er kein Parteimitglied war oder wenn ihn seine Desillusionierung und Faulheit daran hinderten, Stachanow nachzueifern...

Der polnische Arbeiter; der barfüßige Bauer, der schmutzige Arbeiter, mit Hass in den Augen und Schlamm auf der Stirn, die den „Packard“ – sowjetisch! –, der ihn damit bespritzt hat, feindselig anblickt.

Und der deutsche Arbeiter, dessen bloße Existenz die Bezeichnung „Proletarier“ ad absurdum führt. Ich bin nicht so unwissend, dass ich nicht wüsste, dass diese Nation nach wie vor in dem von Versailles zugewiesenen Rahmen gefangen ist, dass sie wirtschaftliche Strafen, Handelsbarrieren und Konkurrenzkampf ertragen musste. Dass sie unter der Arbeitslosigkeit von Millionen und Abermillionen litt. Was ist geschehen? ... Was hat sich verändert? ...

VII

PARIS - SOWJETISCHE BOTSCHAFT

Das Klopfen des Gepäckträgers weckte mich. Ich hatte tief und fest geschlafen. Nicht einmal die Grenzkontrollen störten mich; mein Pass blieb beim deutschen Angestellten und wurde mir von einem Franzosen zurückgegeben. Als ich aus dem Auto stieg, kam dieser Angestellte lächelnd und mit ausgestreckter Hand auf mich zu; ich legte zehn Francs hinein, er hielt die Hand in derselben Position, ich griff hinein und legte weitere zehn hinein, und dasselbe Ergebnis; ich fragte mich, ob er an einer Art Lähmung litt. Doch sein Leiden war geheilt, als fünfzig oder sechzig Francs in seiner Handfläche lagen. Dann legte er die Hand auf seine Mütze.

„*Gare du Nord*“, las ich auf einem großen Schild.

Duval kam näher, und ich folgte ihm. Ein regelrechtes Gefolge umgab uns. Es war sichtbar In Paris war Diskretion nicht so notwendig wie in Berlin.

Wir nahmen zwei wunderschöne Autos, die vor der Tür auf uns warteten. Wir fuhren los mit ein mir völlig unbekannter Kurs.

Wir sind – so dachte ich – in Paris, dem Schauplatz des Höhepunkts des Dramas, in das ich verwickelt bin. Meine Neugier wuchs, ebenso meine Nervosität. Hier muss ich beginnen, Yagodas Plan zu entwickeln. Und meinen eigenen, von dem ich noch immer keine Ahnung habe.

Hier muss ich mich unbekannten Gefahren stellen.

Soweit ich sehen kann, erkenne ich nichts von Paris wieder. Mit siebzehn habe ich hier an der Sorbonne zwei Kurse belegt. Aber die Zeiten haben sich geändert, und ich habe kaum noch Ähnlichkeit mit der Person, die ich damals war. Ich sehe, dass wir irgendwohin fahren. Wir fahren in eine Art Tunnel hinab. Wir steigen in einen anderen Wagen um, der vor uns steht.

Am Auto prangt neben der *Motorhaube eine kleine sowjetische Flagge an einer Stange*.

Am anderen Ende des Weges, wo wir eingetreten sind, öffnet sich vor uns eine Tür. Tageslicht erhellt uns erneut. Wir schreiten durch mehrere zentrale und vornehme Straßen. Ich erkenne den Bahnhof in Grenelle wieder, da ich ihn früher oft nutzte, als ich zur kaiserlichen Botschaft ging. Wenige Sekunden später fährt das Auto in den Botschaftshof ein, und dahinter schließen sich die Tore.

Ich konnte den Grundriss des Gebäudes in den Gängen noch erkennen. Ich ging mit Duval, begleitet von vier Fremden, an ihnen vorbei und steuerte auf den Hinterausgang zu. Das Gebäude sah aus wie aus Holz, aber seine Bewegung war so schwerfällig wie die eines massiven Eisens. Es schloss sich hinter uns und ließ die Begleiter draußen zurück.

Das neue „Sowjetgebiet“ bedrückte mich schwer, als wäre ich in eine bleierne Atmosphäre getaucht worden. Dieses Gefühl verstärkte sich, als die schwere Tür ins Schloss fiel. Mein Begleiter ging zügig weiter und ließ mir kaum Zeit, über diese schmerzlichen Gedanken nachzugrübeln.

Eine neue Tür und ein neuer Wächter.

—Richten Sie Genosse Prassaloff aus, dass Duval angekommen ist.

Der Wachposten reagierte nicht und rührte sich nicht einmal. Doch wenige Augenblicke später öffnete sich die Tür. Momente. Es musste auch gepanzert werden.

—Willkommen, Genosse Duval. Der Boss erwartet Sie.

Wir gingen durch einen kleinen Raum weiter, eine Art Büro oder Sekretärszimmer, der mit mehreren anderen Räumen verbunden gewesen sein musste, denn ich zählte bis zu vier Türen.

Als ich diese Schritte tat, überlief mich ein Schauer. Ich fühlte mich zunehmend ungeschickt. Zweifellos hatten die Tage in zivilisierter Umgebung meine Nerven beruhigt, und diese neue Umgebung, in die ich so abrupt und ohne jegliche Eingewöhnung geworfen worden war, wirkte sich verheerend auf mich aus. Ich musste unwillkürlich an die flüchtigen Bilder denken, die ich durch die Autofenster von einem fröhlichen und unbeschwerten Paris erhascht hatte.

Keines dieser jungen Paare, die sich umarmten, die Blicke ineinander verschlungen, und das Lachen des anderen genossen, ahnte, dass nur wenige Meter entfernt eine ganze Welt voller Verbrechen und Geheimnisse existierte.

Meine Gedanken waren nur ein kurzer Augenblick. Die umgebende Realität Es beanspruchte zu viel meiner Aufmerksamkeit.

Wir wurden von einem hageren kleinen Mann empfangen, der sich hinter einer riesigen, dick schwarz gerahmten Brille versteckte. Er musste meinen Begleiter gut gekannt haben.

Er begrüßte mich überschwänglich und sprach ein Russisch, das ich als Ukrainisch identifizierte. Er war zweifellos ein kleiner Jude; sein lockiges Haar verriet ihn, obwohl er es mit einem glänzenden Kosmetikprodukt so gut wie möglich zu glätten versuchte.

Die Türen, die zum Sekretariat führten, hatten jeweils eine entsprechende Nummer. Ich konnte

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Lesen Sie 80, 81, 82 und 83. Meine Begleitung wurde über 83 eingeführt, nachdem zuvor eine Genehmigung über ein internes Telefon eingeholt worden war, das sich zusammen mit anderen Geräten auf dem Schreibtisch der Sekretärin befand.

—Doktor, bitte warten Sie hier— sagte Duval zu mir, mit seiner gewohnten Korrektheit.

Ich verbrachte dort gut dreiviertel Stunden. Der Sekretär beachtete mich nicht einmal, so vertieft war er in das Ordnen von Papieren auf seinem Schreibtisch. Hin und wieder nahm er Anrufe entgegen; doch obwohl er abwechselnd Russisch und Französisch sprach, ließen seine Antworten mich nicht errahnen, worüber er sprach; er unterhielt sich wohl mit Bekannten und verständigte sich in Halbsätzen und Wörtern mit vereinbarter Bedeutung. Schließlich erschien Duval in der Tür und bat mich mit einer Geste herein. Ich folgte seiner Aufforderung, und er schloss sofort die Tür. Ich befand mich in einem mittelgroßen Büro. Wie

alle Räume dort war es künstlich beleuchtet. Nur eine Person war anwesend; ich konnte seinen Kopf leicht aus der Lehne eines Sessels herausragen sehen. Zuerst schien es mir, als hätte er deformierte, aufrechte, tierartige Ohren. Bald erkannte ich, was es war; der Mann hatte die Kopfhörer eines Telefons oder Radios auf den Ohren. Wir gingen um den Sessel herum und stellten uns vor ihn; Er muss völlig in seinen Empfang vertieft gewesen sein, denn mehrere Minuten vergingen, ohne dass er uns auch nur eines Blickes würdigte. Dann nahm er langsam seine großen Kopfhörer ab, stand auf, sammelte das Kabel, das von ihnen herabhing und über den Boden verlief, auf und legte sie auf seinen Tisch. Er beugte sich über ein Diktiergerät und sagte laut: „Hören Sie gut zu; ich beende das Mithören.“ Er schaltete das Gerät aus und wandte sich wieder uns zu.

Duval stellte mich vor:

—Dr. Landowsky.

Der Mann starrte mich an, fühlte sich aber keineswegs verpflichtet, den Blick zu erwidern.

Er war ein gewöhnlich aussehender Mann ohne besondere Merkmale.

Er trug einen grauen Anzug und einen schwarzen, zugeknöpften Pullover.

Er setzte sich in denselben Ledersessel, in dem er zuvor gesessen hatte, und mit einer Geste, Er meinte, wir sollten das auch tun.

„Mir wurde mitgeteilt, Doktor, dass Ihr Verhalten während der gesamten Reise vorbildlich war. Lediglich das Gespräch im Speisewagen stellt einen Verstoß dar; Sie hätten es vermeiden sollen. Ich hoffe, Sie nehmen sich dies zu Herzen und wiederholen es nicht. Aber nun gut, vorerst wollen wir dieses Risiko nicht eingehen. Sie bleiben unser Gast, bis es Zeit zu handeln ist.“ Und an Duval gewandt, fügte er hinzu: „Sie werden das Zimmer neben Ihrem beziehen, Nummer 37. Es grenzt an das Labor; ich nehme an, Doktor, dass Sie es benutzen müssen ...“

—Vielleicht—erwiderte ich—; aber ich nehme an, meine Vorräte sind angekommen, nicht wahr?

—Ja, sie sind angekommen... Sollten Sie jedoch noch Kontrollen oder Tests durchführen müssen, um sicherzustellen, dass alles in Ordnung ist, können Sie das Labor nutzen. Und nun zum Wesentlichen: Halten Sie sich für qualifiziert, die Rolle des Dr. Zielinsky zu spielen?

—Ich besitze nur mündliche Informationen über ihn, die ich in Warschau erhalten habe; ich nehme an, es wäre zu oberflächlich, wenn ich seine Persönlichkeit vor jemandem schildern würde, der über umfangreiche Referenzen zu ihm verfügt.

—In der Tat, das hatte ich bereits erwartet. In seinem Zimmer finden Sie einen ausführlichen *Bericht* über einen gewissen polnischen Arzt, umfangreiche Informationen zu seiner Familie, eine detaillierte Beschreibung seiner wissenschaftlichen Tätigkeiten, Kopien seiner Briefe – sowohl privater als auch beruflicher Art –, authentische Visitenkarten usw. Außerdem finden Sie dort eine Sammlung polnischer Zeitungen, die Ihnen helfen sollen, sich mit den innenpolitischen Gegebenheiten vertraut zu machen. Da der Arzt regelmäßig „*Le Temps*“ liest, liegt eine Sammlung der aktuellen Ausgabe vor, die Sie täglich erhalten. Kurz gesagt: Fragen Sie nach allem, was Sie in dieser wichtigen Angelegenheit für notwendig halten. Wenn Sie sich bereit fühlen, geben Sie mir Bescheid, und wir gehen zum zweiten Teil über. Das war's für heute.

Er stand auf, und wir folgten seinem Beispiel. Er drehte uns den Rücken zu und ging zurück zu seinem Schreibtisch, um seine Kopfhörer wiederzuholen. Mit den Kopfhörern in der Hand wandte er sich an Duval und

sagte nur: „Kommen Sie später wieder, um fünf.“

Wir verließen das Büro sofort.

Der Sekretär war noch immer an seinem Schreibtisch beschäftigt. Als er Duval gehen sah, fragte er, ob der Chef noch zuhörte; als Duval dies bejahte, machte er eine vielsagende Geste der Verzweiflung, fuchtelte mit den Papierstapeln herum und setzte sich entmutigt hin.

Wir gingen den gleichen Weg zurück. Duval ging voraus. Wir passierten die gepanzerte Tür, nachdem wir zweimal geklingelt hatten und um Erlaubnis gebeten hatten. Wir wandten uns dem

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Gut. Mein Begleiter kannte den Weg wohl genau. Wir gingen einen langen, schwach beleuchteten Korridor entlang; nur wenige Lichtpunkte, wie im Kino während einer Vorstellung, wiesen uns den Weg in der Dunkelheit. Duval erreichte eine geschlossene Tür und drückte einen Knopf. Sie öffnete sich halb, und eine Gestalt erschien auf dem erleuchteten Platz. Es war nicht nötig, ihn um etwas zu bitten.

„Bitteschön, Genosse, Zimmer 37 und 38. Willkommen, Genosse.“ Und er schloss seine Zellentür wieder.

Wir gingen noch ein paar Schritte weiter und bogen um eine weitere Ecke des Flurs. Duval öffnete die Tür; dieser Türen.

Wir gingen hinein. Der Raum enthielt nur das Nötigste: ein Bett, einen Kleiderschrank, ein Waschbecken, einen kleinen Tisch und ein paar Stühle. Er war zwar nicht direkt schmutzig, aber er verströmte jene Vernachlässigung, die typisch für Zellen ist, deren Badezimmer von Männern gereinigt werden. Die Belüftung muss katastrophal gewesen sein; nur der Türrahmen ließ etwas Luft herein. Die Glasscheibe der Falltür im Rahmen war halb geöffnet, aber ich bemerkte, dass die Öffnung durch senkrechte Eisenstangen gesichert war. Die Tür selbst war aus Holz, aber sehr stabil. Schließlich handelte es sich um eine Gefängniszelle.

Ich erfasste das alles auf einen Blick. Duval verabschiedete sich kurz darauf und bot mir seine Hilfe an, falls ich etwas Dringendes benötigen sollte.

„Hier ist Ihr internes Telefon. Sie können mich oder die Pfleger anrufen, wenn Sie etwas brauchen. Ich bin möglicherweise nicht zu Hause, wenn Sie anrufen, aber bitte lassen Sie Ihren Anruf an der Telefonzentrale notieren, und ich komme, sobald ich zurück bin.“

Er verabschiedete sich und ging. Die Tür fiel ins Schloss, als ich daran zog; ich merkte, dass sie sich von innen nicht öffnen ließ. Ich war wieder gefangen.

Auf der anderen Seite des Tisches, an die Wand gelehnt, standen einige riesige Bücher und daneben einige umfangreiche Ordner. Wie ich vermutet hatte, handelte es sich um die aktuelle Ausgabe von *Le Temps*, vierteljährlich gebunden, und die Ordner waren voll mit Unterlagen über meinen Arzt, Zielinsky.

Etwas mehr als eine Stunde war vergangen, die ich mit dem Durchblättern der Zeitungen verbracht hatte, als mich das Geräusch eines Schlüssels im Schloss aufhorchen ließ. Es gab Mittagessen. Es wurde von einem Mann gebracht, der so gar nicht wie ein Kellner aussah: ein Kassierer. Er sagte kein Wort zu mir, und ich versuchte auch nicht, ein Gespräch anzufangen. Er legte das Besteck achtlos hin und ging. Zum Glück war das Essen gar nicht schlecht. Es gab Wein und Kaffee. Erholt fühlte ich mich wieder besser.

Duvals Rat folgend, vertiefte ich mich in das Studium der *Akten*. Mein Doppelgänger war ein polnischer Arzt mit einem großen Patientenstamm. Auf Anraten seiner Frau leistete er einige Dienste für die „Weißen“ und trug als wohlhabender Mann relativ hohe Summen zum Unterhalt der „Weißen Armee“ bei. Ich bewunderte die Gründlichkeit der Informationen, die die GPU-Agenten über den polnischen Arzt und seine Arbeit zusammengetragen hatten.

Äußerlich ähnelte er mir, besonders nachdem man mir die grauen Haare entfernt und meinen Schnurrbart wachsen lassen hatte. Dieser Mann schien sich in seinen Schönheitsgewohnheiten so zu pflegen, dass man ihn leicht nachahmen konnte: eine lange Mähne, eine vulgär aussehende Brille, buschige, mürrische Augenbrauen und schlampige, vulgäre Kleidung. Er litt unter einem gelegentlichen nervösen Zucken im linken Auge und einer Unruhe in der linken Hand, deren Finger er ständig in seiner Westentasche und mit einer kleinen Klappschere, die er dort bei sich trug, herumspielte. Ich hatte diese Schere bereits in jeder Weste gefunden, die mir ausgehändigt worden war, und verbrachte den ganzen Nachmittag damit, mich an diese im Bericht so genau beschriebenen Gesten zu gewöhnen und die Liste und Geschichte „meiner“ Verwandten zu lernen, an die ich mich in jedem Gespräch erinnern musste. Offensichtlich war er keine Person ersten Ranges; Doch die ihm zuteil gewordene Aufmerksamkeit ließ mich errahnen, welch intensive Arbeit die sowjetische Polizei im Umgang mit hochrangigen Persönlichkeiten leisten musste, wenn es um die Existenz der UdSSR ging. Selbst dem Laien war klar, dass die „Weiße“ Organisation von Verrätern durchsetzt war. Dies zeigte sich deutlich an der Art der Details, ihrer Präzision und Vertraulichkeit. Nur diejenigen, die das Vertrauen der „Weißen“ Generäle genossen, konnten solche trivialen Angelegenheiten kennen. Auch die politischen Ansichten, die in einem Bericht unter den Generälen und Aristokraten vorherrschten, beeindruckten mich. Ich hätte es nie vermutet. In Russland, wo wir keine andere Informationsquelle als die offizielle Propaganda hatten, galten Hitler und Mussolini als die beiden größten Feinde der UdSSR. Es lag für mich nahe anzunehmen, dass die „Weißen“ mit den Faschisten sympathisierten und dass diese Regime sie unterstützten und ihnen jegliche notwendige Hilfe zukommen ließen. Wir hielten die „Weißen“ für die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die russische Avantgarde des Faschismus. Nichts könnte der Wahrheit ferner liegen. Soweit ich es rekonstruieren konnte, hegten die „Weißen“ tiefe Sympathien für demokratische Staaten, insbesondere Frankreich und England. Diese unerschütterliche Sympathie zeigte sich in einigen Briefen, die der polnische Arzt erhielt – Briefe, die die bittere Geschichte des Verrats, die die „Weißen“ in ihren Feldzügen gegen die Roten erlitten hatten, in den Hintergrund rückten.

Ich konnte es mir nicht erklären. Diese Leute setzten weiterhin all ihre Hoffnungen auf Frankreich und England, selbst nach dem Sieg der Volksfront in Frankreich. Da ich nicht genügend Informationen hatte, um das alles zu verstehen, verwarf ich diese Gedanken und setzte meine Arbeit fort. Ich sehnte mich danach, die Sonne und Paris zu sehen, und gemäß Duvals Versprechen würde ich dies erreichen, sobald ich spielberechtigt war.

Nichts lenkte mich den ganzen Nachmittag ab. Das Abendessen wurde mir pünktlich gebracht. Nach dem Abendessen lernte ich noch einige Stunden weiter. Dann ging ich ins Bett und schlief bald tief und fest.

Ich schreckte hoch. Ein Fremder berührte meine Schulter. Das Licht Es erhellte mein Zimmer.

Nein, ich bin vom Geräusch der Tür aufgewacht. Diese komplizierten Schlösser funktionierten so reibungslos!

—Ziehen Sie sich an, Doktor. Sie müssen einen Patienten behandeln.

Ich tat, halb bewusst, wie er es befahl, und folgte seinem Beispiel mehrere Treppenabsätze hinab. Bevor ich das Erdgeschoss erreichte, ließ er mich einen Korridor entlanggehen und dann eine weitere, scheinbar endlose Treppe hinabsteigen. Offenbar befanden wir uns in einem Keller. Weitere Korridore, nur schwach von einer Glühbirne erhellt, mit luftdichten Türen an beiden Seiten. Der Mann öffnete eine davon und führte mich hinein. Es war ein schmaler, länglicher Raum, der durch einen schweren Vorhang in zwei Hälften geteilt war; am anderen Ende öffnete sich eine doppelt verglaste Tür, durch die man einen hell erleuchteten Raum von kaum zwei mal drei Metern sehen konnte. Drei Personen befanden sich dort.

An der gegenüberliegenden Wand vom Eingang hing eine Frau. Sie wirkte wie eine Puppe und hing an zwei Ringen um ihre Schultern an der Wand. Ich konnte sehen, dass diese Ringe verschiebbar waren und sich in der gewünschten Höhe fixieren ließen. Momentan waren sie so positioniert, dass nur noch die Zehenspitzen der Frau den Boden berührten. Ihr Kopf hing leblos auf ihrer Brust, und ihr Haar fiel wie der Flügel eines toten Vogels herab. Ihre vom Druck geschwellenen Schultern waren durch ihre zerrissene Kleidung sichtbar.

Rechts von der Frau saß ein Mann in Hemdsärmeln auf einem Hocker und schnarchte lautstark, an die Ecke gelehnt; er war ein professoral aussehender Kerl, kahlköpfig, dick, mit Brille, grauem Schnurrbart und Bart.

Auf der anderen Seite stand Duval wartend und rauchte mit seiner gewohnten Eleganz. Sie begrüßte

mich: „Guten Abend, Doktor. Es tut mir leid, dass ich Sie wecken musste. Wir müssen uns um dieses arme Mädchen kümmern, das, wie Sie sehen können, bewusstlos ist.“

Wortlos wandte ich mich wieder dem Mann mit dem professoralen Gesicht zu. Duval erklärte: „Er ist auch Arzt. Ein intelligenter und fähiger Mann, der sich sehr gut um die Gefangenen kümmert. Aber heute Abend ist er ziemlich müde ... und außerdem ist er fest entschlossen, sich mit *Brandy zu stärken*.“ Sehen Sie, er ist momentan in keiner Hinsicht verlässlich. Deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, Sie zu belästigen. Sie müssen mich entschuldigen...

Was für eine warme Stimme! In diesem schrecklichen Raum schien Duvals süße, sanfte Sprache alle anderen Eindrücke auszulöschen. Ich stellte mir vor, wie erfolgreich er bei Frauen sein musste. Er näherte sich dem armen Wesen und hob sanft den Kopf, um mir sein Gesicht zu zeigen: „Ein zartes Mädchen, nicht wahr, Doktor? Sie müssen sie wieder zur Vernunft bringen.“

Dort finden Sie alles, was Sie brauchen.

Er nickte und deutete auf eine Vitrine in der Nähe der Tür. Kleine Fläschchen, Ampullen, Spritzen, einige kleinere chirurgische Instrumente und Mullkompressen. Ich nahm das Handgelenk des Mädchens.

„Hören Sie“, sagte ich, „in der Arteria radialis ist kein Puls zu spüren. Als Erstes müssen wir dieses Vieh von hier herunterholen.“

„Sie vom Haken nehmen? Nein, Doktor, ich glaube, Sie verstehen das nicht. Jetzt müssen Sie sie erst einmal aufwecken.“

-Deshalb.

„Entschuldigen Sie, wenn ich sage, dass es, obwohl ich nicht aus diesem Fach bin, nicht notwendig erscheint und in der Regel auch nicht unerlässlich ist. Ich glaube, diese Patientinnen haben keinen Puls in der Arteria radialis, weil die Ringe die Arteria brachialis komprimieren. Stimmt das? Zumindest habe ich das von Ihrem Kollegen gehört. Er injiziert manchmal hier“ – er deutete auf den Nacken der Patientin – „in die ...“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die Dura mater, soweit ich das verstehe. Selbst ohne Puls in der Arteria radialis können Patienten schnell reanimiert werden.

Ich beobachtete und hörte all dies mit tiefem Erstaunen. Als Duval seinen schlaffen Kopf hob, ihn hin und her neigte und sein Haar scheitelte, um die Stelle der subokzipitalen Punktion zu zeigen, ging er dabei mit solcher Feinfühligkeit, Zuneigung und zärtlicher Sorgfalt vor. Sein Verhalten erschien mir wie das eines liebenden Menschen gegenüber einem geliebten Menschen.

„Ich verstehe, was du meinst, mein Freund Duval“, sagte ich und bemerkte seine sanfte Kühle, „aber ich wage es nicht, diese Operation durchzuführen. Ich habe gehört, dass Punktionen im vierten Ventrikel vorgenommen werden, aber ich habe es selbst noch nie getan. Ich fürchte, eine Ventrikelpunktion würde den sofortigen Tod dieses Mädchens bedeuten. Es wäre ... Verstehst du?“

— Ich weiß, es ist sehr gefährlich für jemanden, der das noch nie gemacht hat, aber du musst es tun.

Bitte versuchen Sie es... Lehen Sie ab?

—Nein. Ich empfehle Ihnen lediglich, mir zu erlauben, die mir bekannten Mittel bei ihr anzuwenden.

—Das ist eine tolle Gelegenheit für Sie, Sport zu treiben. Nutzen Sie sie.

—Nein—erwiderte ich entschlossen—ich übernehme eine solche Verantwortung nicht.

—Wie Sie wünschen. Wir werden es entfernen.

Er lockerte die Ringe, und wir legten die Frau auf den Boden. Injektionen von Lobelin und Herztonika, begleitet von sorgfältiger künstlicher Beatmung, brachten sie langsam wieder zum Leben. Als sie ihre ausdruckslosen Augen öffnete, bemerkte ich eine unglaubliche Miosis: Ihre Pupillen waren fast verschwunden. Welche Giftstoffe zirkulierten in ihren Adern? Ich schaffte es, einen etwas stärkeren Puls und eine tiefere Atmung zu erreichen. Ihre Stimme, die wie aus einer anderen Welt zu kommen schien, entwich ihren Lippen schwach. Eine unbeschreibliche, demütige, traurige, flehende Stimme.

— *Faites moi mourir..., faites moi... mourir.*

—Delira— sagte Duval und tätschelte ihre Wangen—; wie schade, nicht wahr? Wie sehr dieses Mädchen gelitten hat!

Ich meinerseits suchte nach tröstenden Worten.

Ach, du Arme! Wach auf! Es ist alles vorbei... Komm schon, Kopf hoch!

Ich bemerkte, dass seine Augen leer waren. Sie starrten ins Leere. Der Schlafende rührte sich und stand dann wankend auf.

—Hä? Ah! Die Taube noch immer; gut...

Duval blickte zu Boden und sagte kalt und ruhig:

Sind Sie wach, Doktor? Ich fürchte, Sie werden beim nächsten Mal nicht mehr aufwachen. Glauben Sie, Sie sind hier, um sich zu betrinken?

—Ich, ich, ...

„Sie haben Ihre Pflicht vernachlässigt. Mir ist es egal, ob Sie sich in Ihrer Freizeit zu Tode trinken. Das ist Ihr Problem. Aber sehen Sie, wir mussten jemand anderen hinzuziehen, und das ist ernst. Verstehen Sie das?“

Mein Kollege schien zu viel zu verstehen. Er war hellwach und funkelte mich hasserfüllt an.

—Was? Nun, es ist nichts. Ich bin jetzt hier. Hat die Taube schon gekräht?

Duvals Schweigen verriet ihm die Antwort. Nein. Er hatte nicht gesungen. Der Arzt geriet in Wut: „Na dann!“, rief er, „mach schon! Los! Hilf mir!“

Er packte das Mädchen unter den Achseln und drückte sie gegen die Wand.

—Los jetzt! Zieh die Ringe an! Jetzt wird nicht geschlafen!

Das Mädchen, regungslos, ließ es geschehen, ihr Blick leer. Ich wagte zu widersprechen: „Nein! Ihr werdet sie töten. Seht ihr denn nicht, dass sie sich nicht wehren kann?“

Der Arzt konfrontierte mich.

—Sie haben hier nichts zu suchen. Sie können gehen. Und wenn Sie bleiben, dann schweigen Sie.

Sprachlos vor Entsetzen und die mich quälende Empörung kaum verbergend, sah ich zu, wie sie das Mädchen zurück in die Foltervorrichtung legten. Mein Kollege prüfte mit professioneller Hingabe ihren Puls, tätschelte der Unglücklichen das Gesicht und steckte ihr mit einer Flüssigkeit aus einem kleinen Fläschchen getränkte Wattebäusche in die Nase. Minuten später war das Opfer bei vollem Bewusstsein, ihr Blick jedoch leer und verwirrt.

Duval atmete erleichtert auf, die Stirn in Falten gelegt, als er sah, dass sie wieder bei klarem Verstand war. Er legte ihr die Hände auf die Schultern und sprach mit größter Sanftmut: „Siehst du, meine Liebe? Es geht dir jetzt besser, nicht wahr? Lebhafter natürlich. Du musst schlafen; eine gute Erholung ist unerlässlich. Einen ganzen Tag Ruhe, in deinem Bett, bei zugezogenen Vorhängen, nur wenig Licht, absolute Stille, niemand, der dich stört. Das brauchst du, glaub mir. Komm, lass uns schnell fertig werden, damit du dich ausruhen kannst.“

Sag mir, wo Werner ist, und geh ins Bett, okay?

Eine Pause. Der Arzt schlug das Mädchen wild.

„Na los! Hörst du mich denn nicht? Sag mir, wo Werner ist! Schnell!“ „Ich sage nichts“, sagte sie, ganz müde; „du kannst weitermachen.“

„Na dann, weiter geht's!“, rief der Arzt.

„Einen Moment bitte“, bat Duval sanft. „Glauben Sie etwa, dass Ihr Kollege nicht mehr benötigt wird?“

—Das ist absolut nicht nötig!

—Nun gut...

Auf sein Zeichen hin berührte mich der Mann, der mich zum Aussteigen aufgefordert hatte, an der Schulter und Er führte mich zurück in mein Zimmer. Duval sagte freundlich, als ich ging: „Bitte entschuldigen Sie die Umstände und die Aufregung, Doktor. Es war nicht meine Absicht. Sie werden es verstehen.“ Es tut mir nochmals leid.

Als ich mich hinlegte, herrschte absolute Stille. Doch ich konnte nicht einschlafen. Ich bereute es, die Frau nicht irgendwie getötet zu haben; es hätte ihren grausamen Tod, ihre Qualen, nur verkürzt. Eine Qual, die Duval mir ersparen wollte. Wie musste es gewesen sein!

Ich hatte viele Alpträume. Und wenn ich glaubte, zu schlafen, griffen mich tausend qualvolle Mäuler an. Sie flehten atemlos: „*Faites moi mourir, docteur, faites moi mourir...*“

Es war die Geste der unglücklichen Frau, tausendfach wiederholt. Duval neigte den Kopf der Frau, um mir ihren Nacken zu zeigen, und ich sah dort, gezeichnet, den Leichnam meiner Tochter, die mir ruhig sagte: „Nein, Papa, man kann sehr gut ohne Puls in der Arteria radialis leben; man muss die vierte Herzkammer punktieren ...“ Und wieder, wie die Gezeiten des Ozeans: „*Lass mich sterben ... lass mich sterben ...*“

Nach einigen Stunden Halbschlaf wachte ich auf. Jemand hatte mich hereingelassen. Frühstück, ohne dass ich es überhaupt bemerkt habe.

Ich aß schnell, hatte aber wenig Appetit. Um die Bilder des frühen Morgens zu verdrängen, vertiefte ich mich in die Lektüre von Zeitungen. Ich rauchte viel und trank zwei große Tassen Kaffee. Es muss schon recht spät am Vormittag gewesen sein, als ich müde wurde. Ich wusch mich, da ich nicht schlafen gehen wollte, sondern erst später zum Mittagessen.

Ein paar Stunden später kam Duval zu Besuch. Er sah in seinem hellen Wollanzug elegant aus und trug ein *Sakko über dem Arm*. Er schenkte mir eine Schachtel Pralinen und einige Dufttabletten für ein Räuchergefäß.

—Es tut mir so leid, dass Sie gestern Abend eingreifen mussten; Ihre Empfindlichkeiten müssen darunter gelitten haben, nicht wahr?... Egal, lassen wir das. Ich habe dir diese Kleinigkeiten mitgebracht... Magst du Schokolade? Ich persönlich bin ein Parfümfanatiker. Wenn ich mich recht erinnere, magst du Schokolade, Parfüm und Vögel. Und seltene Liköre auch. Stimmt's?

Duval war ein interessanter Mann. In seiner Anspielung auf die Tragödie der Nacht bemerkte ich nicht die geringste Spur von Abscheu oder Protest; seine Gestik und sein Tonfall erinnerten mich an Chirurgen, die eine missglückte Operation besprechen. Es schien, als ob dieser Mann eine vollkommene Trennung zwischen seinen dienstlichen Pflichten und seinem Privatleben erreicht hatte. Ich hatte bereits über diesen seltsamen psychologischen Fall nachgedacht.

(Solche Männer sieht man in Russland nicht. In Russland gibt es so etwas wie eine Privatsphäre nicht.) Ich neigte dazu zu glauben, dass Gewohnheit oder andere mir unbekannte Faktoren ihm eine außergewöhnliche Ethik verliehen hatten. Ähnlich jener, die Henker in zivilisierten Ländern besitzen müssen, blinde Vollstrecker des Gesetzes, ohne die Möglichkeit zu hinterfragen, ob ihr Opfer zu Recht verurteilt wurde oder nicht. Ich war mir sicher, dass dieser Mann, der mir vom ersten Augenblick an jede erdenkliche Höflichkeit entgegengebracht und alle Regeln vollkommener Höflichkeit befolgt hatte, mich ermordet hätte, ohne dass auch nur ein Muskel in seinem Gesicht zuckte, ohne dass sich auch nur ein Nerv regte, ohne den geringsten inneren Zittern.

Ich konnte an dem Lächeln, das immer wieder auf seinem Gesicht erschien, erkennen, dass er die Zweifel, die jeden Menschen plagen, wenn ihn eine Tragödie ereilt, bereits überwunden hatte.

Wie konnte er zu einer solchen „Verbleibsposition“ gelangen? ... Was für ein außergewöhnliches Leben muss er aus psychologischer Sicht geführt haben? ... Welche wilden Abenteuer müssen seine Sensibilität zerstört haben?

„In der Tat“, sagte ich und schob meine Gedanken beiseite, „ich habe einen etwas barocken, vielleicht sogar morbiden Geschmack. Ich mag exotische Liköre und Vögel, die wunderschön singen. Die Parfümmarke, die Sie mir anbieten, ist mir nicht bekannt.“

—Und die Pralinen?

—Ich gestehe, dass Schokolade für mich kein Genuss, sondern eine Schwäche ist.

Leicht verdauliche Kohlenhydrate. Verstehst du?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Hohe Hygiene?

—Ich mache mir ein bisschen Sorgen um meine Leber. Wenn man auf sich selbst achten möchte, muss man das auch tun. Verstehen Sie? –

Hören Sie, Dr. Zielinsky. Kann die Leber ohne Vorwarnung erkranken? Ich verstehe, dass es, wenn man es vermutet, bereits zu spät ist.

—Mr. Duval, wir könnten diese Angelegenheiten in meinem Büro oder in Ihrem Schlafzimmer besprechen. Ganz wie Sie möchten. In meinem Büro wäre es für Sie weniger unangenehm.

— Weniger peinlich?

—Ja. Hundert Franken weniger.

Duval lächelte und äußerte seine Zufriedenheit: „Sehr gut,

Dr. Zielinsky. Sie werden Ihrem Ruf als geistreicher, zynischer und... ökonomischer Mann gerecht. Ihre ‚Verstehen Sie?‘-Fragen sind tadellos. Glauben Sie nicht, ich hätte mich nicht auch mit der Rolle auseinandersetzen müssen, die Sie spielen werden.“

Wir unterhielten uns weiter über Belanglosigkeiten, die er so liebte und die ich so dringend lernen musste. Er saß in seinem Sessel, weit zurückgelehnt, ein Bein über das andere geschlagen, doch seine gewohnte elegante Haltung blieb erhalten. Mit seinen strahlenden Augen folgte er dem feinen blauen Rauchfaden seiner parfümierten Zigarre. Wie oft hatte sich seine schlanke Gestalt wohl schon gegen das Blau des Meeres abgezeichnet, umgeben von den eleganten Gestalten von Millionärinnen und Herzoginnen?

— Sehr geehrter Dr. Zielinsky, wie wäre es, wenn wir heute Abend essen gehen?

„Super!“, antwortete ich. „Ich meine ... Moment, ich muss mich erinnern. Ja, heute Abend habe ich Zeit.“

„Nun, ich komme gleich wieder auf den

Moment zurück“, sagte er. „Ich habe mich sofort rasiert. Ich habe einen dunklen Anzug angezogen. Ich war gerade dabei, meine Krawatte zu binden, als Duval zurückkam.“

- Bereit?

Ich schnappte mir meinen Mantel und wir gingen hinaus. Wie immer war niemand auf den Fluren.

Wir passierten die verschiedenen Tore. Die Wachen, in ihren üblichen Positionen, mit ihrer gewohnt bedrohlichen Miene. Wir erreichten den „offiziellen“ Teil der Botschaft. Welch ein Unterschied! Die prunkvollen Spiegel, die einst Fürsten und Minister, Botschafter und Großfürstinnen, die gesamte High Society, reflektiert hatten, fingen mit derselben Gleichgültigkeit die Bilder dieser sowjetischen Unterwelt, der Handlanger der GPU, ein; zweifellos hatten sie mehr als einmal das verängstigte Gesicht eines Opfers gesehen, das in die grausamen Keller oder in die „Diplomatentasche“ geführt wurde, wo benommen ein Trotzki lag, der zur Lubjanka geschickt wurde...

Fast schon an der Tür angekommen, warnte mich Duval, den Kragen meines Mantels hochzuschlagen: „Es ist ein bisschen kühl“, erklärte er.

VIII

MEIN VERNACHTUNGSENGEL

Wir gingen ein kurzes Stück den Bürgersteig entlang. Einige Passanten gingen an uns vorbei, andere blieben stehen und unterhielten sich. Ich konnte niemanden erkennen, der uns begleitete oder bewachte, aber zweifellos hatten mehrere Personen diese Aufgabe.

Mein Freund lud mich in ein geparktes *Taxi* ein. Wir fuhren los.

—Sollen wir einen Spaziergang über die Felder machen? ... Dann wirst du sehen, wie es hier aussieht.

Tatsächlich raste – oder besser gesagt, kroch – eine regelrechte Invasion von Automobilen die Prachtstraße entlang. Es waren Tausende. Das Schauspiel hätte nicht eindrucksvoller von der Macht dieser Zivilisation zeugen können. Ich musste unwillkürlich diesen zur Schau gestellten Reichtum und Luxus mit den tristen Straßen Moskaus vergleichen: zerlumpfte Fußgänger, Warteschlangen, hungernde und schmutzige Kinder und ab und zu ein Dienstwagen – schnell, verächtlich und für den einfachen Bürger stets bedrohlich. Die Frauen beeindruckten mich zutiefst: wunderschön, die meisten von ihnen geschmückt mit Produkten von allen fünf Kontinenten, von tropischen Federn bis zu hyperboreischem Leder, von Diamanten, die der Erde entrissen schienen, bis zu Farbstoffen mit komplexester chemischer Zusammensetzung; Seide, Stickereien, Spitzen, Schmuck, Schuhe in tausend seltenen Formen... Meine Gedanken, geprägt oder vielleicht verzerrt von sowjetischer Prosa, schweiften ab, ohne dass ich es merkte, und verfielen ganz seltsamen Vorstellungen. Wie viele Arbeitstage musste jede dieser Frauen ertragen? Und diese Autos, wahre Juwelen des Luxus und der Eleganz? Die Chauffeure und Lakaien saßen vorne, steif und ernst... Man konnte Kellner sehen, die emsig eine vornehme Kundschaft bedienten. Aber... hat Frankreich so viele Panzer wie die UdSSR?

S.? Wird es so viele Kanonen und Flugzeuge haben? ... Mitgerissen von diesem reißenden Strom des Luxus, fühlte ich, wie wir alle dahintrieben, auf die Deiche, die Turbinen, die Zahnräder der Sowjetunion zu. Der Reiz von Paris war ein trügerischer Schleier vor der Katastrophe, reines Morphinum. Wer kann sich von hier aus die Maiparade auf dem Roten Platz in Moskau vorstellen, die grauen Rechtecke, langsam, gewaltig, kraftvoll, die Abgase ausstoßend, die die Internationale schreien? ... Nein, überhaupt nicht. Und noch weniger, dass ganz in der Nähe, in der Rue Grenelle, im Innersten der Metropole, die Mine beladen wird, die alles in die Luft jagen wird ... während Paris durch all seine Lampen singt: „Tanzt, ihr Wahnsinnigen, tanzt!“

„Schauen Sie sich das an, Doktor“, wies mich Duval an. „Gewöhnen Sie sich daran, solche Dinge zu sehen.“

Wir standen an einer der häufigen Verkehrskontrollstellen; neben uns stand ein prächtiger, von innen beleuchteter Wagen. Darin saß eine atemberaubende Frau, eine wahre Explosion von Schönheit und Luxus, jung, goldblond, in einem *Abendkleid* und einem Hermelinmantel, der sie fast vollständig umhüllte. Sie schaute niemanden und nichts an; zweifellos war es nicht ihr Ziel, zu schauen, sondern bewundert zu werden.

—Außergewöhnlich!...—brachte ich hervor.

Dieses Auto überholte uns. Durch die Heckscheibe das grelle Licht von... das Stirnband.

—Wie wär's, wenn wir zusammen essen gehen? Da trifft du bestimmt noch andere Frauen wie dich. Vielleicht kannst du dich ja mit ihnen unterhalten.

—Ich bin nicht sehr freundlich zu Frauen.

—Genau davor wollte ich dich warnen. Gut, dass du es weißt. Zielinsky ist ein Unmensch für Frauen.

Er gab eine Bestellung , Der Fahrer. Das Auto scherte nach rechts aus. Ich habe nicht aufgepasst oder auf der Straße oder dem Restaurant auf.

„Es ist kein besonders luxuriöser Ort, Doktor. Denken Sie daran, dass es sich um einen Probelauf handelt. Alles wird sich regeln.“ Aber für das Kochen und die Weine kann ich Rede und Antwort stehen.

Der *Maître d'* führte uns zu unserem Tisch, ohne uns auch nur zu fragen. Es schien, als sei der Tisch schon vorher ausgesucht worden. Niedrige Säulen trennten ihn vom Rest des kleinen Raumes und verbargen ihn beinahe. Nicht weit entfernt strahlte ein gewaltiger Kamin behagliche Wärme und Gemütlichkeit aus. Riesige, trockene Holzscheite brannten darin und erhellten die Gesichter derer, die an den Tischen in der Nähe saßen.

Wir nahmen Platz. Der *Maître d'hôtel* reichte uns die Speisekarte. Duval erklärte die wichtigsten Gerichte und bestellte genug, damit ich probieren konnte. Essen und Getränke schmeckten mir, aber nicht so sehr, dass ich die anderen Gäste nicht durch die Säulen hindurch beobachten konnte. Es war kein einziger Tisch frei. Die meisten Franzosen fielen durch ihre Ernsthaftigkeit und Hingabe beim Essen auf. Es schien eine Frage der...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie praktizierten ein Ritual, bei dem sie sich selbst das angenehmste Opfer darbrachten. Diese Beobachtung hatte ich bereits als Student gemacht, doch die französische „Frömmigkeit“ war deutlich leidenschaftlicher geworden.

Mein Begleiter aß gut; doch da er weniger französisch war als die Franzosen selbst, bot ihm das Essen die Gelegenheit zum Reden. Er unterhielt sich angeregt mit mir, und ich beteiligte mich recht erfolgreich. Meistens drehte sich alles um die Besonderheiten unserer Speisen und Weine; er wirkte wie ein hochkultivierter, anerkennender Beobachter, aber nicht berauscht von den uns umgebenden Feinheiten. Nach dem Essen ließ er einen köstlichen Cognac bringen, und erst als er mir das zweite Glas einschenkte, bemerkte er: „Wie schade, Doktor, dass wir wieder dorthin zurückmüssen!“

Er könnte sich auf den „Keller“ oder auf Russland bezogen haben, da seine Geste unbestimmt war. Ich war einen Moment lang sprachlos und konnte nicht antworten. Es war auch nicht nötig. Er fuhr fort: „Ich würde gern einige der führenden Köpfe hier sehen. Glauben Sie, dass ihre ideologische Starrheit dem Spektakel von Paris standhalten würde? Und vor allem dem dieses Tisches?“

Ihr Lächeln war wie zersplittertes Glas. Ich musste etwas sagen: „Wissen Sie, mein lieber Duval, dass ich nicht zu Ihrer Partei gehöre. Ich hasse Politik. Ich glaube, Sie wollen sie loswerden, indem Sie ständig darüber reden, verstehen Sie?“

„Sie können auf Ihre Paradoxien verzichten, Doktor. Ihre Untersuchung war zufriedenstellend. Fürs Erste können Sie wieder Landowsky sein. Ich weiß, Landowsky gehört nicht zu ‚uns‘ ...“

—Nun ja, Landowsky ist in der Tat auch kein großer Politikfreund. Nur eine Reihe von Umständen, vielleicht das Schicksal, hat ihn kurzzeitig damit in Berührung gebracht...

—Nur kurz? ... Glaubst du das?...

—Das wurde mir versichert; ich habe keinen Grund, ...

„Stellen Sie sich nicht dumm, Doktor. Glauben Sie etwa, dass es einfach ist, wieder rauszukommen, wenn man erst einmal ‚drinnen‘ ist...? Ja, man kann rauskommen; aber ganz anders, als Sie sich das vorstellen...“

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich augenblicklich – er wirkte angestrengt, ernst. Mit einem einzigen Schluck leerte er das Glas vor sich. Ich lauschte, wahrhaft erstaunt, seiner gedämpften Stimme: „Es ist sehr schwer, Sir, unter mir einen ehrlichen Menschen zu finden; einen ehrlichen

Menschen, der nicht verfolgt oder ermordet werden muss ... Ich weiß genau, wer Sie sind und wie sehr Sie uns hassen; aber ich bin fest davon überzeugt, dass Sie ehrlich sind. Unfähig, Ihr Ehrenwort zu brechen, zum Beispiel. Wissen Sie, was ‚Ehrenwort‘ bedeutet? Erinnern Sie sich?“

—Ich erinnere mich—, antwortete ich.

—Sehr gut—. Und mit einer gewissen Feierlichkeit fügte er nach kurzem Schweigen hinzu: —Würden Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nichts von dem, was ich Ihnen sage, zu verwenden?

Es versteht sich von selbst, dass Sie, außer in diesem Punkt, völlig frei handeln können, wie Sie es für richtig halten...

—Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

„Ich glaube nicht, dass ich mich irre, wenn ich sage, dass Ihre Meinung über mich sich sehr von derjenigen unterscheidet, die Sie über die Männer haben, die Sie in unseren Kreisen kennengelernt haben, nicht wahr? ... Ich will damit nicht sagen, dass Sie mich für einen guten Mann halten, ganz und gar nicht; aber Sie haben merkwürdige Dinge an mir gesehen, Dinge, die dem widersprechen, was Sie über mich wissen. Habe ich Recht?“

—In der Tat.

—Um es noch deutlicher zu sagen: Ich könnte Ihnen sogar sagen, dass Sie, Herr Doktor, etwas an mir wahrgenommen haben, das mich اسپaltet... Ein gewisses Rätsel.

—Ja. Du bist interessant.

—Lacht ruhig, das macht nichts. Ihr werdet bald ernst; ich werde euch ein Drehbuch für mein Leben geben.

Ich bin neunundzwanzig Jahre alt; vor zwölf Jahren betrat ich sowjetischen Boden. Ich bin Chilene; seit meinem zehnten Lebensjahr lebte ich in Paris. Meine Mutter, eine sehr junge und wohlhabende Witwe, brachte mich mit, weil sie mir die beste Ausbildung ermöglichen wollte. Sie scheute keine Kosten, um dies zu gewährleisten; mit siebzehn war ich bereit für Oxford. Ich war nie Internatsschüler gewesen: Gymnasium, Privatlehrer, Bücher, Präsentationen ... Meine Mutter hätte es nicht ertragen können, von ihrem Sohn getrennt zu sein. Sie plante, Anfang Herbst mit mir nach England zu ziehen. Wie ruhig und zuversichtlich sie doch war! Zwei Jahre lang hatte ich nur ein Geheimnis gehütet; ein unglaubliches Geheimnis für sie, da ich mich stets tadellos benommen hatte. Denn ich liebe meine Mutter über alles. Das Geheimnis war, dass ich der Kommunistischen Jugend beigetreten und Sekretär der Zelle am Gymnasium geworden war.

—Eine bemerkenswerte Frühreife.

—Ja, literarische Morbidität. Wissen Sie, wozu die russische Literatur im Kopf von ... fähig ist?

Ein Junge, umgeben von Komfort? Viele dieser Schriftsteller sind in der Sowjetunion Geächtete; sie oder ihre Bücher, das ist alles dasselbe; aber die Bolschewiki werden nie erfahren, dass sie ihnen alles verdanken; viel mehr als Lenin, dem Brutalen; mehr als Stalin, dem Analphabeten; mehr als Trotzki, dem teuflischen Juden... Wie fühle ich mich wie ein Inquisitor gegenüber den Tolstojen, den Andrejews, den Dostojewskis!

Er hielt inne, schenkte mir noch Cognac ein, zündete sich eine Zigarette an, und im Schein des Feuerzeugs sah ich, wie sich sein Gesicht verfinsterte; eine Ader, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte, trat auf seiner sonst so blassen und glatten Stirn hervor. Ich, ohne zu wissen, was ich tat, ahmte ihn mechanisch nach; ich rauchte und trank. Er fuhr in schärferem Ton fort: „Verzeiht mir, ich kann diese Gedanken nicht unterdrücken ... Wisst, dass ich auserwählt wurde, mir wurde diese immense Ehre zuteil, nach Moskau zu gehen, um an der Schule zu studieren. Ich ging nicht nach Oxford oder Cambridge; ich ging zur Schule des Verbrechens. Aber wie schön waren meine Träume! Ich glaubte damals, auserwählt zu sein, nichts Geringeres als der Erlöser der Menschheit. Als hätte ich meine Mutter nicht im Stich gelassen! ... Das erste Jahr verging; mein Fanatismus und mein Glaube vermochten all das Widerliche und Bestialische in diesem kommunistischen Leben zu überwinden, all die raffinierte Heuchelei, den Neid und den Groll unter diesen Hunderten von „Auserwählten“, die zudem wissenschaftlich von der sadistischen Treulosigkeit einer direkt von Kain abstammenden Fakultät kultiviert werden, deren Aufgabe es ist, das Heilige und Edle im Menschen ins Gegenteil zu verkehren; Liebe in Hass, Menschlichkeit in Bestialität, Lügen in Tugend, Wahrheit in Dummheit, Mord in Heldentum zu verwandeln. Vergebung ist dort Feigheit, Patriotismus ist ...“ Verrat, und Verrat ist Patriotismus. Hat er denn keine Kinder im Komsomol? Kennt er überhaupt junge Kommunisten? Nun, das spiegelt nur die Erziehung wider, die uns „Auserwählten“ zuteilwurde ... jenen, die dazu bestimmt waren, Helden und Führer der Weltrevolution zu sein. Meine Seele schien auf einem Dornennest zu ruhen ... Doch nichts konnte mich von meinem Traum abbringen, mich an der Spitze einer hungernden Masse beim Sturm auf die Bastille der verkommenen, ungerechten und bösartigen Bourgeoisie zu opfern ...

Eine Pause, ein weiterer Drink, und Duval fuhr fort:

Zuerst war es nur ein Hauch, etwas sehr Schwererreichbares; dann wurde es klarer: Für mich würde eine Sonderbehandlung gemacht, angesichts meines Enthusiasmus und meines proletarischen Verhaltens. Ich könnte meine Mutter sehen, wann immer ich wollte! Ich erinnere mich noch gut an das Lächeln des „Professors“, das ich damals nicht verstand; es lässt mich noch immer erschauern: „Ihre Mutter, Genosse ... kann kommen ... Natürlich kennen wir ihre Ansichten und ihren Hintergrund und wollen nicht, dass sie leidet, wenn sie den Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaft miterlebt. An alles wurde gedacht: Sie werden sie, wenn sie es wünscht, dort im besten Kurort der Krim treffen, demselben, in dem die Unionskommissare und die Chefs der *Komintern ihre Erholung finden*.“ Ich war fassungslos ... Was für eine Ehre! Ich würde viele dieser alten Bolschewiki aus Smolny aus nächster Nähe sehen können, Lenins engsten Kreis, genau die, die ich während der großen Parade aus der Ferne auf dem Mausoleum des Führers gesehen hatte ... und sie sogar meiner Mutter vorstellen, die sie mit ihrem wohlwollenden Lächeln begrüßen würden, wenn sie sie sähen, die arme Frau, so voller bürgerlicher Vorurteile ... In jener Nacht schrieb ich ihr einen langen Brief. Ich bat sie um Verzeihung, dass sie mich verlassen hatte, erzählte ihr von meinem Leben, oder besser gesagt, ich log über mein Leben; ich log über den Kommunismus, über Russland, über alles, was die Presse ihr über die Sowjetunion erzählt haben mochte. Ich glaubte der Propaganda mehr als der Erfahrung. Und ich tat es ohne Reue; alles schien mir gut genug, um sie für ein paar Tage an meiner Seite zu haben; nichts ließ mich daran zweifeln, dass sie kommen würde. Ich gab den Brief noch in derselben Nacht ab, und viele Tage vergingen ohne ein Wort; Tage, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen. Meine „kommunistische Festung“ verbot es mir, meine Vorgesetzten nach Neuigkeiten zu fragen ...

Duval bestellte einen starken Kaffee; er schien vergessen zu haben, wer *ich war*.

Er fuhr fort: „Alles

geschieht zu seiner Zeit. Eines Nachmittags wurde mir mitgeteilt, dass meine Mutter in weniger als zwei Stunden eintreffen würde.“ Ich sprang vor Freude in die Luft; ich hatte mich so gut wie möglich herausgeputzt. Ich wollte einen guten Eindruck machen. Ich kam eine Stunde zu früh am Bahnhof an; der Zug, nicht weniger verspätet, kam zwei Stunden später. Die Menschenmassen verhinderten zunächst, dass ich sie sah; dann, in der Ferne, erblickte ich ihr blasses, kleines Gesicht und ihre großen, schwarzen Augen, die ängstlich die zerlumpte Menge auf dem Bahnsteig musterten. Ich schrie, ich gestikuliert wild. Meine Pläne für Stoizismus und Fassung waren dahin, denn ich wusste genau, dass diese Zuneigungsbekundungen meinen Ruf als „gewissenhafter Proletarier“ beschädigen würden, wenn sie in dem Bericht auftauchten, den der diensthabende Spion meinen Vorgesetzten geben würde. Schließlich hielt ich sie in meinen Armen und überschüttete sie mit Küssen. Ich sah keine Menschen mehr, keinen Bahnhof, kein Moskau, kein Russland. Ich trug sie praktisch, um sie vor dem Gedränge und den Läusen der groben und schmutzigen Masse um uns herum zu schützen. Vor dem Bahnhof angekommen, wurden wir von einer Mitarbeiterin von Inturist abgeholt und zum Savoy Hotel gebracht, einem der Hotels, die sich an Touristen richten. Ich konnte dort bis spät in die Nacht bei ihr bleiben.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

An diesem Abend aßen wir zusammen zu Abend. Dann kehrte ich in meine Kaserne-Schule zurück. Ich hatte einige Geschenke mitgebracht. Die meisten musste ich im Hotel lassen, da es sich um Luxusartikel handelte, die Spott von meinen Kameraden und Aggressionen von mir hervorgerufen hätten. Mit den Augen und der Fantasie voller Erinnerungen an meine Mutter kehrte ich zur Schule zurück. Ich traf nur die Lehrer an; alle Kameraden schliefen schon eine Weile. Als ich in meinem Bett lag, erinnerte ich mich, dass ich keine der Lügen aus meinem umfangreichen Repertoire gebraucht hatte. Meine Mutter hatte nichts von Russland oder dem Kommunismus bemerkt; all das musste ihren Augen entgangen sein, die während der Reise voller Sehnsucht nach mir waren; voller Gedanken an mich, sobald sie mich sehen konnte. Während der Stunden, die sie mit mir verbrachte, fragte sie mich nichts und machte nicht einmal die geringste Bemerkung, die nicht mich betraf; aber andererseits glaube ich, dass sie jede Naht meiner Kleidung genauestens untersuchte und betastete. Sie kommentierte mein Essen, mein Lernen, die Kälte, die Hitze; sie fragte unaufhörlich nach allem, was mich betreffen könnte. Die fünf Tage in Moskau vergingen wie im Flug. Ich war vom Schulunterricht befreit und verbrachte den ganzen Tag an ihrer Seite, außer zum Schlafen, da ich weiterhin in der Schule übernachtete. Nach fünf Tagen fuhren wir auf die Krim. Die Reise war herrlich für mich; natürlich auch für meine Mutter. Ich sah sie nicht einen Moment lang Interesse an den Menschen oder der Landschaft zeigen. Sie starrte mich unaufhörlich an. „Hör mal, Landowsky“, sagte sie, „weißt du, was das ist? Komm schon, komm schon, erzähl mir von deinen Paradoxien!“

Sie umklammerte die Tasse, und ihre Augen funkelten so hell, dass ich mich umsah.

„Nein, keine Sorge“, sagte sie sanft; „ich weiß genau, was ich tue. Jetzt hörst du mir bis zum Ende zu, und zwar genauso selbstverständlich wie ich.“

Tatsächlich wirkte sein Auftreten verblüffend natürlich. Jeder, der ihn nicht hörte, jeder, der seine Augen nicht aus der Nähe sah, würde meinen, Duval spräche mit seiner üblichen Weltgewandtheit.

„Sie brachten uns in einer sauberen, einfachen *Datscha* unter“, fuhr er fort. „Ich verbrachte dort zehn Tage. Mir schien, als sei alles verschwunden. Weder mein Studium noch mein kommunistischer Fanatismus noch Stalin selbst bedeuteten mir das Geringste. Der Zauber hielt nicht lange an. Nach zehn Tagen wurde ich nach Moskau beordert. Ich war überrascht zu erfahren, dass ich die Reise allein antreten musste. ‚Ihre Mutter‘, sagten sie mir, ‚bleibt dort; Sie werden bald zurückkehren.‘ Ich fuhr nach Moskau. Ich suchte sofort den Schuldirektor auf; er sagte nichts Ungewöhnliches, nur dass ich auf Befehle warten sollte, ohne das Gebäude zu verlassen. Der Befehl kam am Nachmittag; ein Auto brachte mich zur Lubjanka. Ich war ruhig; doch tief in mir konnte ich ein gewisses Schaudern nicht unterdrücken, als ich mich dem Gebäude näherte, dessen Name jeden Sowjetbürger erzittern lässt. Es beruhigte mich etwas, dass ich nicht wie ein Gefangener behandelt wurde.“ Nachdem ich die üblichen Prozeduren durchlaufen hatte, wurde ich Artusoff, dem berüchtigten Leiter der Auslandsabteilung der GPU, vorgeführt. Hier begann meine Tragödie! ... Kurz gesagt: Meine Mutter war als Geisel hierhergebracht worden; von diesem Moment an sollte ich der Staatspolizei, der Auslandsabteilung, beitreten. Ich werde weder die Argumente, die sie mir vorbrachten, noch die Zukunftsvisionen, die sie mir ausmalten, wiedergeben. Ich war wie gelähmt; die beschämende Realität, in die sie mich gezwungen hatten, begriff ich erst später. Meine Mutter, so erklärten sie mir, war, genau wie *ich* und alle anderen Schüler der Schule, mit einem sowjetischen Pass und unter falschem Namen in die UdSSR eingereist, damit niemand Ansprüche in ihrem Namen geltend machen konnte. Sie hatte alles unterschrieben und getan, was sie verlangten, vermutlich ohne sich dessen bewusst zu sein. Ich akzeptierte alles; mir war von Anfang an klar, dass jeder Widerstand alles nur noch schlimmer machen würde, und ich bewahrte sogar die Fassung, eine gewisse Heiterkeit zu zeigen, die der sanften Art entsprach, mit der sie diese Dinge andeuteten. Ich verließ die Lubjanka halb benommen; Ich irrte ziellos durch Straßen und Plätze. Erst viele Stunden später konnte ich in Ruhe nachdenken. Mein kommunistischer Glaube war noch nicht zerbrochen; ich war mit so viel Propaganda indoktriniert worden, dass sie mich bis ins Mark erschüttert hatte. Wenn mir der Gedanke kam, meinen Glauben aufzugeben, verwarf ich ihn sofort, denn ich hatte das Gefühl, am Rande der Leere zu stehen. Jenseits dieses Punktes gab es nichts mehr für mich: Überzeugungen, Ideen aller Art waren verstreut; nur eine Liebe hatte in mir überlebt, die zu meiner Mutter ... und sie fesselte mich nun wie eine Gefangenenfessel. Aber sollte meine Mutter nicht auch zu den Erlösern der Welt gehören? Sie hatten Recht. Je weiter meine Gedanken fortschritten, desto schrecklicher und widersprüchlicher wurden sie. Ja. Mütter müssen ihren Kindern beistehen, um die Welt zu retten. Mütter müssen an der Seite des Proletariats stehen, an der Seite der Jugend, an der Seite der Mädchen, an der Menschheit, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen will, an der Seite der Massen, die mit den Zähnen knirschen und die Fäuste ballen ... Und doch rebellierte mein armes Herz. Das Kleinbürgertum, die Jahrhunderte, die Vorurteile schlugen noch immer in mir ... Aber meiner Mutter war das alles egal; meine Mutter liebte mich. Sie hatte nichts getan

Ich würde niemandem etwas antun ... Meine Brust war wie ein Vulkan. Und vor allem schwebte der Wunsch in mir, dass sie nichts erfahren, nichts ahnen würde. Ich würde sie anlügen, ich würde all meine Vorstellungskraft einsetzen, um die radikale Veränderung in ihrem Leben so schmerzlos wie möglich zu gestalten.

Sie erlaubten mir, sie wiederzusehen. Ich kehrte auf die Krim zurück, und da war sie, überglücklich. Tage vergingen, ohne dass ich mir überlegte, wie ich ihr die schreckliche Nachricht beibringen sollte. Ich hatte versucht – wenn man es so nennen kann –, sie zu bitten, ihren Aufenthalt so lange wie möglich zu verlängern. Sie streichelte mir ohne Widerstand über den Kopf; sie erhob überhaupt keine Einwände; ich glaube, sie hatte die Zeit vergessen. Meine Taktik war erfolgreich. Sie sagte mir sogar, dass sie, falls meine Professoren es erlauben würden, bereit wäre, das Jahr, das ich ihr für mein Studium genannt hatte, in Russland zu bleiben. Mein erster Sieg war errungen. Dann musste ich die Trennung überwinden; das war viel schwieriger. Ich brachte weitere Argumente vor. Sie musste dort bleiben; das Klima, Krankheiten und tausend andere Unannehmlichkeiten hinderten sie daran, in Moskau zu leben, wohin ich zurückkehren musste. In diesem Punkt war sie unnachgiebig; sie bestand darauf, dort zu leben, wo ich lebte. Ich musste ihr sagen, dass wir bald zu einer Studienreise nach Sibirien aufbrechen würden und sie mich nicht begleiten könne. Nun gut, Doktor, meine Mutter blieb auf der Krim. Ich kehrte nach Moskau zurück und konnte ihr nur einen Brief schreiben, in dem ich mitteilte, dass die „Studienreise nach Sibirien“ vorgezogen worden sei und ich am nächsten Tag abreisen würde. Ich reiste nach Berlin, wo ich meine neue Tätigkeit aufnehmen sollte. Aber wir sind allein, Doktor, wir reisen ab. Ist das für Sie in Ordnung?

Er bat um die Rechnung. Mir fiel ein merkwürdiges Manöver auf, als sie gebracht wurde. Duval holte ein kleines Bündel Geldscheine aus seinem Portemonnaie; als der Kellner kam, legte er einen amerikanischen Schein auf das Tablett. Den Rest hatte er in die Ecke hinter den Säulenfuß geworfen.

Der Diener ging fort und kehrte kurz darauf mit einer beträchtlichen Summe Francs zurück. Duval legte ein fürstliches Trinkgeld auf das Tablett, das der andere mit seinem besten Lächeln und einer tiefen Verbeugung erwiderte und sich dann sogleich zurückzog. Kaum aufgestanden, ließ mein Freund sein Taschentuch genau in die Ecke fallen, wo er zuvor die zerknitterten Geldscheine hingeworfen hatte; er sammelte beides mit der Präzision eines Zauberers auf.

Draußen angekommen, wagte ich es, ihn nach seinem Manöver zu fragen.
„Ich dachte nicht, dass Sie es bemerken würden, Doktor. Ich werde Ihre Neugier befriedigen, da wir ja eine Vertraulichkeitsvereinbarung haben. Ich habe mit einem gefälschten Hundert-Dollar-Schein bezahlt.“

Und als er meinen verdutzten Gesichtsausdruck sah: „Das sind Befehle von oben, mein Freund. Wir Kameraden im Auslandseinsatz müssen so viel Falschgeld wie möglich verwenden.“
—Was? Auf Befehl von oben? —Natürlich!

—Vielleicht um finanzielle Probleme für bürgerliche Nationen zu schaffen?

—Ja, zum Teil. Aber hauptsächlich, um unsere eigenen finanziellen Probleme zu lösen.

Sie sollten wissen, dass die Zaren Stalin eine hervorragende Banknotendruckmaschine vermachten. Diese Maschine produzierte enorme Mengen an Rubel. Doch der internationale Wert der sowjetischen Währung beträgt null...

—Das Gold ist noch da.

Tatsächlich ist die UdSSR heute wohl der weltweit führende Goldproduzent. Die Vorkommen sind reichlich vorhanden. Arbeitskräfte sind billig und unerschöpflich: Die GPU stellt so viele Tausende Zwangsarbeiter zur Verfügung, wie benötigt werden. Gold ist die traditionelle Grundlage internationaler Transaktionen.

-Also?

—Dann... Es wäre absurd, widersprüchlich und illoyal gegenüber der Arbeiterklasse, wenn unser großer Vater der Völker sein Gold exportieren würde, um den feindlichen Kapitalismus zu nähren. Nein. Soweit es uns möglich ist, leben wir von Falschgeld, von Devisen, die in Russland hergestellt werden. Ah! Das ist Teil der „Fünfjahresmaßnahmen“... — Ausgezeichnet! Aber übertreibst du nicht ein bisschen, Duval?

Mein Freund lachte kurz.

„Übertreiben? ... Mehr als die Hälfte der Auslandsausgaben der GPU fließt in gefälschte Dollar und Pfund. Wir stellen sie perfekt her; nur ein Experte der Spitzenklasse kann mit der richtigen Ausrüstung die Fälschungen erkennen. Niemand in einer normalen Wechselstube, nicht einmal am Schalter einer amerikanischen Bank, würde es bemerken. Erst recht nicht in anderen Ländern. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, dass es Rückschläge gab. 1927 wurden in New York 19.000 Dollar entdeckt, die von einem Berliner Bankhaus, das uns gehörte, überwiesen worden waren; aber das war ein Zufall: Die Überweisung der Scheine dauert ihre Zeit, und bis sie eine große Bank erreichen ...“

In New York hatten die Amerikaner neue, etwas kleinere Banknoten in Umlauf gebracht und die alten rasch eingezogen. Unsere Banknoten wurden Experten übergeben, und der Betrug wurde aufgedeckt. Das sorgte für großes Aufsehen, denn die amerikanische Polizei arbeitete mit den Deutschen zusammen und konnte die Geschichte der Banknoten und ihren Ursprung zurückverfolgen: Moskau.

—Ich könnte ein paar Beispiele nennen, aber wie gesagt, sie sind unbedeutend und ereignen sich fast immer in unserem eigenen Land, den Vereinigten Staaten. Solange Sie das System nicht missbrauchen und sich an die Regeln halten, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Diese besagen unter anderem, was Sie selbst miterlebt haben: Wer Falschgeld benutzt, muss sicherstellen, dass bei einer Kontrolle nur der gefälschte Schein beschlagnahmt wird; er muss andere, gültige Scheine einwandfreier und nachweisbarer Herkunft mit sich führen! So gibt es keinen Grund zur Sorge. Ist das klar...? Nun gut, dann schlage ich vor, wir trinken in einem Kabarett eine Flasche – auf das Wohl des Moloch! Außerdem wäre das ein ganz neues Erlebnis für Sie.

—Glaub das bloß nicht, Duval; damals, zu meiner Studienzeit...

—Oh, fast hätte ich es vergessen!... Der Cancan!... Der Cancan tanzt noch immer durch Paris. Er wird Sie an seine guten alten Zeiten erinnern. Die Tänzerinnen sind vielleicht nicht mehr so üppig wie früher, aber dafür umso fröhlicher. *Taxi!*

Wir stiegen ins Auto. Duval gab uns die Adresse und setzte sich neben mich, wobei er mich mit seinem Blick anstarrte. ein undefinierbares Lächeln.

—Mein Erstaunen wird dich nicht überraschen, mein Freund Duval... Was du mir nun zu erzählen begonnen hast, ist wirklich außergewöhnlich...

—Was?... Und die Tickets?...

—Das und alles andere... Es ist erstaunlich, was er mir erzählt, und erstaunlich, dass er es mir erzählt.

Ich glaube nicht, dass er so schwach ist, dass er sein Gewissen einem Fremden anvertrauen muss. Ich denke, du weißt auch, wie gefährlich es ist, über bestimmte Dinge zu sprechen...

„Mein lieber Dr. Landowsky“, sagte er und legte seine Hand auf mein Knie, „bei Ihnen weiß ich, dass ich mich Ihnen anvertrauen und sogar prahlen kann. Glauben Sie nicht, ich sei leichtsinnig oder hätte mich in einen Rausch getrunken. Wahnsinnige und Trunkenbolde halten sich in dem Haus, in dem wir arbeiten, normalerweise nicht so lange wie ich ... Oder etwa doch?“

Ich versuchte, ihn zu unterbrechen, aber er ließ mich nicht:

—Sagen Sie mal, Dr. Landowsky: Erinnern Sie sich noch, was Sie im Bett tun, bevor Sie einschlafen?... Ich rate Ihnen, es von heute an mit dem Gesicht unter der Bettdecke zu tun, und noch besser, gar nicht; höchstens in Gedanken, ohne die Hand zu bewegen... Verstehst du?

Es hat mich sprachlos gemacht. Früher habe ich mich vor dem Schlafengehen immer bekreuzigt...

—Wie konntest du nur?...

—Ah!... Ich bin Techniker, vergessen Sie das nicht. Andererseits sollten Sie vielleicht Folgendes bedenken: Moskau, das Sie als Gegner kennt, hat Sie hierher, in diese Hauptstadt des kapitalistischen Vergnügens, um bei einer wichtigen Operation mitzuarbeiten. Niemand hindert Sie daran, aus dem Fenster zu schreien, das *Taxi anzuhalten*, mich und uns alle zu denunzieren und einen riesigen Skandal auszulösen. *Aber sie wissen, dass Sie es nicht tun werden.* Möchten Sie das in Erwägung ziehen?

Er hielt inne, als wollte er mich nachdenken lassen, und schloss: „Mein Herr, man lernt, Marionetten zu führen, indem man an ein paar dünnen, eleganten Fäden zieht. Auch Sie werden es lernen, sobald Sie Ihre alte Ehrlichkeit und Ihre allgegenwärtige Naivität tief in Ihren Schuhen vergraben. Zur Sicherheit würde ich Ihnen fast empfehlen, Ihre Naivität und Ihre Ehrlichkeit zu einem Ball zusammenzuknüllen und ihn in den... verstehen Sie? Dann müssen Sie nur noch an der Kette ziehen, und... wir sind da, Doktor.“

Wir traten ein. Der Saal, in Weiß und Gold gehalten, war prachtvoll. Eine Inschrift lautete: „Bitte legen Sie Ihre Mäntel und Sorgen in der Garderobe ab.“ In der Loge, die Duval verlangt hatte, konnte ich den Saal überblicken. Er war sehr voll. In der Mitte tanzten Menschen in einem hell erleuchteten Kreis, dessen Ränder von unten angestrahlt wurden. Die Beleuchtung war so angeordnet, dass sich die Silhouetten der Frauen deutlich von ihren Abendkleidern abhoben. Wir saßen in einer Art Loge, etwas abseits vom Trubel, und schon bald erschien ein Kellner und zeigte uns eine verstaubte Flasche.

—Wollen es die Herren mit den meisten Spinnweben haben?— fragte er scherzhaft.

Der Korken sprang heraus, und das Geräusch, als der Flaschenhals auf die Gläser schlug, und das Geräusch des Weins selbst erfüllten die Luft. Der ausströmende Jubel glich einem Aufruf zur Freude. Wir tranken.

Duval bot mir eine Zigarette an und sprach gleichzeitig:

—Wir hatten uns verabredet?... Ach ja, in Berlin. Damals war Berlin mit seiner jungen Republik unser wichtigstes Operationszentrum für Mittel- und Westeuropa. Einerseits bot uns die republikanische Linke mit ihrer durchdrungenen Legalität, andererseits die erzwungene Sympathie des deutschen Militärs, das die UdSSR nur als möglichen Verbündeten gegen Versailles sah, ein Klima der Straflosigkeit, das wir geschickt auszunutzen wussten.

Perfekt. Die Führung aller illegalen Aktivitäten der Internationale war in unserer Berliner Botschaft zentralisiert. Ich befand mich in einem wahrhaft hervorragenden Ausbildungszentrum. Mir wurde schnell klar, warum ich ausgewählt worden war. Die Reihen der GPU waren gut gefüllt mit Attentätern, erwiesenen Terroristen und sogar einigen Idealisten, die bereit waren, sich zu opfern; aber bis auf wenige Ausnahmen waren sie alle ungebildete Menschen, deren Bildung sich auf das beschränkte, was sie im Gefängnis erworben hatten. Es stimmt, dass es in unseren Reihen viele gebildete Männer gibt, sogar Intellektuelle; aber nur wenige dieser Hintergründe sind außerhalb Russlands von Nutzen. Sie werden, wie weit entfernt Sie auch von der Partei sein mögen, das Misstrauen, ja die Verachtung, gespürt haben, mit dem wir Intellektuelle betrachten, obwohl wir sie andererseits gut fördern. Es ist nicht nur Klassenhass; es ist vielmehr die Tatsache, dass wir uns ihrer kleinbürgerlichen Herkunft, die nur notdürftig durch verbale Demagogie verschleiert wird, vollkommen bewusst sind. Sie werden niemals zu Revolutionären und sind eine wahre Brutstätte für Überläufer. Lediglich die Ausnahmen – Lenin, Trotzki und die Parteispitze – könnten als Gegenbeweis dienen. Selbst Lenin und Trotzki waren bekanntlich fähig, die größten Gräueltaten zu befehlen, aber nicht, sie selbst auszuführen. Stalin ist ein ganz anderer Fall; er, ja, er ist zu allem fähig. Aber ich schweife ab. Meine Entscheidung wurde durch den absoluten Mangel an Männern mit gesellschaftlicher Bildung, Manieren, Kultiviertheit usw. diktiert, die bereit waren, alles zu tun. Für einen „Sohn guter Familie“, einen Millionär wie mich, der Partei beizutreten und alles aufzugeben, um nach Russland zu gehen, war ein außergewöhnlicher, ja einzigartiger Fall.

—Oh, René!

Zu meiner Rechten ertönte eine Stimme, die wie „entzückendes Kätzchen“ klang, und gleichzeitig schlüpfte ein Mädchen, fast noch ein Kind, mit großen, unschuldigen Augen, in unsere Loge. Sie legte ihre nackten Arme um Duvals Hals, küsste seine Schläfe und starrte mich dann an, ihr Gesicht dicht an das meines Freundes gepresst. Ich weiß nicht, ob er Missfallen zeigte.

„Doktor Zielinsky“, sagte er.

Das kleine Mädchen streckte lachend ihre Hand aus.

—Ha ha! Du hast mich ein wenig erschreckt. Du wirkst ernst. Leidest du? Ich werde dir das Geheimnis der Freude in den Becher füllen.

Sie hatte sich auf die Armlehne von Duvals kleinem Stuhl gesetzt und nahm mit unglaublicher, verblüffter Anmut einen ihrer Ohrringe ab und ließ ihn in mein Glas fallen. Er klirrte am Glasrand, und dann stiegen vom Boden winzige, köstliche Bläschen auf.

—Trinken, trinken, Doktor! Schnell trinken!

Sie rief voller Angst aus, dass ich schnell trank. Ihr lautes Lachen machte ich spiele mit Duvals intelligentem Lächeln.

—Trink bis zum letzten Tropfen! So.

Ich gab den Ohrring zurück und lächelte dabei so lässig wie möglich.

Sie verzog das Gesicht.

„Ach, Doktor! Ihr Slawen seid schon eigenartig. Wissen Sie, was Ihr Freund zu mir sagte, als ich ihm zum ersten Mal das Geheimnis der Freude in den Becher goss? Nun, er sagte: ‚Fräulein, darf ich Ihren Ohrring behalten? Dann kann ich auch jeden zweiten Tag glücklich sein.‘ Er nahm ihn, und neulich brachte er mir zwei richtige Ohrringe. Erinnern Sie sich, René? Nehmen Sie es mir nicht übel, Doktor. Spanier sind eben anders.“

Ich beneidete die Spanier und den Chilenen René Duval von ganzem Herzen. Doch er schien von den Zuneigungen des kleinen Mädchens nicht berührt. Ohne aufzuhören zu lächeln, sagte er zu mir auf Spanisch.

Russisch:

—Ach, Doktor, denken Sie daran, für Frauen sind Sie ein Unmensch. Entlassen Sie sie.

Ich muss wohl eine väterliche Ausstrahlung gehabt haben.

—Hör mal, Kleines, könntest du uns bitte allein lassen? Wir müssen über ein paar Dinge reden.

Sie ging wie eine gekränkte Königin.

—Im damaligen Berlin — fuhr Duval ruhig fort — war es angesichts der wirtschaftlichen Notlage, die sich selbst in den oberen Schichten widerspiegelte, nicht schwierig, in die höheren Kreise vorzudringen; aber sich dort zu behaupten und Freundschaften und Vertrauen zu gewinnen, war ein Unterfangen, das die Fähigkeiten derjenigen überstieg, die nicht wussten, wie man einen Fasan zerlegt oder eine Champagnermarke unterscheidet. Verstehst du?...

Er schenkte mir ein Glas bis zum Rand ein. Er auch, aber er kostete nur davon.

In diesem Moment *stürmte ein Chansonnier auf die Bühne*. Der Saal verdunkelte sich, und die Scheinwerfer richteten ihr Licht auf den eleganten Mann. Ich konnte nicht genau verstehen, was er sang oder sagte, denn beides hätte möglich sein können; ich verstand nur den Refrain, den das Publikum mitsang, und der ging ungefähr so:

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

*Oh? La, la, la..., la, la, la.
Voici...? Voila!
Liebe...? Überall!
Voici...? La, la, la...*

Der Mann ging. Sie applaudierten ihm, *und* die Leute fingen wieder an zu tanzen. „Wie ich schon sagte“, fuhr Duval fort, „damals hatte dort ein Jude, der korpulente Goldenstein, das Sagen. Ich hatte einen guten Lehrer. Er empfing mich herzlich; er war ein Geschenk des Himmels. Er hatte nur ein Dutzend deutsche und polnische Juden, die Krawatten binden konnten, aber die waren nutzlos, um in militärische oder aristokratische Kreise vorzudringen. Die Republik mit so vielen jüdischen Ministern war nicht in der Lage, den preußischen Klassen die Gleichbehandlung mit ihren jüdischen Mitbürgern aufzuzwingen; außerdem verstärkte sich die Verachtung der Deutschen für die Semiten nur noch. Ich hätte ein wohlhabender und wohlzogener spanischer Aristokrat in Deutschland sein können, der an der Universität Berlin studierte, aber ich studierte überhaupt nicht. Ich bezauberte alte Generalinnen. Ich umwarb hochgeborene junge Frauen, die durch die Inflation ihres früheren Glanzes beraubt worden waren und nur noch ihre prächtigen Häuser besaßen. Das Land war unkultiviert; ich schaffte es, Geheimnisse militärischer und hochpolitischer Natur zu erfahren. Erstere entzückten Goldenstein.“ Und vor allem ein anderer Offizier, Lanovitch, sowohl wegen ihrer Bedeutung als auch weil sie das Ansehen des Militärs in Verruf brachten. Ich begann, Interesse an der Luftfahrt vorzutäuschen, einfach um an Informationen zu gelangen, und entwickelte schließlich eine regelrechte Leidenschaft dafür. Ich lernte fliegen. Viele deutsche Offiziere, die im Krieg als Jagdflieger erfolgreich waren, arbeiteten in Bauunternehmen und bei Fluggesellschaften, aber auch als Fluglehrer. Ich war in diesem Kreis wagemutiger, etwas verrückter und verzweifelter junger Männer beliebt; die Wirtschaftskrise lastete schwer auf ihnen, wie auf der gesamten deutschen Bevölkerung.

Meine Verschwendungssucht, ihre Sympathie für die spanische Sprache – Spanien war schließlich eine der wenigen Nationen, die ihnen *nicht* den Krieg erklärt hatten – machten mich zu ihrem Liebling. Ich lernte fliegen, und zwar richtig gut. Ich bin Hauptmann und Pilot in der Roten Armee; jedes Jahr, sofern nichts Wichtiges dazwischenkommt, nehme ich an den Manövern teil ... und ich erlaube mir sogar, Unterricht über die neuesten Luftfahrtnachrichten zu geben, die ich in Europa aufsnappe. Sie wissen ja, dass die Luftfahrt der Traum der sowjetischen Jugend ist. Ich erinnere mich, dass einer meiner Jobs in Berlin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hatte, der uns jetzt zusammengeführt hat. Es war Ende 1929; es ging um die Entführung des Weißen Generals Kutieppoff; ich bekam einen wichtigen Auftrag. Ich sollte den jungen Sohn eines russischen Generals spielen, einen Freund von ihm, der ihn überzeugen sollte, nach Berlin zu kommen. Ich reiste nach Paris – es war meine erste Reise hierher im „Dienst“ – und ich hatte Erfolg. Kutieppoff kam mit mir nach Berlin. Dieser Unmensch Hugo Eberlein hat alles ruiniert; der General wurde schnell misstrauisch und kehrte nach Paris zurück, ohne mich überhaupt zu erkennen. Ich erinnere mich an seinen erstaunten Blick, als er mich einen Monat später an der Ecke der Straßen Rouselet und Oudinot wiedererkannte. Ich war dort, um die beiden falschen Polizisten, die ihn verhaftet hatten, und den falschen städtischen Sergeant, der ihnen geholfen hatte, zu identifizieren. Es ging schief; der General war in ihren Händen. Durch das Chloroform, das ihm diese Unmenschen verabreichten, und die beinahe verursachte Erstickung musste er fast tot in die Botschaft getragen werden.

Goldenstein, der ihn im 83. Regiment erwartete, konnte ihn nicht einmal verhören; er starb sofort. Man befürchtete, er hätte ein monströses Feuerwerk entfacht. Er hätte in Moskau mit sensationellen Anschuldigungen gegen den französischen Generalstab, gegen Tardieu, Chiappe, den Forges-Ausschuss usw. ausgesagt. Die gesamte französische Linke hätte aufgrund der Aussagen des Generals angegriffen; er war hervorragend vorbereitet. Es herrschte allgemeine Bestürzung! ... Die Gescheiterten fürchteten den Zorn von Menjinsky und Jagoda. Man beschloss, den Leichnam nach Moskau zu überführen. Der moderne Krematoriumsofen, wie er heute verwendet wird, war damals noch nicht verfügbar. Ich denke, man beschloss damals, ihn mit Blick auf die Zukunft zu installieren. Einen Leichnam in den Kellern zu bestatten, bedeutete im Kriegsfall, die Beweise des Verbrechens dort zu hinterlassen, in die Hände des Feindes. Deshalb wurde das Sauerstoffkrematorium installiert, das einen Körper in kürzester Zeit zu einer Handvoll Asche reduziert.

Er schenkte mir etwas zu trinken ein. Mir fiel auf, wie Duval mich ansah; er wollte ganz offensichtlich die Wirkung seiner Worte auf mich spüren. Ich glaube, er sah nicht besonders gut aus. Zum Glück ging das Licht aus. Ein neues Stück begann. Eine spanische Tänzerin betrat die Bühne im Rhythmus eines lebhaften, lauten Marsches.

Ich bemerkte, wie Duvals lange Finger den Takt am Balkongeländer vorgaben. Der Tanz endete damit, dass die Frau, wie zerbrochen, mitten auf der Tanzfläche zusammenbrach. Es gab Ovationen. Sie sprang auf und ging wortlos. Duval trank aus, klingelte und bestellte Zigaretten. Das Mädchen, das sie brachte, war groß, blond, schlank und unscheinbar, mit wunderschönen Beinen. Die wenigen Zentimeter ihrer

Im Vergleich dazu wirkten die Röcke grotesk; im Gegensatz zum prächtigen spanischen Rock der „Zigeunerin“. Duval warf einen Hundert-Franc-Schein auf das Tablett.

„Sie werden verstehen, Doktor, warum bei Miller jetzt alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden. Wenn ich Ihnen sage, dass sich in den letzten sechs Monaten über zwanzig Männer ausschließlich mit den Vorbereitungen für die Operation beschäftigt haben, werden Sie staunen; aber bedenken Sie, dass keiner von ihnen aktiv daran teilnehmen wird. Das ist Sache anderer; zum Beispiel unserer. Es läuft gut, finden Sie nicht?“

—Das alles erscheint mir... übertrieben. Wie aus einer Seifenoper, vielleicht. Ich sehe keine ernsthafte Möglichkeit, dass die Weißen einen Massenaufstand in der UdSSR auslösen könnten.

Sie verdienen nicht einmal die geringste Beachtung als Terroristen; sowjetische Botschafter und Persönlichkeiten reisten und reisen weiterhin problemlos durch Europa. Und das nicht etwa wegen des Schutzes des Sowjetstaates; da ist der Fall Trotzki, der nicht nur keinen Schutz genoss, sondern von Stalin verfolgt wurde. Nicht einer der Tausenden von „Weißen“, die er tötete – Väter, Brüder, Kinder oder Ehefrauen –, hat den Mut aufgebracht, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Ich glaube, wenn Stalin ihn nicht ermorden will, wird er eines natürlichen Todes in seinem Bett sterben.

—Sie sind von den inneren Abläufen der stalinistischen Politik sehr weit entfernt.

—Aber der Fall Kutiepoff, der Fall Miller... Welche Bedeutung konnten sie für Stalin oder für die UdSSR haben?

Eine gewisse Grundlage lässt sich finden, auch wenn der direkte Zusammenhang nicht sofort ersichtlich ist, in dem, was vor einigen Monaten im Justizkommissariat begann. Ihnen dürfte zumindest die offizielle Version des Sinowjew-Kamenew-Prozesses bekannt sein... Die spektakulären Prozesse sind noch nicht vorbei; weitere hochrangige Persönlichkeiten werden vor dem Gericht in Wytschinsk erscheinen... Wäre es nicht großartig, General Miller vor dem Tribunal aussagen zu sehen, dass Politiker, Generäle usw. mit ihm, Deutschland, Japan und wem auch immer einig waren, die UdSSR zu zerstören, Stalin zu ermorden und apokalyptische Katastrophen herbeizuführen? Leugnen Sie nicht, dass dies als theatrales Mittel erstklassig wäre...

—Aber nur aus Liebe zu den darstellenden Künsten?... Das erscheint mir etwas übertrieben.

Nein. Nicht nur aus diesem Grund. Nein. Abgesehen von der Befriedigung seines Hasses ist Stalin der einzige Diktator, der sich niemals auf seinen Lorbeeren ausruhen wird. Alles Leid, das das russische Volk ertragen musste, würde Stalin angelastet, wenn er nicht immer einen Sündenbock fände. Kamenew, Sinowjew und ihre Genossen sind bereits mit schrecklicher Schuld beladen; andere werden folgen und die Verantwortung für viele Gräueltaten übernehmen. Sie sind ehemalige Machthaber der UdSSR, jene Männer, die in Kongressen, Ministerien, der Presse und Reden die Urheberschaft der Gesetze und Pläne zur Umsetzung aller bisher verfolgten Politiken für sich beansprucht haben... Deshalb wird das Volk sie für schuldig und Verräter halten; sie werden sich selbst gestehen... und der geniale Vater des Volkes wird unbefleckt bleiben.

-Verstehen.

Andererseits bereitet Stalin den Eintritt in das *große Spiel* vor. Entscheidende und unmittelbar bevorstehende Ereignisse stehen bevor. Wir werden es bald sehen; lasst uns unser Bestes tun, um Zeuge davon zu werden. Besser noch ... lasst uns in der Lage sein, sie herbeizuführen und sie sogar zu beherrschen. Finden Sie das nicht großartig, Doktor? ... Ein mittelmäßiges und gequältes Leben wie einen Pfeil zu den Höhen des Heldentums zu katapultieren. Deshalb bin ich Kommunist geworden.

Deshalb bin ich, wer ich bin!

Seine Augen funkelten, und er wirkte wie verwandelt. Als er mich ansah, blickte er an mir vorbei. War der Mann etwa betrunken? Ich vermutete es, denn er wollte mehr, und die Flasche war leer. Er klopfte laut. Ich muss gestehen, dass ich mich ein bisschen wie im siebten Himmel fühlte.

Wir wurden bedient, wir tranken; auf der Tanzfläche wurde ein Walzer getanzt. Duval schaute zu, aber ich bin sicher, er hat nichts gesehen.

Ich meditierte so gut ich konnte. Duvals Verhalten erschien mir zunehmend merkwürdig. Was wollte er damit erreichen?... Wo sollte das alles enden? Ich war voller Unbehagen, Besorgnis und Neugier.

—Sie sprechen wirklich mit mir auf Augenhöhe; aber denken Sie daran, dass...

Keine Sorge. Ich bin ans Trinken gewöhnt. Sie müssen sich auch daran gewöhnen. Wenn Sie sich nicht betrinken, werden Sie nie zivilisiert sein, Doktor. Ich erwarte nicht, dass Sie mich vollkommen verstehen; aber ich vertraue darauf, dass Ihre Intelligenz und vor allem Ihr Herz wieder zu sich kommen, dass sie wieder so werden, wie sie einmal waren ... verstehen Sie? ... Uns beiden bietet sich eine Chance, vielleicht die einzige. Sein oder Nichtsein. Werden wir Mörder unseres wahren Selbst sein?...

Wer war dieser Mann?... Was war seine Absicht?

„Sein, wer man ist... das ist das Ziel unseres ganzen Lebens“, erklärte ich und versuchte, in die richtige Stimmung zu kommen.

—Trotz allem und jedem! ... Das ist wahrer Heldenmut.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

– Soweit ich das beurteilen kann, ist Ihr Vorhaben heldenhaft. Doch könnte es nicht ein flüchtiger Anflug jugendlicher Unschuld sein? Ich spüre deutlich, dass Sie es wagen, dem Genie des Bösen und seinem unermesslichen Heer den Kampf anzusagen ... Und Sie wagen es, Sie, der Sie wie wenige andere die Unermesslichkeit seiner Macht kennen. Erstaunlich!

„Mein Feind ist nicht allmächtig. Er ist nur ein Mensch, vergiss das nicht. Letztendlich ist es ein Kampf zwischen zwei Menschen. Lasst uns die Unklarheiten beseitigen, und letztendlich geht es um den Kampf Mann gegen Mann. Aber lasst uns nicht abschweifen. Die Nacht bricht herein, und wir müssen zum Wesentlichen kommen.“

—Das ist es, was ich hoffe und mir wünsche.

—Stalin, wie ich bereits sagte, tritt nun ins *große Spiel* ein. Bis heute war er so ängstlich wie ein Fuchs; in diesem Augenblick verwandelt er sich in einen Wolf...; wenn die anderen weiterhin dumm bleiben, werden sie ihn als das erkennen, was er ist: sie werden ihn als Tiger sehen...

"Findest du nicht, dass wir ein bisschen vom Thema abkommen, Duval?", wagte ich zu sagen.

Und was könnte schöner sein, Doktor?... Es ist ein Vergnügen, das jedem „bewussten Kommunisten“ verwehrt bleibt. Es ist eine solche Qual, sich selbst so genau beobachten zu müssen! Und welch unglaubliche Unwissenheit herrscht in der Welt über unsere „innere Welt“!... Wie lange ist es her, dass ich mit der Aufrichtigkeit und Tiefe sprechen konnte wie heute!

—Und warum bei mir?...

—Weil du etwas unternehmen musst. Das wirst du gleich erfahren. Ich habe dir ja nur einen kurzen Einblick in meinen Plan gegeben. Willst du ihn hören?

—Gehört.

—Zunächst müssen wir ein vorhergehendes Problem angehen. Das Problem unserer Freiheit.

Du und ich, wie so viele andere, sind durch familiäre Geiseln an den NKWD gekettet. Seit Trotzki diese Methode erstmals anwandte, ist sie zu einem System geworden. Wenn wir wieder zu Menschen werden wollen, müssen wir diese Fessel sprengen. Bist du bereit?

—Ich bin es—, erwiderte ich mit aller Entschlossenheit.

„Wenn es nur darum ginge, dass meine Mutter und ihre Familie fliehen könnten, glaube ich, dass wir mit hoher Wahrscheinlichkeit kurz nach unserer Rückkehr nach Russland Erfolg hätten. Es hängt alles von unserer Entschlossenheit ab. Wenn Ihre auch nur ein Viertel so stark ist wie meine, ist der Erfolg garantiert. Sie und Ihre Familie werden in Europa oder Amerika in völliger Freiheit leben können. Sie können sich Ihrer Forschung widmen, was immer Sie wollen.“

Sie werden frei von Stalin sein. Sie werden über reichlich Unterstützung verfügen.

Ich versuchte, mich nicht von dieser schwindelerregenden Hoffnung, von diesem gefährlichen Märchen mitreißen zu lassen.

„Hör mal, Duval, du kannst Spielchen mit mir spielen, aber ich bitte dich inständig, das nicht zu tun. Sprich mit mir über Fakten.“

„Zweifeln Sie daran? Doktor, ich bin reich. Ich besitze alles, was meine Mutter in Paris und Amerika hatte, was der NKWD ignorierte. Ich habe dreißig Prozent der ausgetauschten Falschgeldscheine. In unserer Organisation ist es wirklich nicht schwer, reich zu werden. Wenn der Tresor eines Konsulats nach wichtigen Dokumenten durchsucht wird, findet man oft einen Stapel Banknoten, und es ist sogar ratsam, diese mitzunehmen, damit der Diebstahl die politischen Motive dahinter verschleierte. Wenn eine diplomatische Kurierpost verloren geht, enthält sie meist Umschläge mit geschmuggeltem Geld; natürlich melden die Besitzer das in der Regel nicht, zu ihrem eigenen Vorteil. Halten Sie das nicht für Tatsachen?“

—Okay, und... warum sollte ich meine Familie aus Russland herausholen wollen?

Er sah mich empört an. Doch er zögerte mit seiner Antwort: „Sie haben gewisse Geschichten gehört. Ja, sie sind wahr. Der NKWD hat viele Fluchthilfe-„Unternehmen“ eingerichtet... Jeder sowjetische Bürger, der im Verdacht steht, fliehen zu wollen, wird früher oder später von einem sicheren Hafen, einem „Konterrevolutionär“ einer bestimmten Befreiungsorganisation, aufgenommen... Hier in Paris läuft die ganze Operation. Viele kommen mit Verwandten aus der UdSSR hierher, die ihre Freiheit suchen... Das kostet Geld; sie werden so weit wie möglich abgezockt. Die genauen Informationen, die zur Identifizierung der gesuchten Person nötig sind, werden ihnen entlockt. Diejenigen, die es in tausend Verkleidungen so viele Jahre lang geschafft haben, unbemerkt zu bleiben, müssen gefunden werden, damit sie befreit werden können.“

Ihre „Befreiung“ führt sie unweigerlich in die Lubjanka. Derselbe Bereich ist dafür verantwortlich, innerhalb der UdSSR Scheinorganisationen der „Weißen“ zu gründen, sie mit im Ausland operierenden Organisationen zu verknüpfen und Verbindungsleute der Weißen nach Russland einzuschleusen. Dort nehmen sie an konspirativen Treffen teil, die lediglich „inszeniert“ sind, und viele kehren mit Dokumenten, Berichten, Codes usw. zurück; alle an dieser Operation Beteiligten sind NKWD-Agenten.

Die Angelegenheit ist von großer Bedeutung; der Kopf dieser ganzen Provokationsmaschinerie ist niemand anderes als

Agabekov... erinnern Sie sich nicht an diesen Namen?

Ich erinnerte mich daran, dass Agabekov zu den Attentätern der Zarenfamilie gehörte.

„Es ist derselbe. Er hält sich lange in Paris auf; das ‚Geschäft‘ war für ihn äußerst lukrativ. Er lebt wie ein Prinz ... oder besser gesagt, wie er sich das Leben von Prinzen vorstellt. Gerade ist er auf einer Spanienreise ... Ich glaube, er will auch dort die ‚Fluchtaktion‘ organisieren. Ich stelle mir vor, er wird dort ein Vermögen verdienen, denn er wird den Flüchtlingen garantieren, dass sie mit all ihrem Gold, ihren Titeln, ihren Devisen und ihren Juwelen die Grenze überqueren können ... stellen Sie sich das nur vor! ... Sie werden mit nichts dastehen; sie werden nicht einmal ihre Goldzähne retten können, und natürlich nicht ihr Leben. Und die Madrider Polizei wird ihm sehr dankbar sein. Und Stalin auch, denn Agabekov ist ein großer Vernichter von Trotzkisten.“

—Alles ist teuflisch.

„Ja, Doktor, ja ... und bedenken Sie, dass es eine ganze Welt gibt, von der Sie absolut nichts wissen. Aber zurück zum Wesentlichen. Ich plane, einen vertrauenswürdigen Mann, insbesondere Sie, um Hilfe zu bitten, meine Mutter aus russischem Gebiet herauszubringen. Das Vorgehen ist folgendes: Meine Mutter und ihre Familie befinden sich auf der Krim; nach Ihrer Rückkehr können Sie sich ihnen anschließen, insbesondere wenn wir in der Miller-Affäre Erfolg haben, wovon wir ausgehen. Meine Mutter wohnt derzeit in keinem Hotel. Ich habe es geschafft, ihr ein kleines Haus an der Küste zu besorgen; einen kleinen *Bungalow*, der von einem Aristokraten erbaut wurde, der viele Jahre in Indien verbracht hatte; der Mann wollte dort wohl ein Herrenhaus nachbauen, das ihm Erinnerungen schenkte, und das ist ihm recht gut gelungen. Ich weiß nicht, woher er die Bambusstangen hatte, aber der *Bungalow* ist größtenteils aus dicken Bambusstangen gebaut. Das war neben der Lage der Hauptgrund, warum ich ihn genommen habe. Sie werden dort, hinter dem Haus, etwas finden, das als Zaun dient; aber wenn Sie genau hinsehen, werden Sie erkennen, dass es auch als ...“ Unsinkbares Floß. Ich hatte nicht damit gerechnet, eine so große Familie tragen zu müssen; aber zu Hause gibt es Schilf im Überfluss, und man kann leicht den nötigen Auftrieb erzeugen. Ich dachte, es wäre praktisch, das Gewicht und das Volumen auf dem Wasser zu reduzieren, indem man eine clevere Modifikation vornimmt. Man bohrt mehrere Löcher in die Mitte des Floßes, groß genug, dass ein oder zwei Personen hineinpassen, kniend oder sitzend. Man passt einige wasserdichte Säcke, die wir zu Hause haben, und andere, die wir mitbringen, an diese Löcher an und befestigt sie oben am Floßrand. Sobald alle oder einige der Personen in diesen Säcken sind, übersteigt ihre Bewegung ihr Gewicht, was die Sicherheit und Stabilität erhöht.

Verstehst du?... Ich denke, dazu bedarf es keiner weiteren Erklärung. Es geht einfach darum, dass alle eines Abends auf das Floß steigen – den wir vorher unter Berücksichtigung der Wettervorhersage und der Mondphase festlegen – und dann etwa drei Meilen segeln.

Mein Gott, wie konnte dieser Mann nur, um mich zu täuschen und meine Loyalität zu prüfen, einen so ausgeklügelten und fantasievollen Plan aushecken? Der treue Teil meines Willens gab entschlossen dem Vertrauen nach, selbst als er seinen Plan weiter erläuterte.

Die Ermüdung des Ruderers wird berücksichtigt. Das Floß wird über einen Antrieb verfügen.

-Motor?...

—Ein Motor, wenn auch ein sehr rudimentärer.

—Es wird nicht laut sein.

„Im Gegenteil, es ist sehr leise. Man kann ein paar Metallrohre mit mäßigem Volumen am Boden des Floßes befestigen. Die findet man im Garten vergraben; sie sind jeweils etwa drei Meter lang und sechzehn Zentimeter im Durchmesser. Man muss sie am Floß festbinden. Die Rohre sollten so positioniert sein, dass das Ende mit den Ventilen am Heck des Floßes ist. Sobald das Floß schwimmt, dreht man einfach die Ventile. Die Rohre sind mit Druckluft gefüllt; wenn diese entweicht, treibt sie das Floß durch die Rückstoßkraft an. Das ist gut durchdacht, und ohne weitere Hilfe kommt man damit etwa fünf Kilometer weit. Ich hatte selbst so meine Schwierigkeiten, das alles dort zusammenzubauen; aber hier, an einem bestimmten Abschnitt der französischen Küste, zeige ich Ihnen ein identisches Floßmodell; wir machen ein paar Tests, und ich gebe Ihnen ein paar Tipps. Ich habe alles überprüft. Was meinen Sie?“

In gutem Glauben habe ich das Projekt gedanklich durchgearbeitet.

—Irgendetwas fehlt noch. Sich nur wenige Kilometer von der russischen Küste zu entfernen, bedeutet noch keine Freiheit.

—Moment mal. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich Pilot bin. Was hindert mich daran, mir beispielsweise eine *Hydra* oder eine italienische *Savoia* zuzulegen und außerhalb russischer Hoheitsgewässer zu ankern, oder – wenn es dunkel genug ist – auch innerhalb?

—Eine *Hydra*?... Kann man eine *Hydra* erwerben?...

—Natürlich. Liefert mir der NKWD nicht alle benötigten Persönlichkeiten?... Dafür haben wir ja unsere bestens ausgestattete Pass- und Dokumentenfabrik in der Rue de Grenelle.

—Die sowjetische Küstenwache ist weiterhin im Einsatz. Ich glaube, und Sie wissen das besser als ich, dass die Überwachung der Küsten sehr streng ist.

„Einverstanden. Aber seien Sie versichert, dass ich das Gelände und die Angelegenheit eingehend studiert habe. Die Stelle, an der ich Wasser aufnehmen werde, ist eine Bucht mit einem Bogen von etwa drei Meilen. Die Küstenwache fährt mehrmals pro Nacht aufs Meer hinaus, von einem Ende der Bucht zum anderen, und folgt dabei der Sehne des Bogens; ich werde höchstwahrscheinlich knapp hinter der Linie landen, die von einem Ende zum anderen verläuft. Es ist sogar für Ihre Orientierung günstig; wenn Sie erfahren sind und wissen, wie man drei Meilen lang geradlinig navigiert, können Sie sicher sein, dass Sie meine Position erreichen. Sie können einen Kompass, den Sie zu Hause auf meinem Tisch finden, am Floß befestigen. Ich werde Ihnen die Peilung sagen, die Sie einhalten müssen, da ich sie markiert habe. Wenn Sie Ihren Kurs mit dem kleinen Ruder, das am Heck des Floßes befestigt werden kann, einigermaßen genau korrigieren, erwarte ich, dass Sie nicht mehr als fünfzig Meter vom Tragflügelboot entfernt sein werden; wir werden uns in dieser Entfernung treffen. Die entscheidenden Faktoren sind der Kurs und die Zeit. Wenn wir nicht „Ob es nun hundert Meter oder dreißig Minuten dauern mag, ich kann fast für unseren Erfolg bürgen...“

—Ich nehme an, er muss an die Besorgnis gedacht haben, die der Lärm seines Motors auslösen würde...

—Bevor wir andocken, werden sie nur ein sehr entferntes Geräusch hören, wie ein Flugzeug, das in beträchtlicher Entfernung vorbeifliegt; ich werde so hoch wie möglich fliegen und mit abgeschaltetem Motor hinabgleiten...; und wenn wir dann abheben, was spielt es dann noch für eine Rolle!...

—Mir fallen im Moment keine weiteren technischen Einwände ein. Ich gehe davon aus, dass Sie alle gründlich durchdacht haben.

—Also... entschieden?

„Beschlossen“, antwortete ich bestimmt; doch ein letzter Zweifel plagte mich. „Hör zu, Duval“, sagte ich. „Warum hast du mich für dieses Abenteuer auserwählt?“

„Das ist noch nicht alles, Doktor. Wenn Sie einen Moment darüber nachdenken, werden Sie verstehen, dass Sie, mit Ihrer Familie – was die Angelegenheit zusätzlich erschwert –, nicht der ideale Kapitän für mein Schiff sind. Was ich konkret von Ihnen erwarte, können nur Sie leisten; daher haben mich die von mir erwähnten Nachteile nicht davon abgehalten, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.“

—Ich kann nichts erraten.

„Mein Freund, Sie wurden aufgrund Ihrer Expertise in der Anästhesie für den Fall Miller ausgewählt. Ich weiß nicht, ob Ihnen bewusst ist, dass eine so komplizierte Operation für eine einfache Entführung völlig unnötig war. Außerdem verfügt die GPU über mehr als genug Anästhesisten, falls nötig. In Wahrheit war ich es, der Sie brauchte. Es war nicht einfach, einen Arzt mit einer so seltenen Spezialisierung zu finden, der zudem kein Kommunist war ... Ich denke, Sie werden mir verzeihen, dass ich bei Yagodas Auswahl eine Rolle gespielt habe; falls es Sie tröstet, muss ich Ihnen sagen, dass Ihre Auswahl nicht ohne ernsthafte Konkurrenz war. Ich musste zwei Ärzte, beide jüdisch, die der GPU gute Dienste geleistet hatten, aussortieren – einer von ihnen noch aus der Zeit der Tschecha ...“

—Wie wurde das Problem behoben?...

Als ich die Anästhetika für diesen Fall vorschlug und die Akten durchsah, wären sie dabei aufgefallen, und ihre Auswahl stand fest. Mir war nicht bewusst, dass sie Gegner meines Kandidaten, also Ihre, waren. Ich wusste nicht, wie ich Sie kontaktieren sollte; doch der Gedanke an „Opposition“, verbunden mit Ihren Namen, brachte mich auf die Lösung. Oppositionelle? ... Nun, sie werden eben „Oppositionelle“ sein! Und innerhalb weniger Stunden trafen Berichte ein, die ihren „Trotzkismus“ unter Beweis stellten ... Ich glaube, sie müssen sich bereits auf der Solowjowski-Insel befinden.

—Waren Sie dazu fähig?... Waren sie unschuldig?...

—Unschuldig wovon?... Vom Trotzkismus?... Das eine ja, das andere nein. Aber was spielt das schon für eine Rolle?

Seien Sie versichert, sie verdienten keine Deportation, sondern den Galgen. Natürlich nicht für Taten, die nach sowjetischem Recht verurteilt wurden, sondern für solche, die normalerweise jede Art von Auszeichnung nach sich ziehen würden ... Kriegsmanöver!

Welch ein Ausdruck breitete sich auf seinem Gesicht aus!... Dieses schiefe Lächeln, das ich vom ersten Augenblick an auf seinen Lippen gesehen hatte und das bitter, ironisch, ja sogar sadistisch wirken konnte, breitete sich in diesem Moment auf sein gesamtes Gesicht aus; es war, als wäre eine unsichtbare Maske gefallen und sein ganzes Gesicht erstrahlte in einem teuflischen Licht... Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „Seine Vorbereitung auf das... das...“ ist bewundernswert.

„Wofür?“, unterbrach er mich und sah mir eindringlich in die Augen. „Sie meinen das Verbrechen?“

„Nein“, brachte ich kaum hörbar hervor; genau...

—Ja, bitte, bitte... Meinten Sie das nicht so?... Worte ängstigen mich nicht, Doktor. Dafür gibt es einen Grund.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich hätte mein Programm ändern sollen; meine Einleitung hätte die Punkte enthalten sollen, die ich geplant hatte. Mir waren Ihre moralischen Vorurteile bewusst. Sie konnten nicht alles in einer Nacht verstehen. Warum sollte Ihre Herangehensweise anders sein als Ihre Erziehung? Sie und Millionen wie Sie akzeptieren Krieg, aber einen Krieg mit Regeln, Uniformen, einem Kodex, Völkerrecht und so weiter. Gut, ich habe nichts dagegen ... Aber wenn der Feind all das ignoriert und systematisch mit Füßen tritt ... wenn der Feind seine Strategie auf dem Respekt anderer vor diesen Prinzipien gründet ...

Zögern bedeutet daher, eine Niederlage hinzunehmen, das Vaterland oder die Idee, die man verteidigt, zu verraten! Das ist Selbstmord!

Ich weiß nicht warum, aber mir kam das Bild von Duval aus dem Keller der Botschaft in den Sinn; Der sadistische Folterer dieser Frau, und ohne viel Gewissen musste ich herausplatzen: „Nein, nein; meine Skrupel sind vielleicht keine Frage der Lehre, sondern der Sensibilität. Die Szene heute Morgen... Sie hatten diese junge Frau gefoltert, Sie waren so kalt, so korrekt wie immer... Für mich war das viel... überwältigender, als wenn ich dort einen Wahnsinnigen angetroffen hätte.“

Ich konnte nicht mehr. Mein Hals war wie ausgetrocknet; plötzlich wurde mir meine Dreistigkeit bewusst ... Ich hatte meine Lage völlig vergessen. Die schmerzhafteste Erinnerung, verstärkt durch den Champagner, hatte mich zu dieser Unverfrorenheit verleitet. Und *nun* starrte mich mein Wachmann eindringlich an, voller Wut und Verachtung, während er überlegte, was er mir sagen sollte; die Ader auf seiner Stirn trat hervor. Ich spürte, wie mich eine allgemeine Panik ergriff. Und er fuhr mich an: „Nein, Sie werden es nicht verstehen! Ich habe das Mädchen nicht gefoltert, Doktor. Ich war es nicht, sondern der diensthabende Korrespondent, mit der Hilfe Ihres Kollegen. Ich wollte sie nur retten, aber ich konnte Ihre Hilfe nicht finden. Wissen Sie das denn nicht? Sehen Sie es denn nicht?“

Ich sah nichts als die Silhouette des Grauens, jenseits aller Vorstellungskraft. „Wegen der Trunkenheit des Arztes“ – seine Nerven versagten, und er hielt sie mit Alkohol und Morphin ruhig – „riefen sie mich; da wandte ich mich an Sie. Erinnern Sie sich nicht, dass ich praktisch eine subokzipitale Punktion verlangte? Erinnern Sie sich nicht, dass Sie sich weigerten? Das hätten Sie tun sollen, Landowsky, wenn Sie Ihre Mitmenschen wirklich lieben, wenn Sie wirklich dieses Mitgefühl besitzen. Ihre Nadel wäre tiefer eingedrungen als nötig, Sie hätten das verlängerte Mark punktiert, und das Mädchen hätte aufgehört zu existieren, das heißt, sie hätte aufgehört zu leiden.“

Warum haben Sie das nicht getan, Dr. Landowsky, anstatt sie wiederzubeleben, anstatt sie der Folter auszusetzen?

—Aber Sie haben mir keinen ausdrücklichen Befehl erteilt...

„Ich konnte ihm nichts befehlen! Dann wäre ich des Todes schuldig gewesen, und der NKWD hätte mich bestraft.“ „Ah! Sie wollten also, dass ich bestraft werde?“ „Nein. Hätten Sie sie getötet, wäre die Verantwortung auf den betrunkenen Arzt gefallen, der nicht in der Lage war, seine Pflicht zu erfüllen. Das Mädchen wäre im Sterben gewesen und hätte aufgehört zu leiden. Und dieses Monster hätte vielleicht für immer aufgehört zu quälen. Sobald ich sein schweres Verbrechen gemeldet hatte ...“

—Du hast also nie...?

„Was meinen Sie? ... Dass ich gefoltert habe? Natürlich; das ist eine Prüfung, der kein Mann von Rang und Namen im NKWD entgeht. Eine von vielen, wissen Sie. Ich habe alle möglichen Leute gefoltert; fünfzehn oder zwanzig, vielleicht mehr. Die, zu denen ich befohlen wurde. Nun, bemerkenswerterweise habe ich mich technisch korrekt gegenüber den ehemaligen Kommunisten verhalten ... Ich erinnere mich an den berühmten Rjutin, und ich könnte viele weitere nennen; ich möchte Ihnen sagen, dass sie alles gestanden haben, was gestanden werden konnte. Wenn Sie eine meiner Sitzungen mit dem berühmten Kamenew gesehen hätten! Einige Freunde aus der Lubjanka haben mich eingeladen, und ich, ein *Amateur*, habe es geschafft, in mehreren Sitzungen das zu bekommen, was ihnen nicht gelungen war ... Aber das Erstaunliche ist, dass, wenn mir echte Feinde der Sowjets, wahre Antikommunisten, in die Hände fielen, meine Wut oder Ungeschicklichkeit so groß war, dass sie nur sehr kurze Zeit in meinen Händen überlebten ... Eine Schande! ... finden Sie nicht?“

Es bedurfte eines anderen Tonfalls, um dies zu erklären:

„Das, Doktor, nennt man in diesen Ländern Sterbehilfe. Das heißt, das Leben eines Sterbenden zu verkürzen, um sein Leiden zu lindern. Die Moralisten hierzulande streiten sich lange darüber, ob es vertretbar sei, das Leben eines Menschen zu verkürzen, damit er nicht von einer Krankheit gequält werde. Worüber sie sich aber immer noch nicht streiten, ist, ob man das Leben eines Menschen verkürzen kann, damit er nicht von einem anderen Menschen gequält wird!“

—Aber die Frau von gestern Abend...

„Er ist gestorben“, antwortete er sachlich; „aber reg dich nicht allzu sehr auf, ich glaube nicht, dass er gelitten hat.“ Ich wünschte, ich hätte damals all sein Wissen gehabt, damit ich ihm jetzt sagen könnte, dass ich mir sicher bin, dass er überhaupt nicht gelitten hat...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Aber hat er gesprochen?... Hat er gesagt, was sie ihn gefragt haben?

„Nein, Doktor, er hat nicht gesprochen ... Ich möchte Ihnen eine wissenschaftliche Frage stellen ... Ich erinnere mich an einen außergewöhnlichen Fall; es war einer der ersten, die ich miterlebt habe. Es ging um einen jungen Polen, der zwei Verschwörer versteckt hatte, ohne sie zu kennen; einfach aus Nächstenliebe und Mitgefühl. Sie brachten ihn zur Lubjanka; sie wollten, dass er den Namen und die persönlichen Daten eines der beiden, der geflohen war, preisgab; der andere war bei seiner Gefangennahme an einer Schusswunde gestorben. Aber es gab kein Entrinnen. Das Interesse war riesig; die beiden Männer planten angeblich einen Großangriff, sie waren Anarchisten; manche vermuteten, sie wollten Stalin oder Molotow töten, also wurden die neuesten Methoden angewendet ... etwas Entsetzliches, glauben Sie mir. Die Lubjanka verfügt über einen reichen Erfahrungsschatz; die Experten, die die Fälle gründlich studieren, konnten sich an keinen Fall erinnern, in dem jemand etwas Ähnliches ohne Kapitulation widerstanden hatte. Damals war ich noch völlig ratlos.“ Der Kommunismus hatte mich noch immer fest im Griff, so sehr, dass die abscheuliche Tat, die an mir und meiner Mutter verübt worden war, meine letzten Bindungen noch nicht gekappt hatte. Ich wurde Zeuge der Qualen dieses Mannes. Es war in meiner Jugend, und ich war nur ein Beobachter. Kalt, ein einfacher Zeuge, notierte ich neugierig alle Anzeichen, die dieser Mann zeigte. Sein Gesicht verzerrte sich nicht wie die der anderen Gefangenen; als der Schmerz seinen Höhepunkt erreichte, brach Schweiß aus, seine Adern traten hervor; keine Krämpfe, Schreie oder Verrenkungen. Eine eisige Sanftmut. Als er die Augen öffnete und nach oben blickte, schien es, als ignoriere er uns alle. Und so starb er. Ein unendliches Leiden, das wie lauwarmes Wasser über ihn hinwegfloss, ohne eine einzige Regung hervorzurufen.

—Ich kann es nicht erklären... Hat er dich vor irgendetwas anderem gewarnt?

—Ja. Ich habe bemerkt, dass der Mann betete.

Eine barbarische Melodie unterbrach die Rede. Gleichzeitig versank der Raum in Dunkelheit. Nur ein roter Kreis markierte die Tanzfläche. Plötzlich erschien ein schwarzes Paar in der Mitte. Sie sahen aus, als wären sie von einer Kokospalme gefallen, wie zwei Affen. Die Band setzte zu einem ohrenbetäubenden Lärm an; ich weiß nicht, auf welchen Notenblättern sich dieses wilde Getöse, das Bilder von Kannibalen heraufbeschwor, hätte schreiben lassen. Die beiden Schwarzen, Mann und Frau, begannen einen Tanz mit wilden Verrenkungen. Und dann breitete sich vor meinen Augen eine schreckliche, halluzinatorische, unberechenbare psychische Epidemie aus. Das Publikum, das im Schatten geblieben war, begann, die Schreie und Rufe der Affen nachzuahmen; einige Paare in ihrer eleganten Abendgarderobe stürmten auf die Tanzfläche; bald folgten viele weitere. Alle ahmten das schwarze Paar nach.

Das Ganze endete damit, dass die „zivilisierten“ Leute einen Kreis bildeten und sich gegenseitig am unteren Rücken fassten, um so den Ring zu schließen. Doch ohne mit der Wimper zu zucken, beugten sie sich vor und standen wieder auf wie Indianer um einen Folterpfahl. Ich weiß nicht, woher die vielen Luftballons kamen, aber die meisten wurden unter großem Jubel aufgefangen. Viele platzten zwischen den Fäusten der Herren und den Gesäßen oder Köpfen der Damen. Die Musiker, ebenfalls schwarz, kamen auf die Tanzfläche und mischten sich unter die Tänzer. Sie hatten einen Riesenspaß! Mir fiel auf, dass die Älteren am ausgelassensten waren. Eine kurze Überschlagsrechnung ergab, dass der Anteil derer mit Haarverlust bei 75 Prozent lag. Die Musik verstummte und das Licht ging wieder an. Die anständigen Leute kehrten zufrieden und schweißgebadet an ihre Tische zurück.

"Was ist das?", fragte ich meinen Partner.

—Es ist die „dunkle Stunde“ ... ein amerikanisches Importgut. Ich sehe, Sie sind nicht auf dem neuesten Stand der Zivilisation ...

Und als er meine Geste feindseligen Erstaunens sah und meine Antwort vorwegnahm: „Oh!..., wenn die Welt so wäre...“, bemerkte er beiläufig und blickte auf einen gelben Ballon, der auf unserem Tisch schwebte, „...wenn die Welt so wäre, hätte sie es verdient...“

Er hielt seine Zigarette nah an den Ballon, der daraufhin sofort platzte.

Um zwei Uhr morgens herrschte rund um das *Cabaret eine gewisse Lebendigkeit*; außerhalb davon waren Verkehr und Passanten deutlich weniger präsent als bei unserer Ankunft. Wir irrten umher und suchten nach einem Ort, wo wir das kalte Abendessen essen konnten, ohne das es ein Frevel war, ins Bett zu gehen. Hier und da leuchteten Türen und Fenster, Unterhaltungslokale, und hin und wieder wehte ein Hauch von Musik oder Gesang leise über den Boden, wie die Tropfen eines feinen Regens, der zu fallen begonnen hatte. Paris schien in schimmernde Spitze gehüllt.

Wir kamen früh an, ich weiß nicht mehr wo. Wir gingen hinaus. Das Lokal war unscheinbar, solide, klein und gemütlich. Irgendein *Anti-...(unleserlich)* Duval Restaurant

Er sprach mit dem *Maître d'hôtel*, der uns in ein kleines, nach innen gelegenes Wohnzimmer führte. Es war mit Eichenholz getäfelt, und im Kamin knisterte ein gemütliches Feuer. Hühnerbrust mit Johannisbeeren, Kaviar, Kirschen und Burgunder oder Sauternes wurde auf zwei kleinen Tischen serviert. Die Bediensteten vollbrachten ihr Können und verschwanden rasch. Diskret. Exquisit. Unerwartet.

„Niemand ist so gut wie die Franzosen“, witzelte Duval, „wenn es darum geht, die Liebe zu schützen. Wir befinden uns in einem behüteten Nest, Mr. Landowsky ... Nein, protestieren Sie nicht. Diese Herren interessieren sich nicht für die Privatangelegenheiten anderer. Jedem das Seine. Wichtig ist nur, dass wir hier in Ruhe reden können.“

Dieser Mann beschrieb die schlimmsten Dinge mit solcher Freundlichkeit...!

„Unsere Propagandaliteratur hat uns glauben lassen, dass große Revolutionäre in diesen prunkvollen Umgebungen heranwachsen. Glaubt es nicht! Hier haben wir nur einen einzigen Vertrauten gefunden ... und der sitzt in der Küche: ein Geschirrspüler. Die Kellner sind unnahbar; sie sind echte Bourgeois; sie verdienen prächtige Gehälter, die jeden Marschall von Frankreich vor Neid erblassen ließen ... Stellt euch nur vor, welche Freunde wir unter ihnen haben werden! Die Idole dieser Proletarier heißen Poincaré oder Maurras ...“

Plötzlich hielt er inne und sagte ganz ernst zu mir: „Weißt du, dass ich dich langweile? Nun, das liegt daran, dass du überhaupt keine Ahnung hast; du lädst mich zum Reden ein. Ich plappere und plappere, als würde ich mit dieser dummen Welt sprechen, die blind, stumm, taub und schlafend ist. Hör mir einfach zu und halt den Mund. Bescheidenheit beiseite, ich habe im Dienst Karriere gemacht. Besonders seit August... Erinnerst du dich, dass im August die *Sechzehn* vor Wyschinski erschienen sind? Ich konnte damals mein Können unter Beweis stellen, vor Kamenew, Sinowjew, Smirnow und den anderen. Obwohl die Affäre als der ‚Prozess der Sechzehn‘ in die Geschichte eingegangen ist, gab es noch viele weitere...“

—Verschwören sie sich im Auftrag Deutschlands, wie offiziell behauptet wurde?

—Nein, niemals!... Sie verschworen sich, aber zugunsten der Feinde Deutschlands, des Deutschlands Hitlers.

—Und Stalin wusste davon?...

—Besser als jeder andere...; aber da sich herausstellte, dass diese Feinde Deutschlands offiziell Freunde und sogar Verbündete der UdSSR waren, mussten sie „offiziell“ auch als absolute Faschisten sterben... Verstehst du?

—Um ehrlich zu sein, kein Wort.

Die von Trotzki angeführte Verschwörung zielte darauf ab, Stalin zu stürzen; die Verschwörer wollten die Macht erlangen und ihren ausländischen Verbündeten die Sicherheit eines Militärbündnisses sichern... eine Sicherheit, die sie selbst dann nicht hätten erreichen können, wenn Stalin sie siebenmal unterzeichnet hätte...

—Stehen diese Prozesse also in engem Zusammenhang mit dem viel diskutierten europäischen Krieg?

—Genau; mit diesem Krieg, nicht einem europäischen, sondern einem globalen, der jeden Tag ausbrechen kann. Pass auf dich auf.

Welche Nationen stehen hinter diesen Verschwörern?

—Nationen? Keine Nationen; vielmehr Streitkräfte, Parteien, Regierungen und sogar Superregierungen...

Nationen bezahlen all dies mit Geld und Blut, wie es ihre Pflicht ist... An vorderster Front stehen die Regierungen von England und Frankreich.

—Aber ist Blum nicht ein Verbündeter der Kommunisten?... Sind Sozialisten und Kommunisten nicht gemeinsam bei den Wahlen angetreten, um die Rechte zu besiegen?...

Das Wahlbündnis wurde natürlich unter der Bedingung geschlossen, ein echtes Militärbündnis zu erlangen. Doch beide Seiten waren entschlossen, einander zu täuschen. Die Briten und Franzosen opferten alles für sowjetische Militärhilfe gegen den Faschismus; Stalin stimmte allem zu, aber nur, um die europäische Revolution zu seinem eigenen Vorteil zu inszenieren. Im Gegenzug wollten die Franzosen und Briten, verbündet mit den trotzkistischen Verschwörern in der UdSSR, Stalin stürzen, so wie er von ihrem Sturz träumte, nachdem sie einen europäischen Krieg provoziert hatten. Denn der Spanische Bürgerkrieg war genau das: eine Provokation eines europäischen Krieges.

—Es ist wunderbar, dass Stalin die Spione seiner Verbündeten erschießt und sie beschuldigt, Spione für Hitler und den Mikado zu sein!

„Das Bemerkenswerte an diesem Fall ist, dass beide Seiten eingeweiht sind ... Sie werden beim Lesen der Kommentare zum Prozess bemerkt haben, wie die englischen und französischen Politiker gegen die Verleumdungen gegen Kamenew, Sinowjew und Trotzki protestieren ... ‚Sie sind keine deutschen oder japanischen Spione!‘, rufen sie. Woher wollen sie das wissen? Sie sind mit Hitler ... Die Schlussfolgerung ist einfach: Weil sie mit ihm sind. Kurz gesagt: Wissen heißt fast Kontrolle. Man muss wissen, wie man gegen diese Leute kämpft, da man selbst unter ihrem Kommando gekämpft hat. Erinnern Sie sich an die Dowgalewski-Affäre?“

—Ich glaube, ich erinnere mich an diesen Namen; wer war das?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Einer unserer Botschafter hier... Sein Leichnam wurde mit allen Ehren in die Heimat überführt, um eingäschert zu werden. Erinnern Sie sich nicht? Dowgalewski war hinter seiner Fassade eines trägen Intellektuellen ein Fanatiker: Obwohl er sich seiner Pflicht hätte entziehen können, ergötzte er sich daran, Opfer für die GPU zu liefern, insbesondere unter den ihm zugeteilten Mitarbeitern oder solchen, die sich aus irgendeinem Grund in der Botschaft aufhielten. Ich glaube, seine eigene Frau, extrem rachsüchtig, eine erbitterte und lebenslange Feindin all jener, die ihr nicht schmeichelten und gefielen, hat ihn zu dieser abscheulichen Tat angestiftet. Was ich Ihnen sagen werde, ist, dass sie, ich glaube durch Ellert, die Ankunft von Roisseman, dem ehemaligen Tscheka-Agenten, provoziert haben, der zu dieser Zeit Inspektor des diplomatischen Personals im Ausland war.“

Es gab offenbar eine Anschuldigung gegen den Ersten Botschaftsrat, Bessedowsky, er habe Kontakt zum Zweiten Büro gehabt. Ich weiß nicht, welche Beweise man gegen ihn vorlegte, aber Tatsache ist, dass seine Zwangstransportierung nach Russland beschlossen wurde. Als der „Inspektor“ eintraf und der Botschaftsrat die Botschaft verlassen wollte, wurde er von vier Türstehern festgehalten. Er blieb jedoch bemerkenswert ruhig und ließ sich friedlich abführen. Unter einem Vorwand, dessen ich nicht kenne, gelang es ihm, sich ins erste Stockwerk eskortieren zu lassen, bevor er die „Cité Interdite“, wie wir den Ihnen bekannten Teil nennen, betrat. Seine vier Wachen waren etwas unvorsichtig, und Bessedowsky sprang aus einem Fenster und landete im Garten des Nachbargrundstücks. Ich weiß nicht, wie er sich nicht umgebracht hat. Es folgte der übliche Aufruhr. Die Frau des Botschaftsrats war von den Tschekisten festgenommen worden. Ich befand mich in Zimmer 83, wo man mich während des Vorfalls zum „Zuhören“ zurückgelassen hatte. Durch das „Zuhören“ konnte ich verstehen, was vor sich ging. Und dann kam mir die Idee, ein Gespräch zu erfinden und aufzuzeichnen, das von einer Frauenstimme am Telefon Nummer 1, dem Privattelefon des Botschafters, mit der Nummer von Chiappes Büro – Sie wissen schon, dem Präfekten – geführt wurde. Ich hatte Glück, dass die Polizei in der Botschaft auftauchte, zweifellos durch einen Tipp des flüchtigen Beraters. Ich ließ die Dinge ihren Lauf nehmen.

Stunden später, so glaube ich, sah Ahrens beim Überprüfen der Nummern den Anruf bei Chiappe, dem die Frauenstimme dringend „mehrere Blumensträuße“ gewünscht hatte... Ergebnis: Die geliebte Frau des Botschafters wurde nach Moskau eingeladen, um eine Auszeichnung oder Ähnliches entgegenzunehmen; diese wurde ihr jedoch im Nacken angesteckt...

Lustig, nicht wahr?...

—Sie haben also Powgalewski entlassen...

—Wie Sie wünschen, Herr Staatsanwalt. Aber ich sprach nicht von Verbrechen, sondern von der Universität des 20. Jahrhunderts, des ersten Jahrhunderts unserer Ära der Erlösung des Proletariats. Man hat den Verstand eines Romanschriftstellers; in anderen Zeiten hätte ich Romane geschrieben, jetzt schreibe ich sie. An dieser Universität lernt man Vorstellungskraft und Kühnheit. Nach und nach erlangt man die präzise Unfehlbarkeit. Es geht darum, zwanzig Faktoren zu berücksichtigen, nicht vier oder sechs. Als der entscheidende Kampf zwischen Stalin und dem Trotzismus begann, als er sich stark genug fühlte, die „alte Garde“ der Revolution von 1917 zu liquidieren, eröffnete sich meiner „Technik“ ein unendliches Feld, meine Möglichkeiten vervielfachten sich ungeheuerlich. Worum geht es hier eigentlich?, fragte ich mich; es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei gegensätzlichen revolutionären Konzeptionen, vertreten von Männern mit gleichem moralischen Charakter, mit denselben Instinkten und derselben Ausbildung; beide und ihre Ziele sind mir verhasst; Im Kern sind „Opposition“ und „Stalinismus“ ein und derselbe Angriff auf die Menschheit. Wenn die „Opposition“ eine von bestimmten Juden ausgeübte Weltdiktatur anstrebt und dafür Kommunisten einsetzt, so strebt Stalin eine von ihm selbst ausgeübte Diktatur an, die er mithilfe anderer Juden errichten will.

—Eine bloße Umkehrung der Faktoren und in Wahrheit ein niederträchtiger Machtkampf.

—In der Tat, ein Kampf um die Macht... Aber ist die gesamte Weltgeschichte etwas anderes? Nun gut: Nie gab es widersprüchlichere Situationen, nie größere Brutalität gepaart mit solcher Raffinesse und Heuchelei... Man muss sich an die Resolutionen des Siebten Kongresses der Internationale erinnern. Die verabschiedeten Thesen entsprachen dem orthodoxesten Trotzismus... und das, obwohl Trotzki erneut verurteilt wurde. Dimitrow, ein Mann mit zwei Gesichtern, verkündete, man werde das „Trojanische Pferd“ in die kapitalistischen Länder einschleusen. Das „Trojanische Pferd“ oder die „Politik der ausgestreckten Hand“ war die Volksfront, das Bündnis mit der Bourgeoisie... um die Bourgeoisie zu vernichten. Der Meister ahnte nicht, dass seine Verbündeten, ohne es anzukündigen, bereits ihr eigenes „Pferd“ innerhalb der UdSSR bereithielten, um ihn zu stürzen. Und genau als er und seine Verbündeten das erste Unternehmen ihres gemeinsamen antifaschistischen Kreuzzugs, nämlich Spanien, in Angriff nehmen, wird das trotzkistische „Trojanische Pferd“ entdeckt.

Merkt euch das gut... es war im August 1936. Die Hauptfiguren der Pferdebewegung, oder der „Anti-Pferdebewegung“, wenn ihr so wollt, fielen: Sinowjew, Kamenew, Smirnow... Fügung des Schicksals!... nicht wahr?

—Das ist in der Tat ein aufschlussreicher Zufall—sagte ich und gestand es im Stillen.

Innerlich war ich misstrauisch. Ich dachte, der Mann sei nicht betrunken, sondern intelligenter als ich. Er fuhr fort: „Stalins Angst war gewaltig. Glaubst nicht, das sei vorbei. Die gigantische ‚Säuberung‘ wird weitergehen. Jechow ist der Vollstrecker. Sehr bald wird es einen weiteren monströsen Prozess geben. Radek wird an vorderster Front stehen ... und viele andere werden folgen! Alle führenden Köpfe der Revolution! Es wird großartig sein ... Die Welt wird in Sachen Terror noch nie etwas Vergleichbares erlebt haben ... alles seit der Französischen Revolution wird winzig erscheinen. Die Angeklagten werden die fantastischsten Dinge aussagen und sich gegenseitig die ungeheuerlichsten Anschuldigungen an den Kopf werfen! Ihr werdet sehen! Ihr werdet sehen, wie all die Anführer der Revolution, ihre Helden und ‚Heiligen‘, gestehen, dass sie immer schon Spione, Mörder und Saboteure im Auftrag Hitlers und des Mikado waren und es immer noch sind ... Die Prozesse gegen Kamenew und Sinowjew werden eher unspektakulär sein; ich werde wie eine blasse, chlorotische Gestalt dastehen.“ Was für eine Chance für mich, mein lieber Freund!... Ich habe alles schon in der Hand; ich werde meinen eigenen Rekord brechen...

—Von hier aus?— fragte ich überrascht.

„Und wo ließe sich der Beweis für seinen niederträchtigen Verrat besser finden? Wo gäbe es ihn reichlicher als im Ausland? Seht her, meinen bisher größten Triumph habe ich bereits errungen. Ihr wisst, wer Radek war ... Wer kennt nicht den Mann, der der oberste Führer der Revolution in Deutschland war? ... Den Mann, der sich in der UdSSR am meisten inszeniert hat; den Unentbehrlichen, den Unerschöpflichen, den Unfehlbaren. Nun, er ist gefallen ... Er war keine leichte Beute, das versichere ich euch.“

—Er wäre zumindest ein Trotzkiist...

Nicht einmal das. Radek war bereits zu nichts mehr fähig, aus dem einfachen Grund, dass er alles gewesen war. Ein Ereignis sollte seinen moralischen Zustand offenbaren. Radeks enger Freund, der berühmte Tschekist Blumkin, besuchte Trotzki in Konstantinopel; einen Juden, der einst Graf Mirbach, den ersten deutschen Botschafter in Moskau, ermordet hatte, woraufhin die Sowjetregierung seine Hinrichtung inszenierte. Sowohl Radek als auch Blumkin waren in die trotzkistische Verschwörung verwickelt, und Blumkins Besuch beim verbannten Trotzki stand damit in Zusammenhang. Im Auftrag des Anführers stellte er sich Radek vor. Radek ließ ihn ausreden, und als er alles erfahren hatte, sagte er ruhig zu seinem Freund: „Es tut mir leid; erst gestern habe ich dem Trotzkiismus abgeschworen und die Opposition verlassen.“ Blumkin entkam, doch Radek alarmierte die GPU, und er wurde noch in derselben Nacht verhaftet. Blumkin wurde erschossen; diesmal „wirklich“.

Radek verabschiedete sich von seinem Freund und Landsmann mit den Worten: „Jetzt erzähl mir alles, was du gesagt hast, denn ich werde jetzt meine Aussage verfassen.“ Glaubst du, dass Radek aus echter Reue handelte? ... Nein, niemals. Er schmiedete weiterhin Intrigen und wechselte zwischen dem Aushecken von Racheplänen und dem Denunzieren seiner Kameraden.

Einfach ausgedrückt: Immer wenn er sich ausspioniert fühlte, immer wenn er Angst hatte, entdeckt zu werden, übergab er der GPU einen Begleiter; der beste Weg, jede Gefahr für ihn abzuwenden.

Jetzt verstehst du, dass es nicht einfach war, ihn zu fassen, denn er schützte sich ständig vor Verrat. Ich musste sehr einfallsreich sein...

Meine Faszination und Neugier kannten keine Grenzen.

—Wie konnte er Radek verlieren?

—Ich habe ihn lediglich dazu gebracht, sich erneut zu „immunisieren“, indem er Molotow denunzierte. „Sehr schwerwiegende Beweise“ für den Verrat des Vorsitzenden der Volkskommissare gelangten in seine Hände, die er sofort Stalin aushändigte... doch andere „Beweise“ waren bereits zuvor eingetroffen, die belegten, dass Sedow hier in Paris Beweise gegen Molotow „gefälscht“ und nach Russland geschickt hatte, um den Vorsitzenden zu stürzen. Es war unbekannt, wer der beabsichtigte Empfänger sein könnte, wer der Verräter in Russland, Sedows Komplize, der Verräter in Frankreich sein könnte. Und Radek, was hat er getan?... Er hat sich ein letztes Mal „immunisiert“... Allein dadurch, dass er vor zwei anständigen Burschen in der Lubjanka stand, hat er sich selbst verraten. Er hat all seine Verbrechen gestanden; die begangenen und die erfundenen... und wenn er sich das selbst antat, stellen Sie sich vor, was aus seinem sarkastischen, froschartigen Mund gequält worden sein muss... der aufgeblasene Bucharin wird es uns erzählen...

—Es wird auch Bucharin erreichen!

—Ich habe es Ihnen ja schon gesagt: Es wird beispiellos sein. Etwas, wovon niemand je geträumt hat... Ich glaube, dass alles, was ich bin, alles, was ich wert bin, in den kommenden Jahren seine größte Wirkung entfalten wird...

„Moment mal, Duval, ich verstehe das nicht. Du hast mir vorhin gesagt, oder vielleicht habe ich es auch geträumt, dass du mich um Hilfe gebeten hast, um deine Mutter und meine Familie aus der Union herauszuholen; dass wir das so schnell wie möglich tun würden...“

Die beiden Dinge hängen zusammen.

—Sobald Ihre Mutter gerettet ist, werden Sie Ihre Dienste... Ihre Mission natürlich aufgeben.

—Im Gegenteil: als du mich mit deinen Bedenken unterbrochen hast und ich dir erklären musste

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich wollte Ihnen ausführlich von Ihrer Mission erzählen. Erinnern Sie sich, ich sprach über die Gründe, warum ich mich an Sie wende, und die hatten nicht gerade mit Ihren seemännischen Fähigkeiten als Kapitän meines Floßes zu tun. Kurz gesagt: Wären Sie in der Lage, bei einer Person für die nötige Zeit einen echten Todeszustand hervorzurufen? ... Diese berühmte „Katalepsie“ von Menschen, die lebendig begraben werden?

Die Welt drehte sich wie ein Ball in den Händen des außergewöhnlichen Chilenen. Er hatte mich in die Labore des westlichen Vergnügens geführt, dann in die schrecklichen Keller der Rue Grenelle, dann in die Intimitäten des Staates und der Komintern-Organisation, und nun brachte er mich plötzlich auf die Felder meines Spezialgebiets und tauchte alles in ein blendendes Licht.

Hätte Stalin viele so effektive Agenten, so brillante Persönlichkeiten wie Duval gehabt, hätte ihm nichts auf der Welt im Wege stehen können. Vielleicht braucht ein Anführer an sich kein attraktives Äußeres, kein charmantes Auftreten, keine freundlichen und willfährigen Worte oder irgendeine menschliche Eigenschaft; aber er braucht sie bei seinen Untergebenen. Und Duval war ein seltenes Beispiel für eine solche menschliche Eigenschaft. Ich sage das, weil meine schwache Fantasie, unterwürfig wie ein brennender Sklave, sich Hals über Kopf in das ihr vorgelegte Thema stürzte. Ich sprach mit Duval über meine Erfahrungen und Überlegungen, über vegetative Systeme, über Beziehungen, über Leben, Bewusstsein und Wahnsinn, über all die Probleme; kurzum, über all das, in dessen Flammen ich immer gelebt habe. Ja. Ich war imstande, alle Lebenszeichen auszusetzen, ohne das unterirdische Pochen zu unterbrechen, das die Organe still und unbeweglich hält, aber jederzeit zum Erwachen bereit ist. Ich war imstande, biologischen Prozessen „Pst!“ zu sagen und sie für eine Weile zu zügeln. Ich musste der Wissenschaft das großartige Erbe dieses neuen Weges hinterlassen, auf dem man unvorstellbar weit kommen kann. Es besteht darin, zu wissen, wie man geht, als ob man auf Stelzen ginge, ein Bein vorzusetzen – Pharmakologie, das andere Psychoinfluenza; das heißt, Hypnose durch semantische und psychische Mittel.

Ich sprach mit Begeisterung, vielleicht habe ich es etwas übertrieben. Duval schenkte mir sein volles Interesse und sagte schließlich ruhig: „Gut, Doktor. Sie werden das alles mit meiner Mutter tun.“

Das holte mich in die Realität des Augenblicks zurück.

—Aber... du bist verrückt!

—Der „offizielle“ Tod meiner Mutter und die Tatsache, dass man nichts von ihrer Auferstehung weiß, beseitigen jeden Verdacht auf ihre Flucht. Ist das nicht offensichtlich?... Nun, das bedeutet, dass mich nichts daran hindert, fortzufahren, selbst ohne die Geisel, da ich ja dieser großartige Agent Stalins bin. Verstehst du jetzt?...

Mein letztes bisschen Denkvermögen verbrauchte ich für einen letzten Einwand: – Und warum wollen Sie weiterhin Stalins Agent sein?

Er stand auf und legte mir die Spitze seines Zeigefingers auf die Schulter, während er in der anderen Hand das Glas hielt.

„Haben Sie mich noch nicht getroffen?... Wie recht Sie doch haben, und wie einfallslos!... Der Kampf zwischen Trotzisten und Stalinisten ist für mich etwas Einzigartiges: die Zerstörung des Kommunismus, der Tod... und welch ein Tod!... der gefährlichsten Kommunisten. Ich werde nicht desertieren; ich werde zerstören und töten, die Kommunisten gegeneinander aufhetzen... Ich bin ihr Schüler, sie haben mich erzogen *und* geformt; alles, was ich weiß, alles, was ich bin, den unendlichen Hass, den sie mir gegen andere Menschen eingepflanzt haben, wende ich gegen sie: Verbrechen gegen Verbrecher, Mord gegen Mörder... Gibt es etwas Schöneres?... Dieses erbitterte und erhabene Spiel wird so lange dauern, wie es dauert; aber was mich fasziniert, ist eine Apotheose. Erinnern Sie sich, Dr. Landowsky, an den letzten 1. Mai in Moskau. Die ehrfurchtgebietende Stille der Menschen, als sie unter dem Dröhnen von Panzern und Flugzeugen eine eindrucksvolle, monoreimte „Internationale“ sangen. Die Maschinen paradierten neben Lenins Mausoleum. Und auf ihrem Podest...“ Sowjetische Marschälle. Kalinin, der lächerliche alte Präsident. Die Volkskommissare in Plenarsitzung. Molotow, Kaganowitsch, Jagoda. Und schließlich Stalin.

Er hielt inne, um den letzten Schluck zu nehmen:

„Ich bin Pilot und Kapitän. Ich marschiere immer in meinem schweren Bomber. Mein Flugzeug muss nicht *mit* Bomben beladen sein. Können Sie sich vorstellen, wie ein Flugzeug am Himmel ist? Ein trunkener Machtrausch, ein rasender Wahnsinn, eine gewaltige Verachtung für den Planeten und seine widerlichen Kleinkriminalitäten, seine negroiden Tänze, seine Sowjetrepubliken. Stellen Sie sich nur einen schweren Bomber wie diesen vor, der hoch über den Wolken schwebt, seinen heiseren Schnabel zur Sonne erhebt, sich aufbäumt und dann wie ein Pfeil, wie ein Blitz, wie was auch immer Sie wollen, zum Erdmittelpunkt stürzt ... in gerader Linie zu Lenins Grab, das an diesem Tag auch Stalins Grab sein wird!“

Seine Arme waren ausgebreitet und er pickte mich an. Sein Lächeln war erloschen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sein Gesicht, plötzlich borstig, angespannt und hart wie ein Adlerschnabel. Und seine Arme, fast wie Flügel. Rebellerischer Erzengel! Gegen Gott und gegen Luzifer!

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

IX

ICH, DER BESCHWERDEFÜHRER

Ich glaube, ich habe meine Pflicht erfüllt, indem ich hier mein Gespräch mit Duval an jenem Abend so genau wie möglich wiedergegeben habe. Es ist erstaunlich, dass ich mich nun so präzise und genau an seine Worte erinnere, wo ich sie doch kurz nach ihrem Hören nicht hätte wiedergeben können. Sie blieben damals in den Tiefen meines Gedächtnisses, wo sie wie Gerste gären und ihren bitteren Wahrheitsgehalt freisetzen.

Dies waren die ersten Berichte, die ich über Form, Substanz und Hintergrund der sowjetischen Macht erhielt, und sie erreichten mich inmitten der bezaubernden Verwirrung von Paris, inmitten des Duftes erlesener Weine.

Wir gingen zurück zur Botschaft. Der Regen hatte aufgehört, und die kühle Luft löste meine Zunge. Entschlossen stellte ich mich in Duvals Dienste und bat ihn um Anweisungen. Sollte ich also die Miller-Affäre sabotieren? Oder das Vertrauen meiner Vorgesetzten durch „korrektes“ Verhalten weiter gewinnen? Sicherlich wäre ich bereit, im Falle eines erneuten Einsatzes für subokzipitale Punktionen Euthanasie durchzuführen. Ich müsste einen Weg zur Küste finden, um das Navigieren mit Bambusstöcken zu üben. Und vorsichtshalber auch ein bisschen Rudern.

Sobald ich zu sprechen begann, verstummte Duval, der bis dahin so wortgewandt gewesen war. Er schien in andere Gedanken versunken zu sein, was ich später verstand.

Es war vier Uhr morgens an einem nebligen Tag, als wir in die Grenelle Street einbogen. Schon beim Anblick des Botschaftsgebäudes spürte ich die Unruhe und Angst der Menschen, die nach Luft rangen. Wir kamen näher; der dunkelste Fleck am Türrahmen war bereits zu sehen. Hinter dem Eingang fühlte sich der Temperaturunterschied an, als würde mir ein schwacher, stechender, zäher Atem aus einem Gefängnis oder einer öffentlichen Toilette in Mund und Nase dringen. Wir überquerten die Mauern der *verbotenen Stadt*. Wir sahen nur die Wachen auf ihren Posten, die Tag und Nacht Wache hielten. Wir gingen zurück in mein Zimmer, und Duval bat mich um Feuer für seine Zigarette. Ich versuchte etwas zu sagen: „Morgen ...“

—Bis morgen, Doktor. Ruhen Sie sich gut aus.

—Bis morgen.

Er schloss die Tür, es wurde still, und ich konnte seine Schritte hören, die sich immer weiter entfernten, bis sie schließlich ganz verstummten.

Ich begann mich auszuziehen. Nun ruhiger und gefasster, stiegen all die Gedanken und Bilder, die ich in jener Nacht gesehen oder erlebt hatte und die so entscheidend für mich waren, wie lautlose Nachtvögel in meinen Geist herab. In Gedanken versunken, legte ich mich ins Bett und schaltete das Licht aus. Ich erinnerte mich vage daran, dass ich mich nicht bekreuzigen sollte, und tat es auch nicht.

Anders als ich erwartet hatte, muss ich wohl sehr schnell eingeschlafen sein.

Ich weiß nicht, ob ich Minuten oder Stunden geschlafen habe. Ich wachte plötzlich auf, mit einem stechenden Schmerz, einem elektrischen Schlag. Sofort war ich hellwach, mit dieser Klarheit, die man manchmal spürt, wenn man so aufwacht. Zweifellos kommen und gehen unsere Gedanken, verweben sich im Schlaf. Wie ein Blitz verdichteten sich alle Szenen, die ich in der Nacht zuvor erlebt und geträumt hatte, zu einem einzigen Gedanken ... Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag, aber ohne mein Urteilsvermögen zu trüben; im Gegenteil, sie ließ die klare, vollkommene, absolute Wahrheit wie einen Funken hervorbrechen ...

„Ich bin verloren.“ Dieser Gedanke ergriff mich, unabdingbar und total, kein Nerv, kein Muskel, keine Zelle entzog sich dieser offenkundigen Überzeugung, der erdrückenden Beweislage.

Ich sprang wie eine Feder aus dem Bett. Ich knipste das Licht an. Ich stand vor dem Spiegel, der mein überraschend unverändertes Spiegelbild reflektierte, als wäre ich dieselbe Person. Das ließ mich einen Moment lang ratlos zurück. Alles war wie Elektrizität. Mein Blick fiel auf die kleine Tür des Telefons an der Wand. Der Gedanke „Ich bin verloren“ – „ICH BIN VERLOREN“ – war kein Schock mehr, kein Hammerschlag, sondern eine sanfte Berührung, die meinen Körper umhüllte, als würde man mich mit Samt streicheln. Und plötzlich der Schock. Das dringende Bedürfnis, mich zu retten, zitterte in meinem Schädel, wie einer dieser Funken, die zwischen den Messingkugeln primitiver, experimenteller Elektromaschinen überspringen. Fieberhaft griff ich nach dem Hörer, beugte mich vor, berührte fast das Mikrofon mit den Lippen; in meinen Beinen spürte ich das gleiche Gefühl, wenn der Aufzug nach unten fährt. Das schwache Kabel war das Einzige, was mich in diesem Moment halten konnte, als der Boden unter mir nachgab. Mir wurde endlich klar, dass es einen Stromkreis gab. Aber niemand antwortete. Sekunden vergingen, viele Sekunden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sekunden. Ich hustete; nichts. Ich hustete heftiger; dasselbe Ergebnis. Ich wollte sprechen, aber mein Hals fühlte sich an wie Pappe. Ich suchte nach Speichel und presste meine Zunge zwischen die Zähne. „Hallo, halo!“... Endlich brachte ich es mit einer Stimme hervor, die ganz sicher nicht meine eigene war. Nichts! Das Telefon war kaputt oder verlassen. Ich wollte schon aufgeben; doch eine heftige Spannung durchfuhr mich. Fieberhaft betätigte ich den Hebel. Stille!... Absolute Stille!... Wie besessen ließ ich das Gerät nicht los. Ich hielt den Atem an und konzentrierte mich voll und ganz aufs Lauschen. Ich glaubte, das leise Geräusch einer sich öffnenden Tür in der Nähe zu hören, und sogar schnelle Schritte, als ob jemand auf Zehenspitzen ginge... „Hallo, halo!“... schrie ich, außer mir vor Sorge, aus vollem Hals. Ich keuchte; mein Herz raste heftig und unregelmäßig... Hallo!... Verloren!... Hallo!...

Verloren!... Hallo!... Verloren!...

Endlich!... ein schrilles Geräusch – aber wie angenehm! – drang an mein Trommelfell. Der mürrische Telefonist musste den Stecker so fest ins Ohr gestoßen haben, als würde er seinen Erzfeind erstechen.

–Hallo!...

—Moment mal... warten Sie!...

Sie unterhielten sich am anderen Ende der Leitung.

—Ja, Genosse; ich übergebe es Ihnen, sobald ich ankomme...

—Stellen Sie die Zeit ein... ja, so... fest...

—Prost, Genosse...

Schließlich konnte ich eingreifen.

—Der Chef?... Verbinden Sie mich mit dem Chef.

–Unmöglich.

—Warum, Genosse? Es ist eine dringende Angelegenheit...

—Weil sie nicht zu Hause ist...

—Also, ich muss sofort mit ihm sprechen...

—Ist es wirklich so dringend?...

–Dringend...

„Ich bin nicht befugt, Sie anzurufen, es sei denn, es geht um etwas ‚von oben‘... Können Sie sich nicht mit jemand anderem einigen?... Jemand war eben hier...“

—Nein, nein; es muss speziell mit ihm sein.

—Nun ja, ich denke, ich komme später wieder, so gegen zehn oder elf... Verstehst du?

—Also —ich wusste nicht, was ich tun sollte—, könnten Sie mir Bescheid geben, wenn Sie ankommen?...

Ah! Kann ich auf Sie zählen, wenn ich wissen möchte, wann ich versucht habe, mit dem Chef zu sprechen?

—Selbstverständlich, Genosse.

Ich legte auf. Ich war wie gelähmt. Ich musste mich auf die Bettkante setzen; meine Knie zitterten, und ich musste sie sogar mit beiden Händen umklammern. Ich glaube, das war einer meiner schlimmsten Momente; bis dahin hatten mich die gefährlichen Ereignisse, die ich erlebt hatte, nicht um meine Selbstbeherrschung gebracht. Ich glaube, abgesehen von der Gefahr selbst, fühlte ich mich durch den abrupten Zustandswechsel völlig ausgelaugt. Ich war ehrlich gesagt euphorisch, fast optimistisch, in die Botschaft gekommen; ja, müde; der Schock, die beispiellose Natur von Duvals Enthüllungen, muss mich nervös mehr gefordert haben als sonst. Und so viel Wein! Warum hatten sie mich betrunken gemacht? Dann plötzlich die Gewissheit, dass ich in die Falle getappt war, dass ich verloren war ... alles weit jenseits meiner Kräfte. Jetzt, wo ich dies schreibe, kann ich meinen Zustand mit einiger Gelassenheit analysieren; damals war das völlig unmöglich.

Ich blieb zitternd sitzen. Mir war kalt, aber ich dachte nicht daran, mir einen Mantel anzuziehen und blieb im Schlafanzug. Im Gegenteil, als ich den Wasserhahn vor mir glänzen sah, erschien mir das wie eine wundersame Entdeckung. Ich füllte mir ein Glas und trank, hielt es mit den Zähnen fest und riskierte, es zu zerbrechen. Ich fühlte mich besser; meine Nerven beruhigten sich. Ich zog meinen Morgenmantel und meine Hausschuhe an. Ich konnte mir sogar eine Zigarette anzünden. Doch meine Besserung war nur körperlicher Natur; ich würde fast sagen, meine Angst verstärkte sich. Bis dahin waren die Gespenster meiner Lieben nur vage in meiner wilden Fantasie erschienen. Nun erschienen sie klar und deutlich, mit seltener Erleichterung und Präzision in ihren Zügen. Niemand konnte die heftige Qual dieser geliebten Gesichter nachahmen, noch die Klarheit, mit der ich alles von meinem Betrand aus sah. Punkt Strich Punkt, Strich, Strich, Punkt Strich, Strich... Punkt Strich, Strich. Radiowellen tragen in Punkten und Strichen die Urkunde meines Verrats. Die Chiffrierbüros leiten das Kommuniqué an Jechow weiter. Ich sehe, wie die blutige Marionette eine Glocke drückt; ich sehe, wie er ruhig mit dem Abteilungsleiter spricht: „Fall Landowsky, abgeschlossen. Liquidieren.“

Der Trupp tschekistischer Schläger. Der unheilvolle, unverkennbare Lastwagen, der durch die vom Weinen der Opfer vermischten, schlammigen Straßen holperte. Dort in der Dunkelheit starrten mich große, verängstigte Pupillen an: „Nein, Papa, man kann ohne Puls leben ...“ Jetzt, drinnen in der Höhle, kauern sie sich in einer Ecke zusammen und können mich nicht mehr sehen. Und nun fliehen sie auf die andere Seite.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Denn in der Ecke sind auch die Spuren der Verbrechen, die schwärzlichen Flecken, die Einschusslöcher... Langsam treten sie ein, ihre eisernen Stiefel knarren... Meine Töchter! Meine Töchter!

Ich muss ohnmächtig geworden und gestürzt sein. Ich weiß, dass es weitertanzte, verwirrt, monströs, aber mit zunehmender Wildheit in den Details, zu einem wahnsinnig machenden Monorhythmus aus Punkten und Strichen.

Nun wandert einer nachts durch die Felder, schlendert umher und hebt mit ironischer Neugier Fleisch- und Kleiderfetzen auf, betrachtet sie und legt sie wieder zu Boden – die blutigen Überreste meiner Töchter. Er lacht leise und schreitet weiter, groß, ruhig, vornehm. Es ist René Duval.

Duval hat seine feuchte Hand auf mein Gesicht gelegt und tätschelt es. Ich befinde mich in diesem Zwischenraum von Wirklichkeit und Albtraum. Ich nehme nichts Konkretes wahr. Ich spüre, wie zwei Nägel in meine Schläfen gehämmert werden, und alles um mich herum tanzt und dreht sich; ich fühle mich, als würde ich leblos vom Boden gehoben. Und dann kehrt das Bewusstsein zurück. Ja, da ist Duval selbst; ich kann ihn durch den Nebel, der meine Augen verhüllt, undeutlich erkennen; sein Lächeln ist noch schärfer und freundlicher.

"Was ist los, Doktor? Sind Sie ohnmächtig geworden? Der Champagner, ohne Zweifel. Es ist nichts Ernstes." Du wirst dich daran gewöhnen müssen. Ist doch nichts, oder?

Ich sah ihn verdutzt an.

—Na los, na los ... soll ich Ihnen etwas Medizin holen? ... Ich weiß nicht, ob im Erste-Hilfe-Kasten etwas Passendes dabei ist. Gute Besserung. Der Chef wartet auf Sie ...

Dieses Wort „Chef“ wirkte wie ein Wunder auf mich. Meine Nerven spannten sich an. Ich sprang auf. Und mit abgewandtem Blick sagte ich zu Duval: „Ich ziehe mich an, ich ziehe mich sofort an ...“

Duval ging. Ich zog mich hastig an, nachdem ich kurz den Kopf ins Wasser gehalten hatte. In diesem Moment wurde das Frühstück serviert, und ich trank meinen Kaffee in einem Zug aus, ohne Zucker. Und ohne zu atmen. Ich schaffte es sogar, kurz zu rauchen. Duval kam zurück und suchte nach mir. Er ging voraus, mit seiner üblichen sorglosen Art, und piffte vor sich hin. Nach dem üblichen Klopfen öffneten sie uns die Tür zu Wohnung 83. Dort verabschiedete er sich.

—Kommst du nicht mit?...— fragte ich, nur um irgendetwas zu sagen.

Nein, ich muss trainieren. Außerdem ist dieser Anruf nur für Sie. Viel Glück, Doktor, viel Glück; das heißt, viel Glück. Wir sehen uns bald wieder, da bin ich mir sicher. Auf Wiedersehen.

Er drehte mir den Rücken zu, und ich ging hinein. Der Sekretär saß an seinem Schreibtisch; er sah mich an. durch ihre beiden gläsernen Absätze. Es war absolut lächerlich.

„Einen Moment“, sagte er; „warten Sie.“ Er rief meinen Namen am Telefon, stellte den Hebel wieder in seine Ausgangsposition zurück und fügte, mich von der Seite ansehend, hinzu: „Der Chef kommt sofort. Warten Sie.“

Die Pause schien endlos. Ich wollte meine Worte sorgfältig wählen, sie etwas ordnen, aber ich brachte keinen einzigen zusammenhängenden Absatz zustande. Mein Blick und meine Aufmerksamkeit richteten sich auf die stille Tür des Chefs.

Neben dem Sekretärinnentisch läutete eine unsichtbare Glocke, eine von denen, die auf Holz zu klopfen *scheinen*.

—Der Chef wartet auf dich, Genosse. Du kannst hereinkommen.

Der Chef stand hinter seinem Schreibtisch und sah sich einige Unterlagen an. Dann hob er den Kopf und sah mich wortlos an. Er warf die Unterlagen, die er gerade geprüft hatte, hin und ging auf den Sessel zu. Ich folgte seiner Geste und ging auf ihn zu, setzte mich aber nicht, da er mich noch nicht eingeladen hatte.

—Man sagte mir, Sie wollten gestern Abend dringend mit mir sprechen... Zweifelloso etwas sehr Wichtiges?

—Ja, ich habe angerufen... Ich habe angerufen, weil ich eine dringende und wichtige Mitteilung machen musste...

„Worauf wartest du denn noch?“, fragte er mich etwas ungeduldig.

—Ich wollte dir sagen, dass ich gestern Abend ausgegangen bin...

—Ich weiß; niemand geht aus dem Haus, ohne dass ich es weiß. Und was noch?...

—Ich bin mit Genosse Duval ausgegangen...

—Das weiß ich auch; die Details müssen gekürzt werden.

—Und dann... —ich brach wieder ab —wir haben uns unterhalten.

„Es ist doch selbstverständlich, dass sie miteinander geredet haben. Was geht mich das an?... Sagt, was ihr wollt. Ich habe viel zu tun.“

Ich muss rot angelaufen sein, und dann, wie jemand, der sich in die Leere stürzt, ließ ich meine "Bombe" fallen.

—Ich muss Ihnen ganz einfach sagen, dass Duval ein Verräter an der Sache des Proletariats ist...

Letzte Nacht hat er mir gesagt...

—Dass du uns auch verraten hast, nicht wahr?...

—Genau...

—Und du, was ist mit dir?...

„Ich ... wissen Sie, ich ...“ Jedes Mal wurde mir die Sache peinlicher. „Ich habe nur so getan, als ob ich zustimme ... wissen Sie ... ich habe nur so getan, um mehr herauszufinden; außerdem meine Lage ... unbewaffnet; in seinen Händen ... allein zu sein, könnte gefährlich sein, wenn ich mich weigere. Ich möchte Sie warnen. Er wird Komplizen haben ...“

Der Chef war aufgestanden und steckte die Hände in die Taschen; er blickte woanders hin. Ich wollte fortfahren.

Ich versichere Ihnen, dass ich absolut keinen Zweifel habe. Er hat deutlich mit mir gesprochen. Ich kann...

Gut, schön. Ein anderes Mal. Fürs Erste genügt es mir, zu wissen, was Sie mir erzählt haben. Gehen Sie leise zurück in Ihr Zimmer. Seien Sie versichert, der NKWD lässt sich nicht so leicht verraten ... Vergessen Sie das nicht. Auf Wiedersehen, Doktor ... Falls mich die Details interessieren, bitte ich Sie um einen schriftlichen Bericht.

Er hatte die Stirn gerunzelt und eine leichte Abschiedsgeste gemacht. Dann trat ich zurück. Ohne ihm den Rücken zuzukehren, bis ich die Tür erreicht hatte, sagte er zu mir: „Ich rufe ihn heute oder morgen an. Ihre Angelegenheit ist fast abgeschlossen. Fühlen Sie sich bereit, Ihre Rolle zu spielen?“

Ich glaube, dass...

„Gut“, unterbrach er, „wir werden sehen. Bereiten Sie Ihre Sachen vor. Sie müssen heute oder morgen in ein Hotel umziehen und damit Ihre ‚offizielle‘ Einreise nach Paris vollziehen. Auf Wiedersehen, Doktor.“

Als ich die Tür schloss, stand ich dem Sekretär gegenüber und glaube, ich lächelte. Er hob den Kopf.

„Brauchst du etwas?“, fragte er mich.

—Nein, nichts. Ich bin fertig... Ich muss nur noch kurz in mein Zimmer... Darf ich?

-Natürlich.

—Wer wird mich begleiten?...

—Wer?... Niemand. Du kannst gehen, du kennst den Weg.

Ich verließ das Zimmer mit einem breiten Grinsen. Beweglich, fast hüpfend, erreichte ich es. Die Tür stand einen Spalt offen. Ich trat ein. Nichts war da, nichts hatte sich verändert. Aber es wirkte fröhlich, fast *elegant* ... Ich rieb mir die Hände. Ich fühlte mich wie neugeboren. Meine Familie war auch da, an einem Strand auf der Krim, lag im sonnenbeschienenen Sand, spielte und trieb allerlei Schabernack. Ich genoss den Anblick. Da kam mir etwas in den Sinn, worüber ich bis dahin nicht nachgedacht hatte, leise und sanft, streifte meine Stirn, als krabbelte ein kaltes Insekt darüber. Was, wenn Duval es ernst gemeint hatte? ... Mühelos verwarf ich den Gedanken. Doch er kehrte zurück; hartnäckig, ganz anders als die Zartheit, mit der er sich in meinen inneren Kämpfen bewegt hatte. Aber ich konnte ihn nicht akzeptieren: Es war alles zu offensichtlich. Duval hatte mich getestet ... war das nicht die unumstößliche Regel im G?

PU?... Wie er selbst angekündigt und der Chef bestätigt hatte, sollte ich mich innerhalb von Tagen, vielleicht Stunden, relativ frei bewegen können...; es war logisch, dass sie mich im letzten Moment „verführen“ würden. Sie hielten mich zwar als Geisel, aber... war es nicht klug, sicherzustellen, dass die Geiseln mich weiterhin unauflöslich fesselten?... Es war etwas ganz anderes, das Experiment in Russland durchzuführen, fernab der Grenzen, umgeben von Millionen Agenten, mit dem gesamten erdrückenden Staatsapparat auf mir lastend. Es ist nur natürlich, dass jetzt, da sich meine Pupillen mit dem Anblick der zivilisierten Welt füllten und ich die berauschende Atmosphäre westlicher Kultiviertheit in jeder Pore spürte, die raffinierte Technik der sowjetischen Spionage genau diesen Moment für einen letzten Test wählte... mich zu „verführen“... Und dieser kultivierte Schauspieler, Duval, hätte mich beinahe besiegt. Ich prahlte mit mir; ich fühlte mich klug, intelligent, überlegen. Mein Verstand schwelgte in seinem Argumentationsgewebe – stark, sanft, präzise, wie ein seidener Handschuh, der sich zart um mein Herz schmiegte... Doch dann stach mich dieser schleichende Gedanke, der meinen Geist in Ruhe gelassen hatte, hier... mitten in meiner Brust; es war wie der Biss einer Natter... Denn was auch immer es mit Duval auf sich hatte, ich war im Grunde meines Herzens ein elender Kerl. Ein Spitzel, nichts weiter.

Der Gedanke schnürte mir die Kehle zu. Was, wenn Duval in einer Folterkammer landete? Was, wenn sie mich vorluden, um ihn zu konfrontieren? Was, wenn ich, diejenige, die von mir selbst gefoltert wurde, den wahren Helden sah?

X

GENERALPROBE

—Der Befehl des Chefs; um elf Uhr in seinem Büro... Ist Ihr Gepäck bereit?...

—Wie spät ist es?...

—Es ist neun Uhr, Doktor...

—Okay, ich werde zur vereinbarten Zeit da sein.

Er legte auf und ich legte auf.

Ich konnte mir nicht erklären, wie ich es geschafft hatte, vom frühen Nachmittag des Vortages bis zu dieser Stunde, neun Uhr am Folgetag, durchzuhalten. Die nervöse Aufregung war verflogen. Ich fühlte mich schwach, aber geistig klar. Ich bemerkte meine zwei unberührten Mahlzeiten auf dem Tisch, und der Hunger nagte an mir. Obwohl die Speisen kalt waren, sahen sie ausgezeichnet aus. Ich hatte großen Durst und trank ununterbrochen Wein.

Ich musste mich erst daran gewöhnen! Sie brachten mir einen Kaffee, schön heiß. Ich rauchte eine Zigarette, die himmlisch schmeckte. Ich fühlte mich wie ein anderer Mensch. Ein wahres Ernährungswunder; mein Magen fungierte als mein Gewissen.

Sollten mir Gedanken an diejenigen, die mich gequält hatten, wieder in den Sinn kommen, konnte ich sie leicht verdrängen. Andererseits war Handeln notwendig. Ich begann, meine Sachen in die Koffer zu packen. Ich wusch und rasierte mich. Ich sah auf die Uhr. Es war kurz nach zehn. Ich nahm mir Zeit, die Unterlagen für meine Stelle durchzulesen. Immer wieder warf ich einen Blick auf meine Uhr. Fünf Minuten vor elf nahm ich den Hörer ab und rief jemanden an.

„Mach mir die Tür auf; ich muss zum Chef...“

„Die Tür?“, fragte mich die Stimme verwirrt. „Wer hat sie geschlossen?“

Ich ließ das Telefon auf dem Tisch liegen. Ich ging zur Tür und zog daran: Der Schlüssel steckte nicht im Schloss. Ich entschuldigte mich bei der Telefonistin. Diese Kleinigkeit mit der Tür kam mir seltsam vor. Ich hatte doch bereits vollstes Vertrauen zu den GPU-Mitarbeitern.

Ich betrachtete mich im Spiegel. Ich war etwas blass; sonst bemerkte ich nichts und wandte mich ab. Ich richtete meinen Blick auf das Bild.

In den Gängen kreuzten sich die Wege von Gestalten, deren Gesichtszüge er nur schemenhaft erkennen konnte. Sie waren bei mir, und einige sagten sogar Hallo. Ich gehörte schon zur Familie...

Ich kam bei Hausnummer 83 an. Schon bald stand ich vor der Sekretärin.

—Es ist nicht hier. Es muss nach oben gebracht werden. Sie treffen sich in der Botschaft.

—Ich kenne den Weg nicht wirklich...

—Einen Moment bitte; wir gehen zusammen.

Er trat ein, ohne anzuklopfen – ein anderer Mann.

„Hallo, mein Lieber...“, begrüßte ihn die Sekretärin; „Kommen Sie herein, ich habe Sie erwartet. Sie müssen gut zuhören. Achten Sie besonders auf Nummer sieben.“

Dann kam er auf mich zu.

—Wann immer du willst.

Wir gingen gemeinsam hinaus. Im nächsten Stockwerk durchquerten wir mehrere Räume, in denen sich die unterschiedlichsten Leute aufhielten. Bald kamen wir zu einer verschlossenen Tür. Mein Führer klopfte respektvoll, so leise, dass er es wiederholen musste. Ein Fremder öffnete uns. Wir traten ein. Der Chef war da und unterhielt sich mit zwei Männern, die mir ebenfalls fremd waren.

„Hier ist unser ‚Dr. Zielinsky‘“, sagte der Chef zu den Männern, die mich anstarrten. „Wie geht es Ihnen?“

Sie musterten mich mit den Augen von „Experten“, einer von ihnen bemerkte:

—Es sieht nicht schlecht aus... Aber das andere ist wichtiger.

Ich muss Sie vorwarnen, dass ich meine Charakterisierung so gut wie möglich skizziert habe.

„Er ist gut vorbereitet“, sagte der Chef; „Ich glaube nicht, dass ihn jemand außer Miller sehen wird, und der kennt Zielinsky nur vom Hörensagen... Verhören Sie ihn, sobald er eintrifft.“

Setzen wir uns... setzen Sie sich, Doktor.

Wir haben es alle auf einem Dreisitzer-Sofa in der Ecke gemacht.

—Und Ihre Frau, Doktor?—, fragte mich der Mann, der mein Aussehen abgesegnet hatte, auf Polnisch.

—Perfekt, Sir — antwortete ich in derselben Sprache —; ich habe gestern mit ihr telefoniert... Grüße an Eure Exzellenz, General; sie ist jetzt in Lodz.

Und unser Wolski?... Hat er sich erholt?...

Ich antwortete – Wolski war einer meiner Patienten und ein Freund des Generals – bejahend und begann, im Vertrauen auf mein Wissen über das Thema, ein Gespräch über seine Krankheit, seine

Ich beschrieb die Behandlung und seine Genesung und verwendete dabei so viele medizinische Fachbegriffe, *Sprachmuster und* „Verstehen Sie?“-Floskeln wie möglich. Ich war noch mitten im Gespräch, als die drei Zuhörer aufstanden und über meine Schulter zur Tür blickten; ich drehte mich leicht um und sah, dass jemand hereingekommen war.

Er musste jemand Wichtiges gewesen sein. Das wurde mir sofort klar. Die Art und Weise, wie „Genossen“ einander behandeln, ist im Umgang mit einem hochrangigen Beamten aus Moskau geradezu unterwürfig und demütig. Er kam näher, eine kräftige, glänzende Gestalt mit dickem Hals und lusternen, fischartigen Augen. Er warf seinen mit Zibeline gefütterten Mantel auf einen Sessel. Er lächelte den unterwürfigen, ergebenen Untergebenen gnädig zu. Ich hielt mich demütig im Hintergrund. Er saß mit gespreizten Beinen da und klopfte auf die Lederarmlehnen des Sessels. Er hatte etwas von *einem Emporkömmling an sich*, einen brutalen, selbstzufriedenen Millionär. Er sah mich an und legte seinen glänzenden Kopf in den Nacken.

„Unser Arzt?“, fragte er, als wolle er seinen Schutz über mich ausdehnen.

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll, und als ich ihn wieder ansah, bemerkte ich, dass meine Ehrfurcht sein Herz berührt hatte. Genau wie bei Jagoda, genau wie bei Jekhov...

—Setzt euch, Genossen, forderte er auf; komm näher, Doktor...

Ich gehorchte unverzüglich und setzte mich auf die Kante eines Stuhls.

„Nein, hier, hier, Doktor...“ – und er zeigte auf die Stelle auf dem Sofa neben seinem Sessel.

Ich nahm es entgegen und dankte ihm. Als ich neben ihm stand, legte er seine Hand auf mich.

Er sagte zu mir in dem Tonfall, als würde er mir eine Auszeichnung

verleihen: „Wie geht es Ihnen, Doktor?... Geht es Ihnen gut in Paris?... Wissen Sie, dass unser großer Chef,

Jekhov, sehr an Ihnen interessiert ist... Behandelt man Sie hier gut?... Sagen Sie es mir, sagen Sie es mir; denn wenn nicht...“ – und er machte eine komische, drohende Geste, die die anderen mit einem unterwürfigen

Lächeln erwiderten, das eine Spur von Angst verbarg, die vielleicht nicht gespielt war.

—Vielen Dank! Herzlichen Dank, mein Herr!... Bitte leiten Sie sie an den "Unbestechlichen", den großen Jekhov, weiter.

Ich spürte erneut die Klarheit und Kontrolle, die diese Gefahr in mir erweckt hatte

Als ich Jagoda und Jekhov gegenüberstand, fühlte ich mich entschlossen, fast mutig.

—Aber trinken die hier denn nicht?...—rief der „Oberhäuptling“ lachend aus— Oder sind die in dieser blöden Botschaft alle trocken geworden?

„Oh nein, nein ...“, rief der Wirt und sprang auf. Er öffnete einen Barschrank, holte Flaschen und Gläser heraus und brachte sie flink zu dem kleinen Tisch um unsere Sessel. Er war so geschickt, dass ich dachte, er müsse wohl einmal Kellner oder *Diener gewesen sein*. Im Moment wirkte er im Vergleich zu dem Neuankömmling völlig unbedeutend. Wir tranken ein paar Gläser *Wodka*; nicht den berühmten *Rikovka*, sondern den feinsten.

—Die Sitzung ist nun eröffnet—sagte der Moskauer Chef scherzhaft—; Sie haben das Wort—er deutete er auf den kleinen Chef in Paris.

—Das Programm wurde Punkt für Punkt erfüllt...

—Und?...

—Mit positivem Ergebnis.

—Und was ist mit dem Arzt?...

—Genau. —Dann

lass uns reden...

—Er – und er deutete auf denjenigen, der mich untersuchte – bemerkte bei Ihrer Ankunft Ihre Bereitschaft. Sagen Sie Ihre Meinung, Genosse.

—In dieser kurzen Prüfung konnte ich feststellen, dass Sie dazu fähig sind... Ich werde später fortfahren; höchstens müssen Sie einige Punkte noch einmal genauer studieren; aber dafür ist Zeit. Ich habe keinen Zweifel daran, dass Sie bis dahin dazu in der Lage sein werden.

—Vorgehensweise?— fragte der Anführer; ich werde denjenigen, der aus Moskau gekommen ist, so nennen, da ja keiner von ihnen versehentlich einen Vor- oder Nachnamen vergessen hat.

—Mit dem Krankenwagen. Wir drei haben die Angelegenheit besprochen; wir glauben, dass dies die sicherste Option ist — sagte derjenige, der noch nicht eingegriffen hatte.

—Die beiden deutschen Offiziere werden heute Abend eintreffen — warf der eine ein —; ich hatte das Verfahren ausgearbeitet... Aber wenn man dem anderen so viel Vertrauen entgegenbringt, freut mich das; besser, die beiden Männer nicht zu verschwenden... Der Holländer mag sie sehr, er zögerte, sie mir zu überlassen; dort in Deutschland sind sie jedenfalls unersetzlich.

„Ich habe eine Unterkunft für Sie reserviert“, warf der Stellvertreter ein.

—Nein, das ist nicht nötig; sie sollten nicht einmal die Botschaftstreppe betreten; ein Foto lässt sich in einer Sekunde machen... Leicas gibt es in Grenelle überall, und es wäre eine Schande, wenn sie bei ihrer Rückkehr ins Hitlerland mit einer Axt konfrontiert würden... —der eine machte mit der Handkante eine Geste, als wolle er sich an den kräftigen Hals schlagen, und lachte auf —. Mehr *Wodka*.

"Genossen!", rief er.

Wir fingen wieder an zu trinken. Der „zweite Mann“, der Chef von Paris, sprach.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, kann der Arzt jetzt gehen.“ Ich wollte aufstehen, aber er hielt mich auf. „Nein, nein! Er ist von der Botschaft; er wird in einem Hotel übernachten, das wir bereits ausgesucht haben. Es könnte ungefähr zur Ankunftszeit des Zuges sein, deshalb wird er zum Bahnhof fahren, um ein Auto zu holen.“

—Okay, bitte. Mehr.

Sie gingen auf jedes Detail ein. Sie prüften jeden Schritt, den ich unternehmen sollte, mit größter Sorgfalt. Sie diskutierten und tranken. Ich bewunderte die Souveränität und Gelassenheit, die jeder von ihnen in seinem jeweiligen Bereich an den Tag legte. Es gab Einwände, Argumente und Auseinandersetzungen, bis alle ihre Punkte abgehakt hatten. Ich erhielt in diesen Stunden eine technische Lektion, denn es vergingen mehrere. Ich verstand fast nichts, bis der Chef, die „Nummer eins“, das Gespräch unterbrach, um sich an mich zu wenden.

„Doktor, wundern Sie sich nicht; es war ein vertrauliches Gespräch“, und wandte sich an die anderen: „Das Rettungswagensystem ist beschlossen. Sprechen wir jetzt Klartext. Sie präsentieren den detaillierten Plan“, forderte er den „Stellvertreter“ auf.

Der Mann nahm ein paar Züge an seiner Zigarre, gab sich wichtigtuerisch und sagte: „Der Doktor wird heute abreisen und ins Chatham Hotel fahren. Er wird versuchen, den Schein zu wahren, als wäre er erst heute Nachmittag aus dem Norden angekommen. Zu diesem Zweck hat er bereits seinen Pass mit den entsprechenden Ein- und Ausreisestempeln für Deutschland und Frankreich. Er erhält polnische Dollar und einige Mark. Er wird sie bei Bedarf umtauschen. Gültiges Geld“, betonte er an den Chef gewandt. „Ich glaube, mit diesen beiden wichtigen Details und seinem Gepäck kann er sich perfekt als der polnische Arzt ausgeben, den wir im Hotel brauchen, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Morgen bekommt er Besuch vom General; vielleicht kommt er mit seiner Frau. Wir erwarten sie jeden Moment. Ach!... Ich habe vergessen, Ihnen den Namen des Generals zu nennen –“ (jetzt zu mir gewandt) „– es ist der ‚Weiße‘ General Skoblin, vergessen Sie nicht, Skoblin. Sie werden alle Details des Treffens mit ihm klären. Es ist geplant, dass Sie Miller einhunderttausend sowjetische Rubel geben.“ Sie erhalten diese, bevor Sie abreisen. Man erwartet sie, weil man zwei Männer in die Union schicken will und dafür Geld benötigt; Dr. Zielinsky ist für die Beschaffung der Rubel zuständig...; keine Sorge, die Rubel werden uns zurückgegeben. Sie werden außerdem fünfzigtausend Francs übergeben, eine persönliche Spende von Ihnen, Dr. Zielinsky... Leider werden wir diese nicht zurückbekommen. Sie werden gebeten, nach Ihrer Rückkehr einen Kurier zu beauftragen; Das heißt, ein sowjetischer Staatsbürger, der die Nachrichten über die Grenze überbringen soll; Sie werden versprechen, Ihr Bestes zu geben. Selbstverständlich werden persönliche Angelegenheiten, Hinweise auf Ihr Privatleben usw., in das Gespräch eingestreut werden müssen. In den von Ihnen eingesehenen *Akten* haben Sie vermutlich genügend Material für das lockere Gespräch über diese Nebensächlichkeiten gefunden. General Skoblin wird Ihnen weitere Einzelheiten dazu geben. Wichtig ist nur, dass während des Gesprächs etwas getrunken wird. Das ist nur natürlich, wenn man bedenkt, wie sehr diese alten Generäle dem Anstoßen zugetan sind. Es wurde vereinbart, dass das Gespräch zwischen Ihnen und Miller in Ihrem Hotelzimmer stattfindet; ich sehe da kein Problem. Miller wird nicht zögern, da es sich um ein angesehenes und gut besuchtes Hotel handelt. Miller und Skoblin werden gemeinsam eintreffen.

Sie werden die Gläser bereitstellen; einen guten *Wodka*, den Sie von dort mitgebracht haben. Wäre es ein anderer, aufs Haus servierter Schnaps, würde ihn der Diener selbstverständlich servieren. In diesem Fall bringen Sie das Tablett mit den Gläsern selbst, stellen es auf den kleinen Tisch und achten natürlich darauf, dass das vorbereitete Glas vor Miller steht. Wir haben geschlossen, dass sich die Substanz, die sein plötzliches Unwohlsein verursachen wird, im Glas befindet; etwas Farbloses, das am Glas haftet, ohne dessen Transparenz merklich zu beeinträchtigen. Die Gläser bereits gefüllt zu bringen, ist sehr ungeschickt; niemand schöpft Verdacht, wenn alle anderen aus derselben Flasche trinken. Sie werden versprechen, vor Ende des Gesprächs mit dem Ergebnis einer Angelegenheit zurückzukehren, die Sie vereinbart haben und die mit Zielinskys Rückkehr nach Polen zusammenhängt. Und nun bleibt nichts anderes übrig, als zu warten, bis Miller sich unwohl fühlt. In diesem Moment wird der Arzt die ihm angegebene Nummer anrufen. Es ist die Nummer einer nahegelegenen Bar. Einer unserer Männer wird am Stand stehen, und wenn er mit dem vereinbarten Namen – den Sie später erfahren werden – aufgerufen wird, ruft er den Krankenwagen, der in der Nähe wartet. Im Zimmer neben Ihrem liegt bereits ein kranker Herr mit einem Ohrspeicheldrüsenabszess und hohem Fieber, der, wie jeder im Hotel weiß, auf die Einweisung in eine Klinik wartet.

Selbstverständlich sind die Zimmer miteinander verbunden. In den wenigen Minuten, die es dauert, bis die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Im Krankenwagen wird der Arzt Miller in den Nebenraum bringen. Die „Tochter“ des Patienten wird dem Arzt helfen, den General umzubetten und zu verbinden. Sobald die Trage eintrifft, müssen sie ihn nur noch darauflegen, die Planen schließen und können losfahren. Der „Patient“, dessen Gesicht verbunden ist und der sogar nach Medizin riecht (auch diese Details fallen in Dr. Zielinskys Verantwortung), und seine „Tochter“ werden problemlos an den bewaffneten Männern des Generals vorbeikommen, die im *Flur* oder an der Tür auf sie warten. Und nun liegt es in unseren Händen.

—Und ich?— wagte ich zu fragen.

„Auch Sie, Doktor, werden abreisen. Ihre beiden Koffer, bereits gepackt, werden in den Nebenraum gebracht. Sie werden verschwunden sein, wenn der Patient abgeführt wird. Ziehen Sie Ihren Mantel an und gehen Sie in aller Ruhe auf die Straße ... so sparen Sie sich die Rechnung. Das ist schon mal ein Vorteil! Sie nehmen ein *Taxi*, das rechts neben der Tür auf Sie wartet. Steigen Sie einfach mit dem Fahrer; Sie werden dorthin gebracht, wo Miller bereits sein wird. Sie werden sich wieder normal fühlen, jetzt mit der Narkose. Sie fahren sofort zur Küste. Keine Sorge, Doktor, während der Überfahrt sind Sie ein sowjetischer Diplomat mit allen Immunitäten. In der Nähe von Le Havre wird Miller in die vorbereitete Tasche (Diplomatentasche) mit allen Siegeln und Formalitäten gelegt. Der arme General wird etwas beeengt sitzen, aber nur für ein paar Stunden, gerade lang genug, um durch den Zoll im Hafen zu kommen und an Bord gehievt zu werden. Das Schiff legt sofort ab. Sobald es die Hoheitsgewässer verlassen hat, können Sie den General wecken.“ Er wird von seinen Pflichten entbunden; seine beiden Kameraden, die sich bereits an Bord befinden, werden das Kommando übernehmen. Und Sie, Doktor, genießen Sie die Freuden des Meeres!... Bis Sie weitere Anweisungen erhalten.

—Und um das Dankeszeugnis von Genosse Jekow entgegenzunehmen — schloss der „Eine“.

Er musterte mich aufmerksam, um meinen Gesichtsausdruck festzuhalten, den ich nachdenklich und zufrieden wirken lassen wollte.

„Wie Sie sehen“, sagte er dann, „ist Ihre Rolle einfacher, als Sie vielleicht denken. Einfacher auch, als wir erwartet haben ...“

Sechs hilfsbereite Hände halfen „einem“ in seinen Mantel. Zum Abschied bot er mir jovial seinen eigenen an: „Bis bald, Doktor ... Brauchen Sie nichts? ...

Verzichten Sie auf nichts; gute Arbeit sollte belohnt werden; seien Sie nicht geizig ...“ Und mit wechselndem Tonfall sagte er: „Das ist Jekhovs Gebot ...“

—Vielen Dank, mein Herr.

—Unser Kommissar möchte Sie in Kürze empfangen, und zwar aus einem wichtigen und notwendigen Grund; in der Zwischenzeit können Sie gerne Ihre Wünsche äußern...

—Werde ich bestimmte Bücher kaufen können?— wagte ich angesichts dieser Hartnäckigkeit zu fragen.

—Natürlich!... Bücher, Zeitungen, *Kabarets*... Was immer ich will.

Ich wollte gerade gehen ... Ich fühlte mich mutig, hielt ihn auf und berührte seinen Ellbogen.

„Eine Bitte ... wenn Sie mir erlauben“ – ihre Geste munterte mich auf – „dürfte ich meiner Familie schreiben? ... Der Kommissar hat mir bereits die Erlaubnis erteilt; und Neuigkeiten von ihr ... bringen Sie mir keine?“ ... Sie wandte sich lächelnd ab.

—Ah!... ja; ich weiß gar nicht, wo ich mit meinen Gedanken war. Es geht ihnen sehr gut; keine Sorge. Das Land passt gut zu ihnen. Seine Frau bat um Stoffe und ich weiß nicht mehr, was noch, was der Kommissar ihnen sofort geschickt hat.

—Vielen Dank; ich benötige nichts weiter; zu Ihren Diensten, mein Herr. Ich bin sehr erfreut. Mein Respekt und Dank gilt dem... hochverehrten Jehov.

—Genau, sehr gut — stimmte der „Zwei“ zu; währenddessen war der „Eins“ verschwunden, stampfte mit den Füßen und warf verstohlene Blicke auf sein Spiegelbild im Wohnzimmer. Ich sah ihn in der Ferne eine Zigarre anzünden; es war eine prächtige Havanna, die mit einer Rauchwolke aus der Tür stieg, durch die er verschwunden war, als wäre der „Orient-Express“ in einem Tunnel verschwunden.

Wir vier Verbliebenen gingen hinunter in die unteren Räume. Als wir durch die Türen gingen...

Wir trennten uns von den Panzerfahrzeugen. Ich ging in mein Zimmer, und sie fuhren weiter zur 83.

Gemäß den mir übermittelten Anweisungen sollte ich gegen acht Uhr abends abreisen. Sie würden mir Bescheid geben, wann.

Die verbleibende Zeit verbrachte ich mit Essen, Briefen an meine Familie, einem erneuten Blick in Zielinskys Papiere und der Lektüre aller Artikel aus der *Le Temps*-Sammlung zum Thema UdSSR. Mir wurde in diesem Moment vollkommen klar, dass diese Zeitung, die sich Seriosität und Objektivität ausstrahlte und als inoffizielles Sprachrohr des Quai d'Orsay galt, in Bezug auf Russland noch ein absoluter Anfänger war.

Ohne Widerstand, ohne die Möglichkeit, sich zu bilden, ohne Fragen von irgendjemandem und ohne Bedürfnis nach Antworten, kann jede Lüge, jede Intrige, jedes Manöver eingesetzt werden. Duval hatte bewiesen, dass er in all dem weitaus mehr wusste als ich, aber *Le Temps* zeigte, dass er unendlich viel weniger wusste. Ich glaube, dass, wie diese Zeitung, alle anderen auf dem europäischen Kontinent von ihrem politischen und sozialen Umfeld geblendet und betäubt sind. Sie müssen

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Dass man ihre Gebräuche für ebenso unfehlbar und universell hält wie die Schwerkraft, ist verständlich; wir können uns keine vollständige Szene vorstellen, sei sie auch noch so kurz, in der Menschen und Dinge auf Dächern gehen und stehen, und selbst die Vorstellung des Antipoden ist für uns äußerst schwierig.

Sogar berühmte Wissenschaftler bewiesen die Unmöglichkeit von Flugzeugen und Lokomotiven! Ich glaube, diese Beispiele verdeutlichen das Missverständnis des Westens bezüglich des Kommunismus und der UdSSR. Europäer können sich den Bolschewismus praktisch nicht vorstellen. Dasselbe gilt für 99 Prozent der russischen Generation nach 1917, denen umgekehrt ebenfalls die Fähigkeit fehlt, zu verstehen, was auf dieser Seite der Grenze geschieht. Es kommt immer seltener vor, dass ein Russe direkt oder indirekt von einem Ausländer in der UdSSR weiß; natürlich ist es möglich. Wahrscheinlicher als umgekehrt: wahrscheinlicher, als dass ein Nicht-Russe etwas über die UdSSR weiß.

Schließlich gibt es noch einige Millionen von uns, die die Welt vor 1917 kannten; und so verheerend die Wut auch gewesen sein mag, so viel Geschichte lebt in Bräuchen, Gebäuden und Sprache fort, dass sie den Gegensatz zwischen diesen Realitäten und dem Sturm der Propaganda überwindet und unsere schlummernden kritischen Fähigkeiten wiederbelebt. Doch welcher Franzose, Engländer oder Deutsche reist wirklich durch das Herz Russlands und berichtet von seiner Reise? Und was kann sein Bericht gegen die universelle Undurchdringlichkeit ausrichten? Gewiss gibt es andere Informationsquellen: die Kommunisten selbst, die die UdSSR im Staatsdienst verließen. Ich spüre ihren psychologischen Schock ... und ihren Verrat. Stalinistische Vorsicht ist verständlich; die Geisel, der Mord lauert hinter jeder Ecke. Es muss viele Duvals geben ... Dieses Bild beunruhigte mich. Vielleicht waren seine Worte aufrichtig gewesen. Und ich, ein Feind der UdSSR, sein Bruder durch Geschichte und Leid, hatte ihn verraten! Welche Macht auf Erden konnte so etwas vollbringen? Plötzlich war ich empört über mich selbst. Duval! Duval! Warum der ganze Aufruhr, Duval? Über meiner Scham schwebte ein Gefühl, das vielleicht noch stärker war: Ich hatte Angst vor ihm.

Kurz nach sieben Uhr kamen der Ordonnanz und ein weiterer Fremder, um mein Gepäck entgegenzunehmen und mir gleichzeitig mitzuteilen, dass der Chef mich erwarte. Das Gespräch mit dem Stellvertreter dauerte nur wenige Minuten. Er händigte mir die Rubel und die fünfzigtausend Francs aus; diese Beträge waren getrennt. Für mich zehntausend Zloty.

„Viel Glück, Doktor. Keine Sorge, von den Weißen geht keine Gefahr aus. Unsere Männer sind ohnehin immer in Ihrer Nähe und wachen über Sie. Seien Sie nicht leichtsinnig! Erleichtern Sie ihnen die Arbeit, damit sie den Kontakt zu Ihnen nicht verlieren. Falls Sie *ein Taxi brauchen*, wissen Sie ja, dass Sie außerhalb der Zeit, die Sie mit dieser Angelegenheit verbringen, Ihren Geschäften nachgehen können. Nehmen Sie immer dasselbe Taxi, das Sie jetzt am Bahnhof finden und das zu Ihnen geleitet wird. Dieses *Taxi* wartet immer an dem von Ihnen angegebenen Ort auf Sie. Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass von den Weißen keine Gefahr ausgeht. Das Gleiche können wir von anderen nicht behaupten ...“

—Ich verstehe nicht, wer sonst...

—Hast du noch nie von den Trotzlisten gehört?

—In der Tat, natürlich... Aber ich glaube nicht, dass ich für diese Attentäter von Interesse wäre...

„Man weiß nie, was passiert, mein Freund!... Sei dir nicht so sicher, dass du ihnen nie geschadet hast... Jedenfalls kann ich dir nur sagen, dass dies Befehle vom Hauptquartier sind. Ich, der ich unserem Kommissar gegenüber für deine Sicherheit verantwortlich bin, hielt es für das Beste, dich zu deinem und meinem Wohl zu warnen. Ehrlich gesagt kenne ich den genauen Grund für all das nicht; mir wurde er nicht mitgeteilt, aber wenn das Hauptquartier mich vorwarnt... dann irren sie sich in der Regel nicht und sind dort auch nicht ängstlich. Verstehst du?“

Ich versprach, seinen Anweisungen genau zu folgen, und dann, es war fast acht Uhr, ging ich, nachdem ich mir die abschließenden Empfehlungen des Chefs angehört hatte; und ich betete, dass alles perfekt verlaufen würde.

Am Botschaftseingang wartete ein Auto auf mich. Ein Botschaftsmitarbeiter geleitete mich hinein. Endlich war ich allein. Ich empfand ein wunderbares Gefühl. Es war kalt und feucht, aber ich atmete die herrliche Luft gierig ein; ein wahrer Genuss nach der langen Zeit der Isolation.

Ich musste die Adresse nicht angeben. Der Fahrer brachte mich zum Gare du Nord. Er hielt in der Nähe an. Im Türrahmen zeichnete sich die Silhouette eines Mannes ab. Er war einer der beiden, die an dem Treffen teilgenommen hatten. Er bedeutete mir, ihm zu folgen. Wir betraten die Bahnhofshalle. Es dauerte nicht lange, bis ein Strom von Reisenden herauskam. Wir gingen nach draußen. Plötzlich folgte mir ein Gepäckträger mit meinen beiden Koffern, den ich sofort erkannte. Mein Begleiter folgte einer langen Schlange von Mietwagen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er hielt vor einem der Wagen an. Er bat mich einzusteigen. Der Kellner stellte die Koffer auf den Fahrersitz neben den Fahrer.

„Los geht's“, sagte mein Partner nur.

Ohne weitere Anweisungen fuhr das *Taxi* los. Wir fuhren durch mehrere Straßen. Das Auto hielt an.

„Ich lasse Sie hier. Ihr Hotel ist ganz in der Nähe. Dies ist das *Taxi*, das Sie regelmäßig nach Le Havre nehmen sollten los und hielt vor dem Hotel; ..., ...“ Er schloss die Tür und verschwand. Wenige Minuten später fuhr das *Taxi* wieder der Fahrer half dem Portier mit seinen Koffern.

„Wo soll ich auf Sie warten, mein Herr?“, fragte er mich sehr höflich.

Ich hatte für den Abend keine Pläne und zögerte einen Moment. Schließlich sagte ich ihr, sie könne in zwei Stunden kommen. Sie solle dort rechts, in der Nähe der Ecke, auf mich warten.

Ich betrat das Hotel.

Ich habe die Einreisebestimmungen ignoriert. Sie waren sehr kurz. Wie mir gesagt worden war, war das Zimmer seit diesem Nachmittag auf meinen Namen reserviert.

Ich habe mich sofort eingelebt. Es war richtig schön. Ein kleines Zimmer mit einem Erkerfenster in der Ecke; ein Schlafzimmer und ein Badezimmer. Ich verspürte ein dringendes Bedürfnis nach einem heißen Bad. Ich tauchte genüsslich ein und wäre beinahe im Wasser eingeschlafen. Mein Fahrer rief an und fragte, ob ich tatsächlich vorhätte, auszugehen.

—Nein—, antwortete ich—. Such mich morgen auf.

Ich genoss es, allein zu sein, im Telefonbuch zu blättern, die Wasserhähne für warmes und kaltes Wasser auf- und zuzudrehen, in meinen Zimmern umherzuwandern, mich im Spiegel zu betrachten, den Diener zu rufen, um nach der Uhrzeit zu fragen – ich hatte eine wunderschöne Uhr geschenkt bekommen, und Uhren gibt es in Russland kaum –, ihn erneut zu rufen, um Tabak zu bekommen, ihn noch einmal zu rufen, um Bier, Austern und Zeitungen zu bestellen, das Licht an- und auszuschalten, auf dem Balkon eine Zigarette zu rauchen, imaginäre Briefe zu schreiben, mich auf den Teppich zu legen, barfuß zu gehen, alle möglichen verrückten Dinge zu tun, bis ich schließlich erschöpft einschlief. Wenn ich beobachtet worden wäre, hätte der Bericht über mich gelautet: „Heute Abend hat sich der Reisende Zielinsky sehr seltsam verhalten.“

Sehr seltsam! Selbst seitenweise Beschreibungen dessen, was mit mir geschah, wären unzureichend, genauso unzureichend wie alles, was man schreiben kann, um die Seele eines fünfjährigen Kindes zu beschreiben.

Als ich erwachte, wusste ich nicht recht, wo ich war, geschweige denn, warum. Dennoch war das körperliche Empfinden sehr angenehm. Die soliden, gepflegten, sauberen Möbel, die schweren Vorhänge und der dicke, weiche Teppich – das Ganze erfüllte mich mit einem Gefühl von Geborgenheit, Ruhe und Zuversicht. Dort, in dieser Umgebung, wirkte nichts feindselig: Alles schien eine unveränderliche Ordnung zu atmen. Meine Ruhe wurde durch die ständigen Geräusche von draußen noch verstärkt: das gleichmäßige Summen eines lebendigen Organismus in voller Kraft, angetrieben vom Schlag eines unermüdlichen Herzens. Ich nahm dieses Wiegenlied nun vollkommen wahr. Wenn mir ein Gedanke aus der Vergangenheit in den Sinn kam, verwarf ich ihn mit einem augenblicklichen Atemzug, als wäre er ein lästiges Insekt.

Monate später, bereits in der Sowjetunion, füllen diese Minuten meine Erinnerung, und wenn ich die Augen schließe, erfüllen sie mich sogar mit Freude. Diese Qual, die uns immer wieder bedrängt, ohne uns je zu töten, die durch alles verstärkt wird – durch das Geräusch eines Holzwurms, das Rascheln von Kleidung, ein kaum wahrnehmbares Geräusch, ein fernes Murmeln – könnte es jetzt sein? Das ist die tödliche Frage jedes Augenblicks. Und diese Frage, wie ein winziges Reptil, durchdringt jede Nervenfaser, windet sich um jedes Haar, nistet sich in jede Pore ein. Wissenschaftliche Statistiken zeigen einen erschreckend hohen Anteil an Herzkranken in der UdSSR und auch eine beängstigende Selbstmordrate. Aber ich will diese Dinge nicht sehen; ich ziehe es vor, mich zu erinnern.

Ich war furchtbar faul. Ich konnte nicht mal einen Arm aus meinen Klamotten strecken. Ständig warnte mich jemand, es würde frieren, und das wog schwerer als die offensichtliche Tatsache, dass die Sonne schien. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen. Die Heizung musste schon an sein, denn ich merkte den Temperaturunterschied gar nicht. Ich konnte die Sonne meine Füße streicheln lassen wie ein Schoßhündchen. Ich stand auf und setzte mich in einen Sessel auf dem Balkon. Ich zog einen Vorhang zurück und erhaschte einen Blick auf den gegenüberliegenden Bürgersteig, wo Passanten ein- und ausgingen. Ihre Kleidung und ihr ganzes Auftreten faszinierten mich. Sie gingen teilnahmslos und ernst dahin; manche, besonders einige der Frauen, wirkten gekünstelt und achteten sehr auf ihre Figur und Eleganz. Warum spielten sie sich nicht gegenseitig Streiche?... Warum ging niemand auf den *Herrn* mit dem makellos gepflegten Bart zu und zupfte ein wenig daran, was er sicher gern hingenommen und mit einem Bonbon oder einer Zigarre erwidert hätte?... Unfassbar!... Ich dachte, sie mussten ihre Sorgen, ja sogar ihren Kummer und Schmerz haben; zumindest glaubten sie das. Vielleicht fühlten sich viele elend...

Wie ich euch alle beneide!... Hier bin ich, der weise Dr. Landowsky, und außerdem

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der weise Dr. Zielinsky; nun, ich würde sofort mit dem alten Mann tauschen, der mit seinem Bündel vorbeigeht. Ja, ich würde sofort tauschen. Was würde geschehen, wenn er es jetzt mitten in den Bach werfen würde?... Nichts, absolut nichts; er kann es tun. Niemand könnte ihn daran hindern, nach Hause zu gehen, dorthin nach Montmartre oder Clichy. Aber was würde mit mir geschehen, wenn ich dieses Bündel wegwerfen würde, das ich auf dem Rücken trage, unsichtbar, aber unendlich viel schwerer?...

Und inmitten all dessen – alte Männer, Damen, *Boulevard-Dandys*, Minister, Generäle, Taxifahrer, Geistliche, Proletarier, Aristokraten, Studenten – bin ich euer Herr! Ich bin ein GPU-Agent! Ich kann es! Ihr lebt so zufrieden mit eurer Illusion von Freiheit, wie Lämmer auf der Weide. Ich bin der Hütehund! Ich belle kurz, fletsche die Zähne, und ihr lauft hierhin, dorthin, und klingelt mit euren Glöckchen. Ich bin der Hirte! Ich schwinge meine Schleuder, und ihr beschleunigt eure Schritte, flieht, ohne zu wissen wohin. Ich bin der Herr! Ich packe einen von euch, hebe ihn an den Beinen hoch, stoße mein Messer hinein und sehe ihm beim Blöken und Verbluten zu, und werfe ihn beiseite, damit er im Gras zu Ende stirbt. Während der Rest von euch – Redner, kleine Abgeordnete, Journalisten, Marquisinnen, Künstler, die Reichen, die Tuberkulosekranken, Prostituierte, die Wachen, die Menschheit – ihr alle weitermacht, ohne es auch nur zu bemerken. Ihr geht mit gesenkten Köpfen wie Kälber, mit gesenkten Blicken wie Schafe, mit den Schnauzen zum Boden wie Schweine. Ich bin euer Herr! Und ihr habt mich nie gesehen! Wehe mir! Ich bin ein Sklave ... und ihr seid alle in meiner Gewalt!

Ich verbannte meine Gedanken erneut. Ich suchte Zuflucht in dem langen, heißen Bad. Dann begann ich, mein Frühstück zu planen. Ich würde Entenbrust mit einem süßlichen, gelben Flaum bestellen, so wie ich sie ein paar Abende zuvor in einem eher unscheinbaren Restaurant gegessen hatte. Oder Schinken mit Eiern und Pilzen. Oder Seezunge in Aspik. Aber wäre es nicht besser, etwas Neues zu probieren? Ich würde mir Kaninchenherzen mit Salat servieren lassen. Hat die französische Küche nicht alles zu bieten? Ah, Hirschkeule in Sirup! Ah, Nachtigalleneier! Geflügel- und Meeresfrühtesalat! Geräucherter Aal mit Sauerkraut! Und wenn das, was ich bestellt hatte, dem Kellner seltsam vorkam, würde ich schlechte Laune bekommen, dieses unkosmopolitische Hotel verfluchen und den Diener aus dem Fenster werfen. „Der polnische Reisende ist etwas aufbrausend“, würden sie sagen.

Doch nichts geht über Einfachheit. Eine Tasse Kaffee, ein perfekter, unübertroffener Kaffee, mit seinen Tropfen Minzessenz...

Endlich verstand ich, wonach sich mein Körper wirklich sehnte: Orangensaft. Unmengen Orangensaft. Ein riesiges Glas Orangensaft, das ich genüsslich im Sessel neben dem Balkon an einem winzigen Tisch mit makellos weißer Tischdecke trinken wollte. Ich rief: „Wie lange braucht der Kellner denn noch!“ ... Ich musste mich setzen, mich darauf vorbereiten, diesen himmlischen Likör zu genießen ... Der Kellner erkundigte sich höflich nach meinem Schlaf. Ich sagte ihm beiläufig, dass ich nicht schlecht geschlafen hätte. Er richtete alles mit Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung her. Er hatte den Orangensaft nicht fertig gepresst; er bearbeitete ihn vor meinen Augen, presste die Früchte aus, bis ich „genug“ sagte, mit silbernen Utensilien; daneben stand die Zuckerdose aus geschliffenem Kristall, gefüllt mit feinstem weißen Puder. Ich schwelgte in jedem einzelnen Utensil, der winzigen Serviette, dem Löffel, einfach allem ... Der Kellner hatte seine Arbeit endlich beendet. Ich wartete, bis er ging. Ich musste allein sein, um vollkommen zufrieden zu sein. Wie ein Kind musste ich mich außerordentlich beherrschen, nicht zu schreien; Besonders als ich Löffel für Löffel den Zucker hinzufügte, lief mir das Wasser im Mund zusammen! Endlich führte ich das Glas an die Lippen. Ein langer, voller Schluck... Ich dachte, diese Köstlichkeit würde gar nicht erst meinen Magen erreichen; so groß war meine Gier, dass es mir vorkam, als würde jede Pore meines Mundes sie aufsaugen...

Es war unverständlich, mit welcher Gleichgültigkeit die Gäste in Cafés und Bars dieses unvergleichliche Getränk mit Strohhalmen tranken.

Ein Geräusch lenkte mich ab; es kam aus dem Nebenzimmer, dem mit der Verbindungstür. Meine „Kameraden“ mussten schon da sein. Der bandagierte Mann, seine „Tochter“ ... Mir wurde plötzlich ganz anders; ich schnappte mir meinen Mantel und wollte gerade gehen, als ich daran dachte, dass meine „Leibwächter“ im *Flur* auf mich warteten. Warum hatte mich der Chauffeur nicht gerufen?

Als ich die Treppe hinunterging, genoss ich es, die Leute beim Aperitif im *Flur* zu beobachten. Ich erinnerte mich daran, dass es bald Mittag war. Ich würde auswärts essen gehen. Ich würde langsam gehen, um meine Hunde nicht zu beunruhigen.

Ich sah mein Auto um die Ecke warten. Ich bog ab. Ich ging lieber zu Fuß.
gehen.

Ich irrte ziellos umher; ich wusste nicht, wohin ich ging, und wollte es auch gar nicht wissen. Allein das Gefühl, nur ein weiterer Passant zu sein, war ein Genuss. Ich blieb vor Schaufenstern stehen, die vollgestopft waren mit nutzlosem Kram. Eine Weile beobachtete ich den Jungen, der ein Schaufenster putzte, und verlor dabei jedes Zeitgefühl. Ich verfolgte ein Auto mit den Augen, bis es in der Ferne verschwand.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Weit weg. Ein winziger, entzückender, glänzender kleiner Hund brachte mich eine ganze Weile zum Fauchen, und ich war entzückt von seinen Späßen und sogar von den Freiheiten, die er sich auf den Sockeln einiger Laternenpfähle und den Stämmen vieler Bäume herausnahm. Herrlich! So ging es weiter, ich weiß nicht wie lange, wie in einem wandelnden Paradies, bis die Mittagspause meine Aufmerksamkeit forderte. Ich ging in das erste Restaurant, das ich fand. Ich bestellte von einer Speisekarte, der ich keine große Beachtung schenkte. Ich aß gut und reichlich, glaube ich, aber ohne darauf zu achten. Ich war von allem abgelenkt: den Leuten beim Mittagessen, den Kellnern, den Schatten, die von der Straße auf die Vorhänge des nahen Fensters fielen; der komplizierten Kaffeemaschine, die auf der Theke pff, zischte und vibrierte; der Kasse mit ihren trockenen, metallischen Geräuschen; den Spiegeln, Sofas, Lampen; alles rief nach mir, alles ergab sich mir.

Ich genoss gerade meinen Kaffee, als ein Junge meinen Titel und Nachnamen rief; jemand rief mich an. Ich war überrascht und etwas benommen, als ob der Anruf nicht für mich bestimmt wäre; ich fühlte mich in diesem Moment völlig losgelöst von allem. Der Junge musste seinen Ruf wiederholen. Schließlich stand ich auf und ging, von ihm geführt, zur Telefonzelle. Eine russische Stimme warnte mich, dass ich gegen fünf Uhr wieder im Hotel sein sollte. Der Bann war gebrochen. Ich blieb noch lange dort. Noch mehr Kaffee und eine Zigarre. „Nun denn, mein Freund, die Zigarre, ich muss mich sofort entscheiden. Sollen wir ein Glas Cognac bestellen? Es ist 13:35 Uhr. Das sind noch dreieinhalb Stunden. Wir müssen uns entscheiden; es geht nicht um eine überstürzte Entscheidung in letzter Minute. Glaubst du nicht, dass uns jemand beobachtet? Ja, da muss jemand sein. Sieh nur, wie töricht ich bin, mein Freund, die Zigarre, mein verwöhnter Freund: Ich habe mein Kinn auf die Brust gesenkt, meine Hand an die Stirn gelegt; als könnten sie meine Gedanken in meinen Gesichtszügen lesen.“ Ich wage es, mich ein wenig auf die Zehenspitzen zu stellen, um mein Spiegelbild im Fries aus Spiegeln zu betrachten. Okay, ich sehe gar nicht so schlecht aus. Aber kommen wir zur Sache: Was mache ich eigentlich bei Miller's?

Tausende von Kilometern entfernt, von hier, dort im Labor, fasste ich den Entschluss: „Ich werde sie austricksen!“ ... Gut. Ich darf noch einen Drink nehmen. Was sagst du dazu, mein opulenter Freund aus Havanna? Dass es albern ist, mit der Gabel zu spielen und die Tischdecke mit kleinen Punkten zu bemalen?

Also, hören Sie: Ich kann mit meiner Gabel machen, was ich will, und mit meinem Platzdeckchen, was mir gerade in den Sinn kommt. Bin ich etwa kein GPU-Agent?... Sie haben Recht: Genau deshalb kann ich nicht machen, was ich will. Ja, ich werde sie täuschen; aber wie? Werde ich nicht selbst getäuscht? Beweise, Gegenbeweise, Lügen, Schein, wo die Lüge wahrer ist als die Wahrheit. Wird es wirklich General Skoblin sein, der mich besucht? Oder ist es ein General in Verkleidung, so wie ich ein Zielinsky in Verkleidung bin? Was ist real und was ist Fiktion? Muss ich eine weitere Prüfung bestehen? Wann? Und was wird sie sein?

Jetzt, im Rückblick, fallen mir viele Lösungen ein; damals keine. Ich erkannte die Überlegenheit dieses Spionageapparats als so erdrückend, dass ich mich unbewusst der Macht, die mich kontrollierte, hilflos ausgeliefert fühlte. Die Zeiger der Uhr rasten in rasender Geschwindigkeit vorbei und raubten mir meine kostbare Zeit. Es war zum Verzweifeln, aufzublicken und zuzusehen, wie die Minuten so schnell vergingen. Ich traf keine Entscheidung. Ich ging, ohne auch nur einen groben Plan skizzieren zu können.

Ja, das stimmt, mit dem festen Entschluss, der Entführung zu entgehen. Dieser Entschluss tröstete mich innerlich; es schien, als ob er mich von „diesem Ding“ Duval erlöste ... vorausgesetzt, dieses Ding konnte überhaupt erlöst werden!

Meine Rückkehr verlief völlig anders. Ich sah nichts, und nichts lenkte mich ab. Beim Überqueren der Straße wäre ich beinahe von einem Auto erfasst worden. Der Vorfall brachte mich auf einen makabren Gedanken ... eine vermeintliche „Lösung“. Ich sah mich zwischen den Rädern zerquetscht, tot ... Wird mir jemand glauben, dass ich bei dieser Vision beinahe Freude empfand? ... Nun ja, es schien beinahe perfekt. Mein Unfalltod löste das ganze Problem auf einen Schlag. Es würde keine Vergeltungsmaßnahmen gegen mein Volk geben ... Ich wäre frei, frei! ... Eine Art Selbstmord ... Selbstmord, Selbstmord ... Oh, welch eine Lösung! ... Warum bin ich da nicht schon früher drauf gekommen! ... Jetzt war alles klar.

Ich beschleunigte meine Schritte; ich ging und ging ... Jemand überholte mich, fast rennend, und passte sich dann meinem Tempo an, seine Fersen berührten beinahe meine Schuhspitzen. Eine Stimme, nicht laut, aber deutlich, die wohl demjenigen gehörte, der sich nicht umgedreht hatte, sagte: „Folgen Sie mir, Sie haben sich bestimmt verlaufen. Sie kommen zu spät.“ Da fiel es mir auf: Ich kannte die Straße wirklich nicht; sie war eine von denen, die vielen anderen gleichen. Ohne zu antworten, folgte ich dem Mann, der seine Schritte beschleunigte. Nach ein paar Minuten erkannte ich eine der Straßen, die man vom Hotel aus sehen konnte, aber ich wusste immer noch nicht, ob wir weit oder nah waren. Mein Begleiter musste häufig auf seine Uhr geschaut haben, denn sein linker Ellbogen beugte sich mehrmals, als er den Kopf senkte. Endlich kamen wir an. Es war fünf Uhr. Ich betrat die *Halle schweißgebadet und etwas außer Atem*. Schüchtern blickte ich mich um, wie ein Junge, der etwas angestellt hat. Ich ging auf mein Zimmer. Ich zog gerade meinen Mantel aus, als mein Telefon klingelte. Jemand wollte mich sprechen; ich sagte sofort zu. Es musste der Besucher sein, von dem man mir im Restaurant erzählt hatte. Tatsächlich ein Herr, den ich nicht kannte ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wenige Augenblicke später erschien er vor mir und stellte sich als General Skoblin vor. Nach dem Händeschütteln bat ich ihn, Platz zu nehmen. Es entstand eine kurze, unangenehme Stille. Ich bot ihm Tabak an, den er ablehnte. Auch mein Angebot, etwas zu trinken, blieb unbeantwortet. Ich hatte mit ihm gesprochen, ohne ihm in die Augen zu sehen; ein undefinierbares Schamgefühl überkam mich. Ich musste mich an meine ehrenhafte Absicht erinnern, um ihm in die Augen zu sehen; doch ich bemerkte, dass auch er meinen Blick nicht erwiderte. Es konnte nicht lange gedauert haben, aber mir kam diese Stille unendlich lang vor.

„Gut, Doktor“, sagte er schließlich.

—Mein General, geht es Ihrer Frau gut?... Ich hatte gehofft, die Ehre zu haben, Sie kennenzulernen.

Ich wäre hocherfreut gewesen, aber er ist noch nicht zurück. Vielleicht morgen...

„Sehr gut, sehr gut ...“ Es war nicht viel, aber immerhin etwas. Da fielen mir die Gäste nebenan ein; ich nahm an, dass wir belauscht wurden. Die unsichtbaren Zuschauer waren mit meinem ersten Versuch sicher nicht sehr zufrieden. Das spornte mich an, es noch einmal zu versuchen.

„General“, begann ich, „ich möchte den heldenhaften Miller unbedingt kennenlernen; ich habe etwas, das ihn interessieren dürfte, und ich werde nicht ruhen, bis ich es getan habe; außerdem wünscht sich meine Frau ein signiertes Porträt von ihm, gibt es da keine Einwände?... Sie wissen ja, wie begeistert sie von ihm ist...“

Okay, okay, Doktor... Haben Sie Angst, dass sie uns belauschen?... Wir können auch woanders hingehen, falls Ihnen etwas Ungewöhnliches aufgefallen ist...

—Nein, ich glaube nicht, dass irgendjemand... Nein, im Gegenteil!

„Dann, ohne weitere Umschweife, kommen wir zur Sache. Miller ist heute nicht in Paris. Ich erwarte seine Rückkehr morgen, spätestens aber übermorgen. Ich habe ihn bereits über Ihren Wunsch, ihn zu sehen, und seine Angelegenheiten aus Warschau informiert. Sobald er zurück ist, kann ich Ihnen Tag und Uhrzeit unseres Treffens mitteilen. Ich werde ihn selbst begleiten; danach muss ich Sie leider verlassen. Miller ist pünktlich, daher nehme ich an, dass alle seine Vorbereitungen abgeschlossen sind, nicht wahr?“

—In der Tat—bestätigte ich.

Er blickte sich im Raum um, als ob er analysieren würde. Und dann sprach er diese Worte, die mich sprachlos machten: „Ich nehme an, die Brille ist dort drüben ...“ – und er deutete auf einen Konsolentisch an der Wand ihm gegenüber – „dann bitten Sie ihn, den Sessel einzunehmen, in dem Sie sitzen.“

Ich sah mich im Raum um; ich wusste nicht, wohin ich schauen oder was ich tun sollte. „Also Skoblin ...“, dachte ich, ohne den Gedanken zu Ende zu führen. Ich wandte den Kopf wieder der Konsole zu und spürte, dass ich etwas sagen musste, und zwar schnell.

„Ja, natürlich“, sagte ich, und ich muss dabei ein Gesicht gemacht haben, das von höchster Dummheit zeugte.

„So ist es besser ... Ja, Sie kommen von dort.“ – Sie stand auf, ging zum Schrank und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu, als trüge sie ein Tablett. „Sie stellen die Gläser einzeln auf den Tisch, ohne sie zu verwechseln. Sie servieren ... es wäre peinlich, wenn es ein Beben gäbe, irgendeinen Zwischenfall oder eine Bewegung, die Sie alarmieren könnte. Ich habe lange darüber nachgedacht ... Ich wollte Sie warnen. Sind Sie anderer Meinung?“

—Ich finde das eine sehr gute Idee—, antwortete ich, nur um etwas zu sagen.

„Dies ist der entscheidende Moment“, erklärte er selbstsicher; „der Rest, so kompliziert er auch erscheinen mag, ist nun meiner Meinung nach einfach und sicher ... aber der Becher, der Becher ... Ach, Doktor! Die Sicherheit des Betäubungsmittels ist absolut, nicht wahr?“

—Tatsächlich—ich habe es bestätigt—; seine Eigenschaften sind gründlich geprüft. Machen Sie sich keine Sorgen.

„Verzeihen Sie meine Hartnäckigkeit ... Es steht so viel auf dem Spiel! ... Wundern Sie sich nicht, dass mir keine Gewissheit ausreicht. Ich habe jahrelang auf diesen Moment gewartet ... Sie werden es verstehen. Es ist etwas Entscheidendes für mich ...“

Mir wurde fast übel. Dieser Kerl wirkte auf mich wie ein Aussätziger. Ich musste das Interview unbedingt beenden. Ich sah Skoblin vor mir, bereit für eine lange, russische Diskussion, in der er jedes Detail immer wieder durchkauen würde. Unerträglich. Nicht einmal meine Neugier, etwas über diesen entsetzlichen Fall von Elend und moralischem Verfall zu erfahren, konnte mich zum Weitermachen bewegen. Ich suchte nach Gründen, es zu beenden. Ich musste atmen, und das würde ich nur mit seinem Verschwinden schaffen.

Ich habe sie gefunden.

„Ich denke, Skoblin“, sagte ich und gab mich technisch versiert, „dass ein Wirrwarr von Details in Ihrem Kopf, Ihre ständigen Sorgen, Sie in dieser Situation nur ungeschickt und unnatürlich wirken lassen. Worum geht es Ihnen denn eigentlich? ... Kommen wir, stellen wir uns vor,

Lass uns was trinken gehen und dich dann allein lassen, oder? ... Na ja, mach dir nicht so viele Gedanken. Es ist sowieso sinnlos. Akzeptiere einfach, dass es nur ein normaler Besuch und eine Vorstellung ist. Warum sollten wir noch über Geschäftliches reden?

—Du hast wahrscheinlich recht... Ich zweifle nicht daran; aber, du verstehst... ich...

Mir wurde klar, dass alles von vorne anfang. Der Typ war völlig apathisch, daran gab es keinen Zweifel; seine Willenskraft war wie eine Feder, die seine Besessenheit nicht zügeln konnte. Und ich dachte, es wäre das Beste, mich zu wehren.

—Das reicht jetzt – ich hätte ihn beinahe energisch zurechtgewiesen. —Gibt es sonst noch etwas zu den kurzen Momenten, die er auf der Bühne bleiben muss?... Wenn nicht, dann beenden wir das.

Er schwieg. Sein Körper war gebrechlich, fast faltig. Er wirkte alt auf mich, viel älter als bei seinem Eintritt. Zuerst hatte er noch steif und fast militärisch gewirkt. Jetzt nicht mehr; er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich verstand das Phänomen. Zweifellos führte er unbewusst ein langes, intimes Gespräch über unser gemeinsames Verbrechen; sein Gewissen musste es gebraucht haben, nachdem es so lange mit dem Gespenst der Sünde allein gewesen war; die Illusion, mit seinem unmittelbaren Komplizen zu sprechen, musste ihm das Gefühl gegeben haben, die Hälfte seiner erdrückenden Last abzuwerfen und Kraft zu schöpfen, um sie in diesen letzten Stunden zu tragen, als sie unerträglich geworden war... Ich stand auf; Skoblin tat es mir gleich, langsam und mühsam. Ich ging ein paar Schritte zur Tür; er folgte mir ein wenig hinterher. Ich bemerkte, dass er mich mit einem leichten Zittern berührte. —Entschuldigen Sie, Doktor... Man hat mir gesagt, Sie seien ein Experte für bestimmte Medikamente... Können Sie mir eines verschreiben oder empfehlen, das mir beim Schlafen hilft?... Meine Schlaflosigkeit ist gegen alle Schlaftabletten resistent... Es ist furchtbar, Doktor, es ist furchtbar.

Die trüben Augen blickten mich an, voller Hoffnung und Angst zugleich.

Im Gegenlicht wirkten die Tränensäcke unter ihren Augen tiefer. Ich hatte kein Mitleid mit ihr.

—Nein, ich habe hier nichts... Ich kann Ihnen nichts verschreiben, da mein Abschluss mir nicht erlaubt, in Paris zu praktizieren, wie Sie sicher verstehen werden; und nur ein Arzt in Paris könnte Ihnen etwas Wirksames anbieten.

—Und was hat das mit Miller zu tun?... Könnte es nicht?...

„Du wirst verstehen, dass es nicht hier ist...“ Ich schob ihn sanft in Richtung Tür.

Mit der linken Hand bereits in Position, strengte er sich an. Er richtete sich auf, streckte mir die Hand entgegen, und ich glaubte sogar, das Klacken seiner Absätze zu hören. Ich sah ihm nach, als er den Flur entlangging. Seine einstige Gelassenheit schwand sekundlich; sein Kopf sank fast zwischen seine Schultern, sein Schritt wurde immer unsicherer. Als er die Treppe erreichte, griff er nach dem Geländer und verschwand langsam.

General Skoblin, ebenfalls ein Verräter ... Warum wurde ich nicht gewarnt? War es eines dieser häufigen Versehen, bei denen man ein wichtiges Detail vergisst, weil man fälschlicherweise annimmt, alle anderen wüssten es auch? Sollte dieses „Versehen“ ein weiterer Beweis sein? ... Nein; in diesem Fall hätte Skoblin von Anfang an eine ganz andere Haltung eingenommen und das Spiel mitgespielt, bis er sah, ob ich etwas andeuten würde ... Nein, ganz und gar nicht; das konnte kein Beweis sein. Wovon ich mir absolut sicher war, war, dass es General Skoblin war, ohne jeden Zweifel. Ein falscher General hätte sich eher wie ein General verhalten; denn dieser hier, der echte, hatte nichts an sich, was einen General ausmachte.

Schon sein Anblick genügte. Er wirkte weniger wie ein General, sondern eher wie ein verzweifelter Bettler, ein flehender Selbstmörder...

Ich schloss die Tür und begann, in dem kleinen Wohnzimmer auf und ab zu gehen. Der Fall des Generals, der sein eigenes Volk verraten hatte, erfüllte mich mit tiefem Erstaunen. Mich faszinierte, wie er zu solch einer Ungerechtigkeit fähig gewesen sein konnte. Vielleicht war es die Erpressung der Geiseln, der ich und so viele andere zum Opfer gefallen waren. Aber das war unmöglich. Dieser Mann war schon viel zu lange nicht mehr in Russland gewesen; sicherlich seit dem Ende des Bürgerkriegs, an dem er teilgenommen hatte.

Es war unwahrscheinlich, dass er dort enge Verwandte hatte. Seine Eltern, sofern sie nicht außergewöhnlich alt wurden, mussten schon lange tot sein. Kinder vielleicht; keine Frau, denn sie lebte mit ihm hier in Paris. Nichts; er konnte es nicht erraten und hatte nicht genügend Informationen, um es zu erschließen. Die „weiße“ Emigrantengemeinschaft war korrupt, materiell wie moralisch. Welch ein Unterschied zu jenen „weißen“ Organisationen, Terroristen und Fanatikern, die uns in spektakulären Prozessen und ständiger sowjetischer Propaganda präsentiert wurden! Die Flamme, die in so vielen russischen Herzen noch immer brennt und Hunger, Elend und physischen wie moralischen Zusammenbruch überdauert, gründet sich allein auf eine Illusion; es gibt nichts in den fernen Ländern, absolut nichts, was zu einer heroischen und rettenden Geste fähig wäre.

Ich verwarf diese unangenehmen Gedanken. Ich wandte mich wieder meinem Fall zu. Der Verrat an General Skoblin entmutigte mich nicht. Im Gegenteil, er verlieh mir Kraft und Mut. Ich erinnerte mich an das, was mir während des versuchten Anschlags durch den Kopf gegangen war ... der Gedanke an Selbstmord. Es war jedoch nicht der Selbstmordgedanke selbst, der mich zum Handeln motiviert hatte.

Die Lösung war ein Zufall, ein Fehler, ein unvorhergesehenes Ereignis. Skoblin bestätigte später meine Vermutung. Ich musste jeden Fehler mit dem Glas vermeiden, alles, was zu einer Verwechslung führen und General Miller daran hindern könnte, das für ihn bestimmte Getränk zu erhalten. Wir mussten vorsichtig und aufmerksam sein, um sicherzustellen, dass dies nicht geschah.

Natürlich. Aber was wäre, wenn ich dafür sorgte, dass das, was nicht passieren sollte, tatsächlich passierte? Ein Gläsertausch. Millers Glas wurde getrunken von... wem?... mir selbst. War das nicht eine Art Selbstmord?... Tief im Inneren ja, wenn auch nur vorübergehend. Wichtig war, dass es unbeabsichtigt wirkte. Die drei Gläser waren in meinem Koffer; ich hatte gesehen, wie sie in Papier eingewickelt waren. Später am Abend würde ich sie mit auf mein Zimmer nehmen und den „Fehler“ proben. Plötzlich kam mir eine Idee, die mich aufmunterte. Es wäre großartig, Skoblin ein Schlafmittel zu geben... Wollte er denn nicht schlafen?

Und dann... das ist... Wäre das also Selbstmord? Ich könnte die Dosis erhöhen.

Die Beobachter im Nebenraum konnten nichts von dem sehen, was am Tisch geschah. Skoblin würde gehen. Er würde irgendwohin gehen, um zu sterben. Ich würde erklären: „Skoblin nahm Millers Glas; ich konnte ihn nicht aufhalten.“ Sah der Mann nicht selbstmordgefährdet aus?

Ein genialer Schachzug, wie ihn Dowgalewski einst beschrieb. Anstatt dass Miller entführt wird, wird der Verräter Skoblin...

Nun ja, das alles hätte man sich genauer überlegen müssen. Details müssen berücksichtigt werden.

Ach, hätte ich doch nur Talent, kühle Intelligenz, eine „Romanautorenmentalität“, wie die Chilenen sagen würden!

Der Optimismus und die Unruhe, die diese Idee in mir auslöste, trieben mich hinaus. Es war nach sieben; die Straßenlaternen brannten bereits. Mein Zimmer lag im Schatten; nur der rechteckige Balkon war erleuchtet. Ein *Wermut* würde mir guttun. Ich ging in ein nahegelegenes Café. Es war luxuriös und elegant. Viele Menschen waren da, und es gab unzählige Frauen, exquisit gekleidet, luxuriös und strahlend. Diese Atmosphäre, leicht erfüllt von Rauch und Parfüm, verströmte eine Atmosphäre der Gelassenheit, Galanterie und Ausgelassenheit. Ich setzte mich nach hinten; ich wurde bedient; ich trank, verharrte in leichter Euphorie und lehnte mich weit zurück auf dem Sofa. Ich rauchte gedankenverloren; doch schon bald verlor ich mich in der entzückten Betrachtung eines Paares prächtiger Beine, die ihre Besitzerin direkt vor mir präsentierte; sie musste sehr zufrieden mit ihrer Form und Gestalt gewesen sein. Vielleicht wollte sie nur die kostbare Seide ihrer Strümpfe zur Schau stellen, aber in Wahrheit schien sie sich über meinen bewundernden Blick, den sie schon lange vor mir bemerkt hatte, durchaus zu freuen. Sie hob ihren Rock nicht hoch, um sie zu verbergen; vielmehr, so würde ich sagen, rutschten sie durch eine Art Zaubertrick unmerklich hoch. Ich flüchtete mich in die traurigen Bilder meiner Familie und bat außerdem um eine Ausgabe der Abendzeitung, um zu lesen. Als ich die Seite umblätterte, sah ich den beleidigten Ausdruck auf dem Gesicht der Frau. Nun ja, ich vertiefte mich in die Börsenberichte.

An dem Abend passierte nichts Besonderes. Ich aß zu Abend und ging ins Kino. Es war ein amerikanischer Film auf Englisch. Ich erinnere mich nicht mehr an den Titel, aber an die Handlung: ein paar Banditen, ein Millionär, seine Tochter und ein Journalist, der gleichzeitig Polizist war. Der Millionär wurde entführt, der Journalist-Polizist rettete ihn, und dann heiratete er die Tochter. Die Handlung fesselte mich nicht sonderlich, abgesehen vom beeindruckenden Realismus einiger Maschinengewehrscenen und fantastischer Verfolgungsjagden. Was mich viel mehr faszinierte, war die Atmosphäre, die Menschen, die Straßen, die Häuser, die Lichter, der Luxus, die Unmenge an Autos, die gigantischen Gebäude, die riesigen Schiffe; vieles davon zweifellos realitätsnah. Zweifellos bot sich dort ein gewaltiges Schauspiel von Macht und Reichtum; noch überwältigender als alles, was mich in Paris beeindruckt hatte.

XI

MEIN VERSUCHTER ANGRIFF

Vor dem Mittagessen bekam ich eine Nachricht auf dem Handy. Für den Tag war nichts geplant. Der ganze Tag für mich. Ich ging auf die Straße, bereit, mir anzusehen, was mir ins Auge fiel, zu essen, wo immer ich Lust dazu hatte, mich hinzusetzen, wann immer ich müde war, und zu schlendern, wann immer mir danach war. Solange es dauerte! Ich schlenderte umher und stöberte an den Büchern der Straßenstände am Seineufer. Vor Notre Dame blieb ich stehen; ich zögerte, besorgt, hineinzugehen, und fürchtete die Sicherheitsvorkehrungen: Was würden sie von meinem Besuch in der Kathedrale denken? Schließlich ging ich hinein, verhielt mich wie ein Tourist, ohne jede Spur von Andacht. Ich betete kurz. Mehrere Stunden lang passierte nichts Wichtiges. Ich erinnere mich, dass ich, ohne es zu wissen, in einen Park geriet. Ich war etwas müde. Nachmittagszeitungen wurden bereits feilgeboten; ich kaufte eine und setzte mich auf eine freie Bank, um sie zu lesen. Es war gar nicht so einfach, eine freie zu finden; aber schließlich fand ich eine, etwas abseits vom Trubel, hinter einer Fliederhecke. Durch eine Lücke in den Zweigen konnte ich die Kinder springen und rennen sehen, ihre bunten kleinen Outfits, rosigen Wangen, schwarzes und blondes Haar, das im Wind wehte; es war ein Kaleidoskop, in dem Gesichter und Farben, immer unterschiedlich, aneinanderstießen, ohne dass sich jemals dasselbe wiederholte.

Szene.

Meine Gedanken schweiften zurück zu mir selbst; ich stellte mir Elena vor, das Kinn auf meiner Schulter, wie sie alles entzückt betrachtete; dort, neben jener mythischen Marmorgöttin, verborgen zwischen den fast blattlosen Pflanzen, konnte ich ihre Stimme beinahe hören. Lange verweilte ich so, abwechselnd zwischen der Vorstellung und der Realität. Dann begann ich zu lesen, als die Erinnerung schmerzhaft wurde. Einige Zeit verging, bis mich das Klingeln einer Glocke zwischen meinen Beinen ablenkte. Es war ein kleiner Hund, der in der Nähe herumhüpfte und einen kleinen Ball im Maul trug. Fünfzehn oder zwanzig Meter entfernt rief ihn eine Frau mit einer Art langem, zischendem Kuss. Der Hund gehorchte und reichte ihr den Ball mit tausend niedlichen kleinen Hüpfen und Zuckungen. Das Spiel wiederholte sich. Der kleine Hund war schwarz und winzig. Die Frau, schlank, mit einer gewissen Maskulinität in ihrem maßgeschneiderten Kostüm. Sie warf den Ball, der weit wegrollte, und der kleine Hund schoss wie ein Pfeil davon. Ich las weiter. Ich schenkte ihr keine Beachtung mehr, obwohl ich unwillkürlich das Kommen und Gehen des Hundes und die Schritte seiner Besitzerin wahrnahm. Frau und Hund gingen hinter mir. Schließlich kam sie und setzte sich neben mich. Sie schwebte in einer Wolke aus exquisitem Parfüm. Schüchtern und vielleicht errötend warf ich einen Seitenblick und sah, wie sie dem Hund die Leine anlegte. Das kleine Tier tobte unentwegt herum, verfiel sich aber immer wieder in den Stuhlbeinen. Geduldig befreite sie es, stand auf, setzte sich wieder und ging hinter der Stuhllehne vorbei. Sie trug einen dieser maskulinen Hüte, der steil über ihr rechtes Auge kippte und fast die ganze Gesichtshälfte verdeckte; ihr Kinn war zudem in ein prächtiges Silberfuchsfell gehüllt. Ihr Duft überwältigte mich. Schließlich ließen sie mich in Ruhe. Ich sah ihr nach, wie sie mit ihrem Hund im Arm wegging und dabei dieses eigentümliche Geräusch mit den Lippen machte, das dem Tier wohl so gut gefallen hatte. Ihr Gang war zielstrebig und fest. Das Letzte, was mir an ihr auffiel, waren ihre Beine, schlaff, aber schlank, eingehüllt in prächtige Seidenstrümpfe, die in flachen Schuhen endeten, die, den Schuppen nach zu urteilen, aus Schlangeneder sein mussten. Ich konzentrierte mich besonders auf diesen Teil ihrer Figur, denn es war das Letzte, was ich von ihr sah, als sie hinter einer Hecke an der Wegbiegung verschwand. Ich las weiter, bis das Tageslicht rasch schwand. Auch das Geplapper der Kinder verstummte. Ich zündete mir eine Zigarette an und stand auf.

Es war niemand in der Nähe; ich konnte nur ein paar Kinder und ihre Kindermädchen durch die Hecke sehen. Ich machte zwei, drei Schritte, meine Zeitung fiel rechts zu Boden, und ich bückte mich, um sie aufzuheben. In diesem Moment knallte es hinter mir, wie ein Schuss. Ich machte ein paar schnelle Schritte, als wollte ich weglaufen. Ich sah mich um, konnte aber nichts erkennen. Sie mussten es auch auf der anderen Seite der Hecke gehört haben, denn mehrere Gesichter drängten sich auf die Lichtung, hauptsächlich Kinder, ein paar Frauen und dahinter zwei Männer, die ich schon einmal gesehen hatte. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Ich hatte das Geräusch nicht verursacht. Ein geplatzter Autoreifen. Die Blicke der Umstehenden, besonders die der beiden Männer, machten mich nervös. Sofort hatte ich das Gefühl, als würde mir ein Insekt den Rücken hinunterkrabbeln. Ich machte acht, zehn weitere Schritte; das Gefühl kam zurück; ich musste instinktiv reagieren. Vielleicht war mir ein Käfer von den Pflanzen unter das Hemd gekrochen. Aber als ich mein Schulterblatt bewegte, schmerzte es. Zögernd und verängstigt ging ich weiter. Der Schmerz wurde stärker; Gleichzeitig spürte ich eine Feuchtigkeit auf der linken Seite meines Rückens. Es dauerte einige Minuten, bis ich mich fragte, ob ich verletzt war; ich fragte mich das immer wieder. Nein, das konnte nicht sein, dachte ich und verwarf den Gedanken. Ich näherte mich bereits dem

Ich verließ den Park. Das seltsame Gefühl verstärkte sich. Es war nun unangenehm; der Schmerz wurde von Minute zu Minute stärker und punktueller. Bald war ich mir sicher, dass etwas Ungewöhnliches mit mir geschah; das Gefühl, nass zu sein, war nun unübersehbar; der Stoff meines Hemdes klebte an meiner Haut. Ich versuchte, die Stelle an meinem Rücken zu berühren, und erreichte damit nur, dass der Schmerz noch schlimmer wurde. Ich musste Gewissheit erlangen. Ich hielt ein vorbeifahrendes *Taxi* an; ich hielt es einen Moment lang auf, als ob ich mich nicht an die Adresse erinnern könnte, die ich angeben sollte. Ich wollte meinen Verfolgern Zeit geben, damit sie mich nicht verloren, falls sie mir folgten. Ich sah mich um, als ob ich zögern würde, aber niemand unter den Passanten erregte meine Aufmerksamkeit. Ich stieg ins Auto und nannte die Adresse des Hotels. Die Fahrt schien endlos. Meine Gewissheit, dass ich verletzt war, war nun absolut. Die Bewegungen des Autos verstärkten den Schmerz und das Gefühl der Feuchtigkeit. Wir kamen an; ich ging zitternd auf mein Zimmer. Ich zog meinen Mantel aus und warf ihn auf einen Sessel; gleichzeitig betrachtete ich mich instinktiv im Spiegel. Nichts Ungewöhnliches. Dann zog ich Jacke und Weste aus, schaltete das Licht an und berührte meine Seite: Blut. Ich drehte dem Spiegel den Rücken zu und blickte über die Schulter.

Ein dunkler Fleck, fast zwei Handbreiten breit. Ich weiß nicht warum, aber in diesem Moment verstärkten sich meine Schmerzen und meine Schwäche. Ich ging ein paar Schritte. Meine Lage war ziemlich verwirrend. Was sollte ich tun?... Die Stelle veränderte sich, dass die Wunde auch nur leicht heilte. Aber sollte ich um Hilfe rufen?... Was würden die denken?... Unsicher, wie ich war, hielt ich mich zurück und unterdrückte meine Besorgnis. Es konnte nichts Ernstes sein, dachte ich. Ich knöpfte mein Hemd auf und zog es sofort aus. Ich betrachtete meinen nackten Rücken erneut im Spiegel; ich konnte kaum etwas erkennen; nur einen dunkelroten Fleck, der sich in Richtung meiner Taille ausbreitete. Ich rieb ihn mit dem sauberen Teil meines Hemdes ab. Jetzt konnte ich unterhalb meines Schulterblatts eine Stelle erkennen, die ein Einschussloch sein musste.

Die Stelle, die ich gereinigt hatte, verdunkelte sich bald wieder. Ich verlor viel Blut.

Ich musste es stoppen. Ich ging ins Badezimmer, lehnte mich an die Wand und legte mir ein in kaltes Wasser getränktes Handtuch auf. Dann setzte ich mich auf das Sofa und lehnte mich an die Lehne. Ich wollte die Wunde irgendwie stillen. Aber was sollte ich tun? Es war riskant, so weiterzumachen. An wen konnte ich mich wenden? Würde ich das Bewusstsein verlieren? Plötzlich fielen mir meine Nachbarn ein. In meiner Verzweiflung schien es mir am besten, zu ihnen zu gehen. Die Botschaft anzurufen, erschien mir absurd und gefährlich. Ich hielt schon das Handtuch in den Händen, um aufzustehen und an die Tür zu klopfen, als es leise klopfte. Ohne nachzudenken, sagte ich: „Herein.“ Doch im selben Moment, als mir die Dummheit meines Handelns bewusst wurde, stürmte ich ins Badezimmer. Falls es ein Bediensteter war, würde er meine Anwesenheit vielleicht entschuldigen. Ich hatte ganz vergessen, dass mein blutiges Hemd auf dem Teppich lag und die Aufmerksamkeit jedes Eintretenden auf sich ziehen würde. Ich begann, mich wie im Wahn zu fühlen. Ich sank zu Boden. Ich hörte die Tür auf- und zugehen; Schritte hörte ich nicht, der Teppich musste sie gedämpft haben. Eine Stimme, die mir vertraut vorkam, rief mir auf Französisch zu: „Doktor ... Doktor ... Wo sind Sie, Doktor ...?“ Ich fragte, wer da war. „Erkennen Sie mich nicht, Doktor?“, erwiderte die Stimme ironisch ... Duval! Ich erkannte ihn mit einem Ruck. Ich wagte es nicht, hinauszuspähen. „Einen Moment“, sagte ich, nur um etwas zu sagen ... Ich hörte seine Stimme wieder, ausgerufen: „Aber was ist das?“ Was konnte es nur sein, mein Gott? Ich merkte, dass ich zitterte. Da, nur wenige Schritte entfernt, war Duval, bereit, mich zu töten. Ich sah mich um, suchte nach einem unmöglichen Ausweg; ich wagte nicht zu schreien. Ich war wie gelähmt, verängstigt; mein Herz raste; mein Mund, trocken, brachte keinen verständlichen Laut mehr hervor. Ich beugte mich vor, um, vom Türrahmen geschützt, hinauszuspähen. Duval stand in der Nähe, mir den Rücken zugewandt, und starrte auf mein Hemd, das er mit beiden Händen über den Kopf hielt. „Was ist das?“, wiederholte er. „Sieht aus wie Blut! ... Hat er versucht, sich die Kehle durchzuschneiden, Doktor?“ Er bemerkte mich und drehte sich um. Er war entsetzt über meinen Zustand. Ich musste einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Halbnackt, das Handtuch über die Brust geworfen, mit beiden Händen vor dem Körper gehalten; Blut an den Händen und an meiner Seite. Duval begann zu lächeln, verstummte aber sofort wieder.

Er wusste sich den Umständen anzupassen.

—Ist er wirklich verletzt?...

—Das scheint der Fall zu sein; verwundet— versuchte ich zu sagen.

—So schnell schon!... Schon?...— rief er aus.

Ich habe die Bedeutung dieses Ausrufs nicht verstanden.

—Komm schon, komm schon, lass uns mal sehen; leg dich aufs Bett, komm schon, komm schon —er schob mich sanft ins andere Zimmer; er trug mich fast —; nur einen Moment, leg dich hin. Ah!...

Wo ist das denn?... Auf deinem Rücken?... Du musst dich ausziehen — ich machte eine hilflose Geste —. Ich helfe dir, setz dich da hin, an den Rand; bring es her — er nahm mein Bein, zog mir den Schuh aus —. Wie ist das passiert?... Wolltest du Selbstmord begehen?... Nein, natürlich, auf dem Rücken. Weil es ja auf deinem Rücken ist, richtig? Ich hatte meine Schuhe und Socken ausgezogen —. Komm schon, halt durch — er knöpfte meine Hose auf, zog sie herunter und half mir, mich hinzulegen —. Nein,

Nicht so; verkehrt herum... So; mal sehen: Was ist das denn...

Ich gehorchte; ich drehte ihm den Rücken zu. Niemals hätte ich das getan. Eine furchtbare Angst ergriff mich. Ich hatte die wahnsinnige Vorstellung, dass dies mein Ende sein könnte. Ja, dachte ich, mein ganzer Körper zitterte, jetzt wird er mir einen Dolch in den Leib stoßen. Ja ... jetzt. Ich beobachtete ihn, ohne hinzusehen, wie er langsam seine Waffe hob, den Moment auskostete und die tödliche Stelle für seinen Stich auswählte; ja, er schob bereits das Handtuch beiseite, beseitigte dieses Hindernis ... Jetzt! ... Aber nein, er wollte noch einen Moment verweilen und sein Opfer betrachten. Ich spürte, wie er das Handtuch anhub und mich in der Nähe der Wunde berührte. „Kugel“, hörte ich ihn murmeln. „Ausgang? ... Ich sehe n ... „Schade, sie steckt fest ...“ Ich glaubte, in seiner Stimme einen Hauch von Verärgerung über den Fehlschuss zu erkennen. Zweifellos war er es gewesen, und er war mir gefolgt ... Jetzt kommt er, um mich zu töten; ich bin in seinen Händen, wehrlos, tot ... Ich versuchte zu beten: unmöglich; meine Zähne klapperten vor Panik ... „Ist dir kalt?“, fragte er, und ich spürte einen Schauer auf meinem Rücken ... „Es ist ein Dolch“, dachte ich, „ein Dolch, der in mich eindringt; ja, es ist sein Messer ... das Messer dieses Mannes muss aus Eis sein, aus Eis ...“ Etwas verschwamm vor meinen Augen; meine Augen müssen weit geöffnet gewesen sein, aber ich konnte nichts mehr sehen; ich hatte das Gefühl, sehr tief zu fallen und doch zu schwanken wie trockene Blätter, jenseits aller Gesetze der Welt. „Ich bin schon tot“, gestand ich mir ein, und plötzlich fand ich Frieden.

II.

DIE KILLERDETEKTIVE

Mein Erwachen war angenehm, denn als ich wieder zu Bewusstsein kam, befand ich mich im Bett, halb sitzend auf vielen Kissen, und ohne das schreckliche Gefühl meines feuchten Rückens. Doch das Öffnen der Augen war sehr unangenehm, denn das Erste, was ich sah, war das Gesicht des Botschaftsarztes, dieses kahlköpfigen, widerwärtigen Kerls.

„Komm schon, Genosse“, sagte er zu mir, „wach auf. Du hast dich genug ausgeruht. Jetzt geht es dir wieder gut.“

—Ja, mir geht es gut.

Seine Stirn war schweißbedeckt, sein Schnurrbart feucht vom Nasenausfluss, und ich glaube nicht einmal, dass er gut roch. Auf der anderen Seite das glatt rasierte, freundliche Gesicht des Chilenen.

„Endlich“, dachte ich, „wenn er mich umbringt, dann tut er es wenigstens mit Würde.“ In meinem Halbschlaf nahm ich die Anwesenheit einer dritten Person kaum wahr. Im Dämmerlicht der Ecke, wo sie stand, konnte ich sie nur als Frau erkennen. Sie stand da und sah mich an.

Ich habe nicht mehr an ihn gedacht.

—Was ist mit mir passiert?— fragte ich.

„Sie wurden angeschossen“, sagte der Arzt zu mir, „durch den Rücken, in der linken Schulterblattregion. Es gibt keine Austrittswunde. Die Kugel muss weit entfernt in Ihrer Lunge stecken.“

Ich dachte nach, ohne große Begeisterung. Aber ich erhob Einspruch.

—In der Lunge? Und ich hatte noch nicht einmal leichten Bluthusten?

—Nein. Nun ja, es ist möglich, dass sich die Kugel im Mediastinum befindet.

Das gefiel mir noch weniger.

—Eine Kugel im Mediastinum? Na, das ist ja ein Glücksfall. Sie hat kein Blutgefäß, keinen Bronchus oder... getroffen.

—Oder vielleicht in der Wirbelsäule...

Jede Hypothese war schlimmer als die vorherige. Ich versuchte, meine Arme und Beine zu bewegen.

—Ohne Lähmung, ohne spinalen *Schock* ...

—Na, Kumpel, jetzt streiten wir nicht. Wir werden sehen, wo die Kugel ist. Hauptsache, es geht dir besser und du kannst das Hotel verlassen. Darf ich etwas von deinem *Wodka haben*? Oder Cognac?

Duval hat für mich geantwortet:

—Ja, trinken Sie ruhig, sagte er scherzhaft. —Hier finden Sie drei Gläser. Trinken Sie aus einem von ihnen; aber zerbrechen Sie es nicht.

„Genosse“, erwiderte der Arzt beleidigt, „ich trinke gewöhnlich aus derselben Flasche...“

Wenige Minuten später betrat eine neue Person den Raum: Chef Paris, die „Nummer zwei“. Er kam alarmiert und besorgt an: „Was ist passiert? Wer war es?

Was werden sie in Moskau sagen? Na los, erklärt euch!“

Was wissen sie? Wer hat das getan?

„Genosse“, pfiff Duval, „das sollte Sie nicht überraschen. Ich glaube, Sie wussten vorher schon etwas ...“

Der Chef unterdrückte seine Empörung.

„Ja, Duval“, gab er zu, „Sie hatten Recht. Der Anschlag hat stattgefunden ... nur lange bevor ich irgendwelche Maßnahmen ergreifen konnte, um ihn zu verhindern. Ich nehme an, Sie werden mir die Uhrzeit nennen, zu der Sie mir Ihre Informationen gegeben haben ... Es wäre gegen 18 Uhr gewesen, nicht wahr?“

—Fünf Uhr, Punkt— antwortete Duval zuversichtlich.

—Okay, sagen wir, es ist fünf Uhr... Es geschah um sieben Uhr...

—Um halb acht—unterbrach er erneut, aber mit nicht weniger Gelassenheit.

„Woher wissen Sie das?“, fragte der Chef, sichtlich schlecht gelaunt.

„Ich schließe daraus ganz einfach: Ich sollte um halb acht hier eintreffen, da bin ich mir ganz sicher. Ich war schon einmal hier, aber der Arzt war noch nicht zurück. Ich nehme an, er würde nach einer Verwundung nicht lange verweilen, oder, Doktor? Er würde wahrscheinlich Forellen angeln gehen, nicht wahr?“

Ich nickte unbewusst mit einer Kopfbewegung.

—Ich könnte fast sagen, dass das Ereignis nach halb acht stattfand...

Okay, okay ... sagen wir, es ist halb acht. Trotzdem vergingen von fünf bis halb acht zweieinhalb Stunden. Ich versuchte sofort, den Arzt zu erreichen; es gelang mir nicht ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ihre Eskorte?— unterbrach der Chilene und betonte dabei seinen staatsanwaltlichen Tonfall.

—Ja, ich hatte es; ich habe strenge Befehle erteilt... Ich habe mit meinen Männern gesprochen. Sie waren ganz nah dran... sie haben nichts gesehen, absolut nichts. Nur den Arzt, und selbst ihnen ist nichts aufgefallen, was Verdacht erregt hätte...

—Konnten sie den Schuss denn gar nicht hören?

—Ja, sie haben das gehört, aber weder der Arzt noch sonst jemand zeigte Anzeichen von Verletzungen...

Sie glaubten, der Lärm habe einen anderen Grund, daran besteht kein Zweifel.

—Unverständlich; ein Schuss ist erkennbar... selbst mit wenig Erfahrung im Hören von Schüssen.

Wer sind seine Männer?... Barmherzige Schwestern, vielleicht?... Bedauerlich, wirklich bedauerlich; mehr Scharfsinn und Eifer hätten es ermöglicht, den Täter zu fassen... Ich bin sicher, sie wären im Hauptquartier überglücklich gewesen. Wir haben noch immer keinen einzigen Trotzlisten *auf frischer Tat* ertappt ... nur die eigenen Leute sind gefallen. Stellen Sie sich vor, welch großartige Gelegenheit „L'Humanité“ und die französische Presse verpasst haben... Ich stelle mir vor, unser Arzt hätte sich im Handumdrehen in eine prominente Persönlichkeit verwandeln können, in einen russischen Gelehrten, der nach Spanien marschiert, um Typhus oder jede andere Krankheit zu bekämpfen, die unter den loyalen Truppen ausbricht... Vergiftung durch die Trotzlisten selbst... Ich will so eine Idee nicht in den Raum werfen, aber ich glaube nicht, dass sie ihnen im Hauptquartier nicht in den Sinn gekommen ist... Wenn Sie engeren Kontakt zu Ihren Männern gehabt hätten, wenn diese mehr Hingabe, mehr Liebe für die Sache gezeigt hätten...

Der Chef war in einen Sessel gesunken. Seine tiefe Besorgnis war deutlich zu erkennen.

Duvals Worte klangen wie eine ungeheuerliche Anschuldigung, mehr als genug, um einen Schuss in den Hinterkopf zu rechtfertigen. Doch er musste ein vom Kampf gestählter Toter gewesen sein. Sein Zusammenbruch war nur von kurzer Dauer; er stand mit großer Entschlossenheit wieder auf, obwohl sein Gesicht gerötet war.

—Ich glaube, Sie lassen sich von Ihrer lebhaften Fantasie mitreißen, Genosse Duval—er tadelte er ihn sanft, machte aber deutlich, wie viel Mühe es ihn kostete, sich zurückzuhalten.

Betrachten wir die Fakten objektiv...

Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Dann ging sie ins Wohnzimmer und kam mit meinen Kleidern in den Händen zurück. Sie trat an die Lampe neben dem Bett und begann, die Kleider eingehend zu betrachten.

—Hier ist das Einschussloch...; es war in seinem Rücken...

—Interessante Entdeckung—, witzelte Duval.

„Stimmt“, erwiderte der andere. „Aber ... was ist das?“, und er deutete mit dem Finger in die Nähe des Lochs.

—Das ist Abzocke...— antwortete Duval sarkastisch.

—Eine Träne... ja, aber wie ist das passiert?... Er hielt das Kleidungsstück näher ans Licht und zeigte mir diese Stelle —; wie, Doktor...?

"Ich weiß es nicht", sagte ich, nachdem ich die Träne betrachtet hatte, die die Form eines kleinen rechten Winkels, einer Sieben oder einer Vier hatte, "ich weiß nicht, ob ich mich vorher oder nachher irgendwo selbst ertappt habe...

Der Chef zog sich etwas zurück. Zweifellos war er in Gedanken versunken und suchte nach Hinweisen.

„Was meinst du, Genosse Duval? ... Was hältst du von diesem hier?“

—Nichts; ich habe keine Meinung dazu. Zweifellos muss der Arzt in seiner Eile und Verwirrung in etwas verwickelt gewesen sein; im *Taxi*, das er genommen hat, irgendwo, oder wer weiß was...

„Es ist seltsam“, sagte der Chef zu sich selbst, „der Ort ... es ist seltsam; es ist nicht leicht, dort erwisch zu werden ... wenn es auf einem Ärmel wäre, ganz unten ... dann wäre es etwas anderes ... Ich verstehe es nicht.“

Trotz meines Zustands konnte ich die Ironie der Szene nicht übersehen.

Professionelle Killer verhielten sich in diesem Moment wie vollwertige Polizisten.

—Gibt es hier nichts zu trinken?...— fragte der Chef, der zweifellos zum Alkohol griff, um seine geistigen Fähigkeiten wieder in Schwung zu bringen.

Ich deutete ihm an, wo er eine Flasche finden konnte. Er holte sie, nahm das Glas, das ich auf dem kleinen Tisch stehen hatte, und füllte es fast; er wollte es gerade an die Lippen führen, als er mir eine seltsame Frage stellte.

—Könnte es sein?

Es amüsierte mich. Ich hatte wirklich Angst, einen Fehler gemacht und ihm versehentlich eines der für Miller bestimmten Medikamente gegeben zu haben. Ich beruhigte ihn mit einem Lächeln. Und er trank fast den gesamten Inhalt. Dann ging er zu einem Sessel und setzte sich mit meinem Mantel auf den Knien. Er versank in Gedanken. Duval ging rückwärts auf und ab und rauchte unaufhörlich; der Arzt warf immer wieder sehnsüchtige Blicke auf die Cognacflasche; aber ich sah, dass er sich nicht traute, sie anzurühren, zweifellos aus Respekt vor dem Chef, der ihm nichts angeboten hatte. Er musste sehr leiden, denn ich sah, wie er sich immer wieder die Lippen mit der Zunge befeuchtete. Die Stille dehnte sich endlos aus, und ich fühlte mich, als würde mich die Müdigkeit übermannen. Ich weiß nicht genau, wie lange.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die Stille hielt an. Ich muss beinahe bewusstlos gewesen sein, als mich die Stimme des Chefs weckte. Er sprach den Arzt an und bat ihn um etwas. Der Arzt beugte sich über seine Arzttasche und kramte darin. Die Positionen der Gestalten hatten sich verändert. Die Frau, die ich im Schatten gesehen hatte, hielt meinen Mantel auf einem Unterarm und betrachtete ihn aufmerksam durch das Loch. Der Arzt kehrte zu ihr zurück; der Chef beobachtete sie genau. Die Fremde nahm, was der Arzt ihr reichte; sie drehte sich leicht um, hob die Hände gegen das Licht, und ich sah, wie sie mit einer flinken Bewegung einen Faden in eine Nadel einfädelt. Ich fand das Ganze lächerlich; so viel Ernsthaftigkeit und fast Feierlichkeit von dieser jungen Dame, nur um meinen zerrissenen Mantel zu flicken. Aber es ging nicht ums Flickern, ganz im Gegenteil. Sie bog die Nadel – zweifellos aus russischem Stahl – zu einem Haken und reichte dem Chef das Ende des Fadens.

—Reifen—bestellte er auf Russisch.

Die Chefin riss daran; der Haken löste sich und riss einen neuen Riss in meinen armen Mantel. Sie betrachtete ihn aufmerksam, verglich diesen Riss mit dem alten und sagte nur: „Tatsächlich ist er identisch.“

„Was schlagen Sie vor?“, fragte der Chef besorgt.

Duval und der Arzt, die das Manöver kaum bemerkten, näherten sich, um den Riss genauer zu untersuchen. Sie legte ihren Mantel auf einen Stuhl und wandte sich dem Chef zu, sagte aber immer noch kein Wort.

—Nun?...— fragte Duval.

Sie starrte ihn eindringlich an; es herrschte Stille, in der ich mich noch mehr auf diejenige konzentrierte, die in dieser Szene die Hauptrolle eingenommen hatte. Sie war perfekt; ja, genau das war das richtige Wort. In diesem Moment konnte ich sie nicht Zeile für Zeile, Nuance für Nuance analysieren. Über ihrer körperlichen Perfektion, die auf den ersten Blick offensichtlich war, ragte etwas Persönliches, etwas absolut Einzigartiges hervor und verblüffte mich – eine Synthese aus ihrem Blick, ihrer Stimme, ihren Gesten, ihren Bewegungen; der ultimative Ausdruck, und doch unaussprechlich ... Ich, ich weiß nicht warum, konnte niemanden mehr ansehen außer sie. All das, so komplex, nahm ich wahr wie im Licht eines Blitzes; genau, wie ein Blitz, denn so hatte ich sie immer gesehen und würde sie noch oft sehen, wie im bläulichen Licht eines Blitzes aus einem unsichtbaren Gewitter; unwirklich und doch lebendig; nah und doch unerreichbar; Engel und doch Frau, das heißt, letztlich ein Dämon.

Ich spreche, nuanciert in jedem Buchstaben:

"Versteht du es denn nicht? ... Sagt dir das denn gar nichts?"

In diesem Moment war sie die Sibylle, nur in Gestalt einer Tanagra-Figur. Sie zeigte mir erneut meinen Mantel, deutete auf die zwei Risse und wandte sich an Duval: „Es ist doch völlig klar! ... Ich bin überrascht, dass gerade Sie es nicht sehen. Nein, lächeln Sie nicht.“

Duval hörte auf zu lächeln. Sein Blick traf ihren; sie prallten aufeinander, doch keiner ihrer Blicke wich zurück. Es war, als durchbohrten die Kugeln ihrer Blicke einander im Gehirn. Er sprach zuerst; doch es war nur eine Silbe: „Sag es.“

—Der Arzt wurde "erwischt"... das ist doch offensichtlich.

Der absolute Kontrast zwischen der Spannung und sogar der Dramatik der Reaktionen und der Absurdität, mich selbst in einen Thunfisch verwandelt zu sehen... brachte mich fast zum Lachen; aber ich weiß nicht, was mich davon abgehalten hat.

—Meinen Sie, Genosse, dass es mit einem „Haken“ geschah?—, warf der Chef ein; ich glaube, Sie haben Recht; ehrlich gesagt, war mir das nicht in den Sinn gekommen.

„Großartige Einsicht!“, schmeichelte der Arzt. „Mir war das auch nicht in den Sinn gekommen, und jetzt erscheint es mir so offensichtlich. Gut durchdacht!“

Der Chef schien zufrieden.

—Ich glaube, es ist noch Zeit, den Beweis zu finden. Ja, ich werde meine Leute sofort losschicken.

Sie müssen den Ort gut kennen, selbst nachts. Ich glaube nicht, dass sie das „Gerät“ hätten entfernen können ... Sie werden sich nicht dorthin trauen, sie kennen uns ja schon ... – und wandte sich an mich und fragte: „Hast du niemanden auf dich zukommen sehen? ... Erwinnere dich gut.“

„Nein, ich habe niemanden gesehen“, antwortete ich, „und ich habe nach dem Schuss genau hingesehen. Vielleicht versteckte sich der Täter hinter einem Baum oder einer Pflanze ...“

—Nein, Sie haben mich falsch verstanden — korrigierte er sich —; ich wollte wissen, ob Sie vor der Aufnahme bemerkt haben, dass sich Ihnen jemand genähert hat; erinnern Sie sich gut...

—Ich war die ganze Zeit allein... oder besser gesagt, nicht ganz: Eine Dame, die einen kleinen Hund trug, saß ein paar Minuten lang auf derselben Bank...; aber das geschah lange vor der Explosion; als sie schossen, muss sie sehr weit weg gewesen sein.

„Nun, sie war es“, erklärte der Chef selbstsicher.

Aber ich sagte ihr – ich argumentierte –, dass sie gegangen sei und ich sie nie wieder gesehen hätte.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Auch ihr Schoßhündchen nicht. Ich wäre überrascht gewesen, sie nach ihrer Verwundung wiederzusehen. Ich kann nicht verstehen, wie eine elegante Dame, insbesondere eine mit Hund, wahllos auf jeden schießen kann, ohne dabei Aufsehen zu erregen. Entschuldigen Sie, aber das erscheint mir absurd.

—Nun, das war es nicht, Doktor; seien Sie versichert, sie war es. Hat sie es denn nicht bemerkt, als er ihren Rücken berührte?

„Absolut nicht“, verneinte ich, „er hat mich nicht berührt. Aber wen kümmert's?“

—Was waren seine besonderen Merkmale?... Wie sah er aus?...

—Nun ja, ich weiß es nicht genau; eine von vielen..., groß, ja, sie war groß; kräftig, aber nicht dick.

—Blond, brünett?... Welche Farbe haben ihre Augen?...— fragte er mich hastig.

"Nun ja, ich weiß es nicht. Ich habe ihre Augen nicht aus der Nähe gesehen; ich erinnere mich nicht an ihre Haare, vielleicht waren sie dunkel..."

Es roch großartig.

—Hat sie es getragen?...

„Sie trug prächtige Pelze, die über ihre Schultern hingen und deren Enden ihr den Rücken hinabhiengen und ihr Gesicht teilweise verdeckten ...“ „Natürlich!“,

unterbrach sie ihn. „Erzählen Sie weiter ...“

—Ein schief aufgesetzter Hut; ein Hut wie viele andere, ähnlich dem der Männer, mit herabhängender Krempe...

—Und wird es natürlich auch vertuscht?...

Ich erkannte das Detail.

„Eine Frau aus dem Norden, wenn man den Typ betrachtet...“, deutete Duval an.

—Tatsächlich — stimmte der Chef zu. —Und Sie erinnern sich an nichts anderes über sie?

—Ja, ihr Parfüm; etwas Exquisites, das versichere ich Ihnen... Ich wollte mich schon zwei- oder dreimal genau hier daran erinnern — sagte ich ihr —; aber es muss eine Einbildung gewesen sein; jetzt unmöglich, mit dem Geruch von Jod.

Ah!... Ihre Schuhe waren aus einem besonderen Leder, sie sahen aus wie Reptilienhaut, mit schwarzen und grauen Schuppen...

Der Hund war klein, sehr hässlich, schwarz, mit einer Art kleinem Bart auf der Schnauze. Frag mich nicht mehr, mehr weiß ich nicht mehr. Aber... was kannst du dir erklären?... Ich habe dir doch schon gesagt, dass die Dame inzwischen mehrere Kilometer entfernt sein muss.

—Und das wäre ich auch; da haben Sie völlig recht; aber sie war es, die ihn verletzt hat...

"Absurd!", konnte ich nicht anders, als auszurufen; aber ich bemerkte, dass keiner von ihnen mir Beachtung schenkte.

—Sehr gut. Ich werde versuchen, die Waffe zurückzuholen... Erkläre es ihm, Duval.

Nachdem er das gesagt hatte, nahm er seinen Mantel und ging. Ich war müde, doch meine Neugier trieb mich an, den Chilenen um eine Erklärung zu bitten. Gerade als er sie geben wollte, schnappte sich der Arzt, ohne zu fragen, die Flasche und marschierte mit seiner Beute in den kleinen Salon; er musste furchtbar durstig gewesen sein. Er kam erst zurück, als Duval ihn rief. Inzwischen erzählte mir Duval alles. Die Prozedur, mit der sie mich verwundet hatten, war der GPU bekannt, und er erklärte sie mir ausführlich. Ich glaube, ich kann seinen Bericht wiedergeben.

„Seien Sie nicht überrascht, Doktor“, begann er, „dass – angesichts der Entfernung zu Ihrer Feindin – sagen wir, sie war es, die Ihnen die Wunde zugefügt hat. Diese Frau kam auf Sie zu, nicht wahr? ... Nun, in den Augenblicken, in denen sie an Ihrer Seite blieb, stach sie Ihnen einfach einen kleinen Haken, eine Art Angelhaken, in den Rücken. Deshalb sagten wir, Sie seien ‚gefangen‘ worden. Der Haken ist an einer dünnen, starken Schnur befestigt. Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, dass sie, bevor sie sich neben Sie setzte, hinter Ihnen im Freien auf und ab ging ... Offensichtlich hat der kleine Hund mit seinem Herumrennen diese Manöver erleichtert. Sie muss die Waffe – nennen wir sie so, damit Sie es verstehen – hinter Ihrem Rücken platziert haben, irgendwo befestigt: an einer Pflanze, an der Lehne der Bank, auf der Sie saßen, zum Beispiel. Und dann ging sie.“

Dann hast du dich selbst erschossen... Verstehst du es immer noch nicht?

Kontinuierlich:

Bedenken Sie, dass der Haken an der Schnur gezogen hat, die Schnur wiederum die Waffe gezogen und so den Schuss ausgelöst hat. Es handelt sich um eine Spezialwaffe, eine vereinfachte Pistole mit einem einzelnen Lauf, ohne Griff und Magazine, da sie nur ein Projektil abfeuert. Sie ähnelt einer Aspirin-Tube. An ihrem unteren Ende befindet sich ein Haken, der als Abzug dient und mit dem die Tube an einem festen Punkt befestigt wird. Die Angelschnur wird an der Stelle befestigt, an der sich bei normalen Waffen die Visierung befindet. Wie bereits erwähnt, endet die Schnur im Haken, der sich in der Kleidung des Opfers verfängt. Sobald dies geschehen ist, verschwindet der Mörder schnell; er muss nichts weiter tun. Das Opfer steht, wie Sie schon sagten, auf, zieht an der Schnur, diese spannt sich und zieht die Pistole an, die, noch nicht feuernd, auf ihrem Abzug schwingt, bis sie sich in einer Position befindet, in der die Schusslinie mit der gespannten Angelschnur übereinstimmt. Sobald die Schusslinie der Waffe und das Seil übereinstimmen, bewirkt die vom Opfer auf den „Anvisierungspunkt“ ausgeübte Zugkraft, dass sich der Haken löst.

Der Abzug gibt nach, und der Schuss löst sich. Die Kugel, deren Flugbahn mit der straff gespannten Angelschnur übereinstimmt, trifft ihr Ziel genau dort, wo der Haken sie erfasst. Somit zielt und schießt das Opfer selbst auf sich. Diese Erfindung ist genial ... Natürlich ist sie nicht perfekt, solange man noch lebt. Es besteht das Problem, dass sich das Ziel bewegen könnte, dass seine Ebene nicht exakt mit der Linie der Angelschnur und der Kugel übereinstimmt; das heißt, dass es sich leicht drehen könnte und der Einschlag schräg erfolgen könnte, wie es Ihnen zweifellos schon passiert ist ... Ideal wäre es, den „Haken“ im Kopf zu verankern; so wäre der Schuss im Nacken – und er zeigte auf die Stelle – unfehlbar und tödlich ... Wir haben dort einige sehr merkwürdige Experimente durchgeführt: Von zehn Personen starben neun fast augenblicklich. Bei Frauen könnte man versuchen, den Haken in ihr langes, hochgestecktes Haar zu haken; Der Anteil der Tiere, die dabei getötet würden, ist jedoch sehr gering, daher ist diese Methode nicht besonders effektiv. Abgesehen vom erhöhten Risiko des „Fischens“...

Damit endete seine wissenschaftliche Erklärung. Er verhielt sich genau so, als hätte er mir die Funktionsweise eines Rasiermessers erklärt. Er holte sein goldenes Zigarettenetui mit der Emaille-Inschrift hervor, bot es mir geöffnet an, ich lehnte ab, und er nahm eine Zigarette, zündete sie an, rauchte genüsslich und blies den Rauch dann mit der Trotzreaktion eines *Snobs nach oben*.

„Äh... Verzeihen Sie, Genosse... Eine Zigarette?“ Und er reichte ihr mit Feingefühl sein Zigarettenetui, als wäre sie eine Herzogin; sie nahm schweigend eine; Duval zündete sie besorgt an und entschuldigte sich erneut: „Ich habe Sie nicht gewarnt; ich dachte, Sie wären mit dem Chef gegangen...“

—Nein, Genosse; ich habe Ihnen zugehört...

—Hast du zugehört?... Nichts Neues von dir; du gehörst zu den seltenen Frauen, die zuhören können...

Ich konnte nicht erkennen, ob Duvals Worte Ironie oder Lob enthielten. Er besaß die seltene Gabe, einem Satz, ja sogar einem einzelnen Wort, zwei oder gar drei unterschiedliche Nuancen zu verleihen.

Etwas Ungeschriebenes, aber für jeden, der es hörte, sehr deutlich wahrnehmbar.

„Fühlst du dich unwohl?“, fragte er. Ich schwöre, er hat mich verhöhnt. „Brauchst du etwas?“

„Das Thermometer ist irgendwo hier“, flehte ich. Als sie es mir anlegte, fuhr er mit seinem Gespräch fort.

—Sie fragen sich vielleicht, Doktor, wie unser Genosse das Verfahren entdecken konnte...

Nichts könnte einfacher sein: Das Opfer, ob tödlich verwundet oder nicht, gibt einen kräftigen Ruck, stark genug, um den Stoff seiner Kleidung zu zerreißen und den „Haken“ freizugeben. Das ist vorteilhaft, denn da die Leine plötzlich nicht mehr straff ist, schnellst ihr Ende mehrere Meter von der Stelle entfernt, an der die verwundete Person fallen könnte. Wenn es die Umstände erlauben, kann einer unserer Männer – niemals derselbe, der zuerst gehandelt hat – die Waffe sogar unbemerkt zurückziehen. Nur der Riss in der Kleidung bleibt zurück, und selbst dieser kann so perfekt mit dem Einschussloch übereinstimmen, dass er unbemerkt bleibt. Sie werden mir zustimmen, Doktor, dass das Verfahren raffiniert und äußerst effektiv ist. Vor allem verhindert es, auf *frischer Tat ertappt zu werden*; es gibt keine Möglichkeit, Beweise zu sichern. Das ist sehr wichtig in diesen Ländern der „bürgerlichen Justiz“, deren Gerichte physische Beweise für eine Verurteilung verlangen. Ich habe keinen Zweifel daran, dass die Idee noch perfektioniert werden wird. Ich hoffe, der Tag wird kommen, an dem die Waffe mit ultrakurzen Wellen, fotografisch oder durch ein anderes, moderneres Verfahren abgefeuert werden kann, das noch mehr Sicherheit und Straffreiheit bietet. Ich bin etwas skeptischer, was ihre Tödlichkeit angeht ... aber – er brach ab – mal sehen, wie heiß sie ist ...

Ich nahm das Thermometer heraus, und er nahm es mir sofort ab; er hielt es gegen das Licht und las ab:

—Achtunddreißig, drei... Was meinst du?

—Das spielt keine Rolle; noch nicht— antwortete ich.

„Ich bin froh... Es wird wohl nicht mehr lange dauern... Ich freue mich für Sie und auch für mich selbst; ich hatte bereits eine sehr reizvolle Aufgabe übernommen... (Verzeihen Sie, nicht, dass Ihre Gesellschaft nicht reizvoll wäre, Doktor), als Ihr Unfall passierte, und ich wurde beauftragt, mich um Sie zu kümmern... Ihr Leben muss für eine hochrangige Person von großem Wert sein, wie ich sehe... Nein, sagen Sie mir nichts! Ich werde nicht fragen; ich denke nur nach...“ Er sprach mechanisch, als ob er an etwas anderes dachte; plötzlich erstrahlte sein Gesicht in einem energischen und fröhlichen Licht. „Ich hab's!... Wie konnte ich nur nicht vorher daran denken!... Unser kastilisches Sprichwort stimmt: ‚Der Spanier denkt gut, aber spät‘...“

Er verharrte einen Moment lang, als ob er mit sich selbst sprach, während er mit den Fingern, die die Zigarette hielten, „überlegte“.

—Gibt es etwas über den Autor?...— fragte ich neugierig.

—Nein, so etwas ist es nicht ... Und Sie selbst haben die Idee angestoßen; oder besser gesagt, Ihr jetziger Beruf: „Chemiker im Dienste des NKWD“ ... Verstehen Sie? ... Nein? ... Sie, ein Chemiker im Dienste des NKWD; die „Chemie“ ebenfalls in dessen Dienst ... und das ist nichts weiter als ein logischer Schritt, vom Abstrakten zum Konkreten, vom Allgemeinen zum Besonderen: „Chemie im Dienste der Waffe“ ... Warum nicht die Kugel vergiften? ... Warum?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Warum nicht ein kleineres Geschoss abfeuern, einen vergifteten Pfeil? Selbst die kleinste Wunde, eine geringe Dosis Gift, gerade genug ... Glauben Sie nicht, die tödliche Wirkung wäre unfehlbar? ... Stellen Sie sich vor, was jetzt mit Ihnen geschehen würde, das Gift löst sich langsam, aber sicher in der Wunde auf, ohne dass jemand etwas merkt ... Glauben Sie nicht? Ich bin sicher, Ihnen sind bereits ein halbes Dutzend giftiger und wirksamer Mittel eingefallen ... Nicht wahr? ... Doktor, schlagen Sie eines vor ...

Sie sah mich mit seltsamen Augen an; ihre Pupillen waren grau und glänzend wie Stahl...; sie wirkten wie zwei Kugeln, die darauf warteten, meine Stirn zu durchbohren; zwei „kleine, vergiftete Pfeile“. Ich konnte sie nicht festhalten; ich wandte den Kopf ab und hob sogar mit der Hand die Bettdecke an.

„Geht es Ihnen schlechter?“, fragte er und kam schnell und besorgt näher. Ich meinte jedoch, einen Hauch von heiterer Ironie in seiner Frage zu erkennen; als ob er sich darüber amüsierte. Ich musste verneinen.

Sie strich die Bettdecke glatt, die beim Umdrehen etwas verrutscht war. „Aber was ist mit dem Arzt? Wo mag er nur sein?“, fragte sie sich laut und ging zur Zimmertür; einen Moment später kam sie zurück. „Er schläft wie ein Baby; die Flasche muss ganz leer sein.“

„Stört es dich, dass ich rede?... Wenn du schlafen oder dich eine Weile ausruhen willst, kann ich in den anderen Raum gehen... natürlich gegen Befehl; ich bin für dein Leben verantwortlich... und wer weiß; Attentäter können durch die Wände schlüpfen...“

—Ich bitte Sie inständig, nicht zu gehen; mir geht es einigermaßen gut—wenn ich in diesem Moment wirklich Angst vor ihm hatte, so hatte ich viel mehr Angst davor, ihn nicht zu sehen, nein; seine Stimme nicht wahrzunehmen; es schien mir sogar viel gefährlicher, ich weiß nicht warum, aus der Ferne, wo ich nicht wissen konnte, wem er sich hingab.

„Ich werde schweigen, falls ich dich störe“, deutete er an.

—Sprich, sprich, ich flehe dich an..., ich bin weder schläfrig noch müde.

—Ich wälze meine Ideen immer wieder hin und her; eine große Sache... Ah!... Ich hatte Sie vorhin gebeten, einen Stoff vorzuschlagen... Fällt Ihnen denn gar nichts ein?... Ich muss einen Bericht für die Zentrale schreiben, in dem ich Verbesserungen vorschlage; es wäre besser, wenn ich ihnen auch die geeignetsten Mittel zur Rauschmittelbeeinflussung zukommen ließe... Am besten wären originelle, wenig bekannte Mittel... Finden Sie nicht auch? Je unbekannter das Produkt, desto mehr Arbeit für die bürgerlichen Gerichtsmediziner. Mehr Drama. Ich bin eine Drama-Queen, wie Sie wissen... Ich weiß, ich habe kein Recht, Ihre Wissenschaft zu nutzen, aber, verzeihen Sie mir, es würde mir die Möglichkeit geben, meine Eitelkeit vor diesen Leuten dort zu befriedigen... Es gibt sicher viele Chemiker in Moskau, aber ich möchte alles selbst komplett und perfekt einsenden... Professionelle Eitelkeit, Sie werden es sicher verstehen, nicht wahr?... Am Ende, wenn Sie mir nichts sagen, werden Ihnen andere dort ihre technische Hilfe anbieten; Vielleicht Sie selbst, wenn Sie dazu aufgefordert würden... Natürlich... wenn Sie auch Ihre berufliche Eitelkeit haben oder sich bei Ihren Vorgesetzten einschmeicheln wollen... Ich verstehe das vollkommen und verzichte darauf, Sie um einen solchen Gefallen zu bitten... Behalten Sie Ihr Gift für sich.

Dieser Mann hat mich verblüfft. Allein schon angesichts meines Zustands, Eine dumpfe, aber dennoch intensive Aufregung, die die Wunde in mir auslöste, und vor allem war ich in der Lage, eine Antwort zu finden.

—Die Waffe meiner Wissenschaft ist meine Waffe, aber nur bis zu einem gewissen Grad, da nur der proletarische Staat das Recht hat, mich damit zu mobilisieren. Findest du das nicht richtig?...

—Offensichtlich... von vollkommener proletarischer Integrität. Ich gratuliere Ihnen, Doktor. Sie haben bewiesen, und Sie beweisen es mir jetzt erneut, dass Sie trotz Ihrer konterrevolutionären Vergangenheit ungeahnte Perfektion in Ihrem... sagen wir, proletarischen Gewissen erreichen; ich gratuliere Ihnen, Doktor; aufrichtig gratuliere ich Ihnen; ich wage es beinahe, Ihnen eine große Zukunft im NKWD vorauszusagen; Männer Ihres Kalibers, die wie Sie kleinbürgerliche ethische Vorurteile überwinden können, um das sowjetische Vaterland zu verteidigen, sind rar. Diese beiden Werte zusammen werden Ihnen eine große Zukunft sichern. Es sei denn... es sei denn, eine Kugel, diesmal vielleicht vergiftet, beendet Ihre glänzende Karriere vorzeitig... Alles ist möglich; ich weiß nicht, welche Motive die trotzkistischen Schlangen haben, Sie so heftig zu hassen; ich habe heute erfahren, dass sie etwas gegen Sie beschlossen haben, und ich bin sofort losgeeilt, um es dem Verantwortlichen für Ihre Sicherheit, dem Chef hier, zu sagen; Leider tat er nichts, oder konnte nichts tun ... – hier brach er ab. „Konnte nichts tun?“, fragte er sich laut. „Oder vielleicht er auch nicht ...“ – und er sprach nicht weiter. Dann begann er schweigend auf und ab zu gehen. Da ich sein Schweigen nicht ertragen konnte, fragte ich ihn: „Und halten Sie die Drohung gegen mich für ernst?“

—Ich darf es Ihnen nicht verheimlichen; ja, es ist sehr ernst... Wie Genosse Stalin kürzlich sagte, sind Trotzkisten, Spione, Saboteure und Kriminelle im gesamten Apparat verseucht.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sowjet. Wer hat behauptet, Sie seien in Paris gewesen?... Wer ist Ihnen gefolgt?... Wer hat die erste günstige Gelegenheit genutzt, Sie zu verwunden?... Außerdem sind wir die Einzigen, die diese Waffe dort herstellen; wir wissen genau, wie viele im Einsatz sind und wem sie zugeteilt sind; wir werden herausfinden, woher sie stammt; es wäre außergewöhnlich, wenn eine Waffe, die einem als loyal geltenden Mann zugeteilt war, benutzt worden wäre... Ich denke, das wird eine Geschichte werden. Wir werden sehen, was später vom Hauptquartier gesagt wird.

—Also...—warf ich ein—, ist die Gefahr, in der ich mich befinde, konstant und groß?

„Selbstverständlich, ich verheimliche es Ihnen nicht. Aber Sie müssen mitwirken, um dies zu verhindern. Ich versichere Ihnen, dass Ihnen unter meiner Obhut kaum etwas zustoßen wird. Sie können beruhigt sein. Andererseits muss ich Ihnen vorschlagen, den gefährlichsten Ort vorerst zu verlassen. Sie müssen aus Frankreich herausgebracht werden, aus diesem Nest der Trotzlisten. Selbst unsere Verbündeten in der Volksfront – dieser Blum, dieser Dormoy und so viele andere – sind eng mit Sedow, Suwarin und dem ganzen trotzkistischen Gesindel befreundet. Sie sind bestens positioniert, um zu handeln; sie müssen, wie in Ihrem Fall, nur den Schein wahren, damit niemand sie mit Beweisen beschuldigen kann. Außerdem hätten sie, wären Sie geblieben und von den polizeilichen Ermittlungen unterstützt worden, eine Kampagne gestartet, die den Mord dem Verbrechen der ‚Rue Grenelle‘ zuschreibt... Jedenfalls warte ich auf die Ankunft des Chefs, den Sie in der Botschaft getroffen haben, um ihm den Vorschlag zu unterbreiten. Er wurde heute erwartet.“ Ich denke, Sie werden mir in Bezug auf seine Reise zustimmen, denn welchen Grund hat er, in Paris zu bleiben? Im Moment können Sie nicht handeln; Sie müssen die Angelegenheit Miller verschieben, bis er sich erholt hat. Und außerdem Sie! Wir müssen Sie röntgen lassen, die Kugel entfernen... Und all das sollte nicht hier geschehen; es würde Verdacht auf Sie und alle anderen lenken. Ich habe eine Idee, die all diese Probleme lösen wird...; ich möchte nur, dass sie so schnell wie möglich umgesetzt wird.

—Zurück nach Russland?— fragte ich beinahe freudig, denn die Vorstellung, meine Familie wiederzusehen, erfüllte meine Seele von Pol zu Pol.

—Nicht ganz nach Russland; aber im Grunde genommen fast, fast...—und es hat mich genauso zweifeln lassen, oder sogar noch mehr, als zuvor.

Er verstummte wieder. Ich beobachtete ihn und versuchte, die Gedanken zu ergründen, die sich unter seiner glatten Stirn abspielten. Keine einzige Falte verrät ihn, doch als würden elektrische Funken in seinen Hirnwindungen zucken, entwich manchmal einer mit einem bläulichen Blitz aus seinen magnetischen Pupillen. War das der Mann, der versucht hatte, mich zu töten, der mich nun mit seiner Ironie quälte und mich doch faszinierte?

Ich fühlte mich von einer Art sanfter, schwindelerregender Neurose überwältigt, von der betörenden Anziehungskraft des Abgrunds, die wohl die Legende der Sirenen inspiriert hatte. Die Erinnerung an jene Nacht der „Vertraulichkeiten“ mit all ihrem zynischen Verrat ließ mich nicht los. Warum wollte er mich töten? Warum hasste er mich? Weil ich nicht in seine Falle getappt war?

Meine Gedanken wurden jäh unterbrochen, als er ausrief: „He, hör auf zu schnarchen!“, rief er dem Arzt zu, der im Nebenzimmer lag. Ich hörte, wie er sich bewegte, die Couch knarrte, er gähnte und sich räusperte. Dann wies ihn der Chilene an und ging zurück in mein Zimmer.

„Es ist schon zehn Uhr“, sagte sie zu mir. „Unser Mann ist noch nicht zurück, und ich habe noch nicht zu Abend gegessen. Ich verhungere. Wenn er zurück wäre, könnte ich gehen, wenn auch nur kurz; ich habe seinen Kollegen losgeschickt, um etwas zu besorgen. Wir essen hier, falls du überhaupt essen kannst, was du ja wissen musst. Was für ein Ärgernis! ... Weißt du, dass ich Besuch hatte? ... Wann rasten die Trotzlisten endlich aus?!“

Der Arzt kehrte kurz darauf zurück, und nicht lange danach wurde das Abendessen serviert, das ein Kellner im Arbeitszimmer abstellte. Niemand aus dem Hotel hatte mich gesehen; ich war unter meinen GPU-Kollegen isoliert, als wäre die Außenwelt erneut für immer verschwunden. Sie ließen mir den kleinen Tisch bis zur Tür bringen, und ich hörte sie wortlos essen.

Ich fiel in einen schläfrigen Zustand, und als sie mich weckten, brach gerade das Licht eines neuen Tages an.

Drei Männer saßen an meinem Bett: Duval, der mich geweckt hatte, und die beiden Anführer. Der erste, düster und stirnrunzelnd, war fort – ich spürte nichts von der Euphorie und dem überschwänglichen Optimismus des ersten Tages, obwohl er sich um einen freundlichen Ton bemühte: „Es tut mir sehr leid, Genosse, wegen Ihres Angriffs; es ist eine Kriegswunde; ich bin sicher, sie wird als solche betrachtet und belohnt werden. Wehe ihnen! Es ist eine proletarische Ehre, Ziel trotzkistischer Kugeln zu sein; aber es ist auch wichtig, die Bande verräterischer Mörder zu zerschlagen.“

Sie werden dafür bezahlen. Ich weiß, wer sie sind – und er betonte das Wort mit solcher Wucht, als hätte er ihnen den Dolch in den Leib gerammt. Unser Kamerad, der ihre Drohung beinahe erahnt hat, wird an ihrer Seite Wache halten und sie keinen Augenblick aus den Augen verlieren; doch jetzt geht es ums Handeln, darum, die Gefahr der Wunde abzuwenden. Seien Sie versichert, dass alles Menschenmögliche getan wird ... Glauben Sie, Sie können zehn oder zwölf Stunden warten, bis die Kugel ohne weiteres Aufhebens entfernt ist?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Komplikation?

Ich antwortete, dass ich es nicht wisse, dass es sicherer wäre, sofort zu handeln; falls aber abwarten müsse, solle ich geröntgt werden, zumindest um die Lage der Kugel festzustellen. Als ich aufwachte, bemerkte ich, dass die linke Seite meines Halses taub, schmerzhaft und fast gelähmt war.

—Könnten Sie eine kurze Reise unternehmen? Sechs oder sieben Stunden, in vollem Komfort... Zu einer bestens ausgestatteten Klinik mit guten Ärzten und sogar hübschen Krankenschwestern! Nicht wahr, Doktor?

Ich dachte nach. Meine Kugel musste irgendwo zwischen meinen Rippen stecken. Nichts Lebenswichtiges war getroffen worden. Es gab keine Anzeichen einer Infektion. Und eine angenehme Fahrt zu einer guten Klinik...

—Ja, ich denke, ich schaffe das. Aber ich würde gerne ein paar Ampullen für die Reise mitnehmen: Koffein, ein Blutgerinnungsmittel...

—Sie werden meinen Erste-Hilfe-Kasten mitnehmen— bot der Arzt an.

—Dann lasst uns handeln — sagte der „Eins“ —. Du, verbinde sein Gesicht — befahl er dem Arzt —; geh in den anderen Raum und sag dem Kameraden, er soll gehen; natürlich ohne Verband, und nicht wiederkommen.

Die Nummer zwei verließ mein Zimmer

—Genosse, bitte sie, die Arztrechnung vorzubereiten, und bezahle sie dann... Ah!..., geh nach draußen zu einem Telefon und lass den Krankenwagen am vereinbarten Ort positionieren.

Duval sprang hervor. Ich, der das Rätsel nicht verstand, starrte den Mann an, der mir einen Moment lang wie Napoleon bei Austerlitz vorkam. Inzwischen hatte der Tscheka-Arzt meinen Kopf und einen Teil meines Gesichts verbunden, sodass ich wie eine Maske aussah.

—Wenn sie mich schon irgendwohin bringen wollen—, dann sollten sie , Es wäre praktisch, sich einen zu besorgen. es auch anziehen, den Verband wechseln und ihn gut anpassen.

—Perfekt—, stimmte der Chef zu—; selbstverständlich wird die Reise schnell und komfortabel sein; er wird mit dem Flugzeug reisen...

—Zur Union?...

—Nach Spanien.

Ich war verwirrt, stellte aber keine weiteren Fragen. Der Häuptling ging hinaus, um in dem kleinen Salon seine Zigarre zu rauchen; der Arzt hatte unterdessen mit seiner üblichen Ungeschicklichkeit die Verbände angelegt und meine Toilette gewechselt. Die Bewegungen waren nicht allzu schmerzhaft; mein Puls war gleichmäßig; die Wundränder sahen, laut diesem Barbaren, normal aus; nur meine linke Seite war empfindlicher und weniger beweglich als sie sein sollte.

Kein einziger Husten. Das alles beruhigte mich. Mir wurde ein fester Verband angelegt, und ich durfte die Reise antreten. Ich fand es immer noch merkwürdig, dass dieser Mörder auf meine Anweisung hin als meine „hübsche Krankenschwester“ fungierte. Wir waren gerade fertig, als die Trenntür aufschwang. Zwei Männer in OP-Kleidung kamen herein, eine Trage tragend.

Ein anderer Mann in einem sauberen, jungen weißen Kittel kam hinter mir herein, wirkte völlig harmlos und fragte den Chef etwas auf Russisch. Ich hörte ihn antworten: „Nein. Er ist ein Genosse; er wird mit größter Sorgfalt und Rücksichtnahme behandelt; außerdem ist er Arzt.“ Der Mann im weißen Kittel und ein Träger hoben mich vorsichtig in ihre Arme. Ich war dankbar, sowohl Arzt als auch Genosse zu sein. Sie legten mich auf die Trage, und bevor wir losfuhren, nahm der Chef liebevoll meine Hand.

"Brauchst du etwas, Genosse? Nur Mut; sie werden dich noch vor Einbruch der Dunkelheit perfekt operieren. Bis bald, Genosse."

Er drückte meine Hand fester und ließ den Vorhang selbst herunter. Dann hörte ich seine Stimme: „Komm, lass uns gehen.“ Ich spürte, wie ich erst hochgehoben und dann getragen wurde. Türen öffneten und schlossen sich. Dann die Stimme „meiner Tochter“ neben mir. Es war seltsam, dass ich die Rolle spielte, die Miller vorbehalten war. Autolärm und Menschen, für einen Moment.

Ich werde hochgehoben, eine kleine Tür schließt sich zu meinen Füßen, und der Wagen startet. Eine Hand hebt den Vorhang. „Wie geht es Ihnen, Doktor?“ Sie war es, die die Rolle der „Tochter“ perfekt spielte. Nach einer Weile sagte sie selbst zu mir: „Wir sind da!“ Der Wagen hält. Draußen ist ein Stimmengewirr zu hören; dann, ein kurzes Stück entfernt, verstummt der Motor. Dann öffnen sich die Türen; bald darauf ist ein dumpfes, lautes Summen ganz in der Nähe zu hören. Sie ziehen die Trage heraus; sie heben mich wieder hoch.

Sie halten etwas fest und lassen mich endlich in Ruhe. Doch das Summen ist nun ein Wirbelwind aus dröhnenden, gewaltigen Motorengeräuschen. Schritte hallen hin und her durch den leeren Raum.

Es ist mein erster Flug, und ich bin total aufgeregt. Der Sturm heult noch immer; alles gerät in Bewegung. Wieder der Ruck beim Rollen, und dann ... Stille, Ruhe inmitten eines ohrenbetäubenden Lärms, der langsam eintönig wird.

Sie heben den Vorhang und Duval ruft mir zu: „Wir fliegen, Doktor! Wir sind im Himmel! Es lebe der Luftdruck!“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

**Ich für meinen Teil
denke: Solange es in Spanien Röntgenaufnahmen gibt!
Hunger, Lärm, Schwäche, Sorgen lassen mich einschlafen... Das Zeitgefühl verschwindet in mir.**

XIII

MADRID

Ich hatte einen sehr unangenehmen Schmerz in den Ohren. Ich hob den Vorhang über der Untersuchungs- und streckte meinen freien Arm aus. Sie kam sofort, aber ich hatte keine Zeit, sie etwas zu fragen. Ein Ruck, gefolgt von sanfteren, erschütterte das Gerät. Duval rief mir zu: „Barcelona!“ und noch etwas, das ich nicht verstand; der Lärm der Motoren schien lauter geworden und war deutlich unregelmäßiger. Nach Rucken und Schütteln hörte es schließlich auf. Die Erleichterung war unbeschreiblich. Meine Ohrenschmerzen hielten jedoch an.

Das war nicht unser endgültiges Ziel, aber wir würden dort eine Weile Halt machen. Vorsichtshalber hatten sie per Funk ein Feldlazarett angefordert, das auf dem Flugfeld stationiert werden sollte. Er fragte mich, ob es ratsam sei, meine Wunde untersuchen zu lassen; sofern sie nicht zu besorgniserregend sei, zog er es vor, weiter nach Madrid zu fliegen, wo für Operationen maximale Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden. Das waren seine Anweisungen, und ich wollte sie so gut wie möglich befolgen. „Dieser Teil Spaniens“, sagte er wörtlich, „ist eine Hochburg der Trotzkisten.“ Er entfernte sich kurz von mir; er musste aus dem Flugzeug ausgestiegen und in Begleitung anderer zurückgekehrt sein, die ein widerliches, harsches und ausweichendes Französisch sprachen. Sie würden mich zum Flughafen bringen. Tatsächlich brachten sie vorsichtig die Trage heraus, und ich spürte, wie ich getragen wurde. Eine Gruppe Männer marschierte um mich herum. Als sie die Vorhänge zurückzogen, befand ich mich in einem kleinen, weißen Raum mit Büromöbeln, Fliegetrophäen und Fotografien und ... dem bekannten Stich von Lenin und Stalin. Zwei Männer beugten sich über mich; das mussten die Ärzte sein. Ein Mann tastete meinen Puls, ein anderer legte mir ein Thermometer unter den Arm. Duval war ganz nah, seine Augen auf mich gerichtet. Ein dritter Arzt, der wohl einer von ihnen war, kam herein; hinter ihm ein weiterer sonderbarer Kerl: kräftig, stämmig, unrasiert, in einer Art kurzer, brauner Lederjacke, die von einem Gürtel gehalten wurde, an dem zwei riesige Pistolen hingen; seine kriegerische Kleidung wurde durch eine schwarze Ledermütze mit spitz zulaufendem Vorder- und Hinterkopf und einem sowjetischen roten Stern vervollständigt; seine Stiefel mit den dicken Sohlen knarrten unangenehm. Er sprach laut mit Duval und schien ihm zu versichern, dass auf dem Gelände Frieden herrschen würde.

Die Ärzte befanden meinen Zustand für völlig normal. Sie hielten eine Operation nicht für dringend. Ich konnte beruhigt noch ein paar Stunden warten. Sie untersuchten lediglich die Wunde und wechselten den Verband. Danach fühlte ich mich deutlich besser.

Ich fühlte mich besser. Vor allem wohler. Duval war immer noch ganz auf den Mann mit den Pistolen fixiert; er beachtete mich überhaupt nicht. Ich nahm an – und irrte mich –, dass wir nach meiner Behandlung wieder abreisen würden; aber man hob mich nicht von der Trage, und ich bemerkte auch keine Vorbereitungen für die Abreise. Natürlich war ich ungeduldig, die endgültige Diagnose meiner Verletzung zu erfahren. Eine unentdeckte Kugel in den inneren Organen zu haben, ist, als würde man mit einer Bombe in der Tasche spazieren gehen, die jeden Moment explodieren könnte. Von meiner Angst getrieben, beschloss ich, Duval zu befragen; aber er war weit weg und hörte mich nicht. Da stand diese junge Frau auf, die so distanziert und abwesend gewirkt hatte; sie ging auf Duval zu, unterbrach den Mann mit den Pistolen, der ein paar Schritte zurückwich, aber seinen erstaunten Blick nicht von der Russin abwandte, und musste sie etwas gefragt haben. Sofort wandte sie sich wieder mir zu, verbeugte sich leicht und sagte mir auf Russisch, dass wir erst um 18 Uhr abreisen würden.

Ich verbrachte einige quälend langweilige Stunden vor mir. Duval beachtete mich nicht einmal. An Schlaf war nicht zu denken, das grelle Licht und die Rufe des Schützen hielten mich davon ab. Die junge Frau, deren Namen ich immer noch nicht kannte und die bis dahin außer Sichtweite geblieben war, ging, nachdem sie mit mir gesprochen hatte, zum Fenster, um eine Zeitschrift anzusehen oder zu lesen, die sie wohl irgendwo gefunden hatte. Nun konnte ich sie klar und deutlich sehen; auf der Trage liegend, sah ich sie von unten, wie man es so oft im sowjetischen *Kino* sieht, das die Technik des Herabsenkens der Kamera ausgiebig nutzt. Dadurch – und ich weiß nicht, ob es beabsichtigt ist – wird dem Zuschauer unbewusst ein Gefühl der Unterlegenheit vermittelt, denn er muss die Figuren und die Landschaft so sehen, wie sie ein Reptil, eine Kröte, ein kniender Sklave sehen würde ... kurzum, sehr russisch. Dennoch würde ich in diesem Moment sagen, dass es keinen passenderen Standpunkt hätte geben können, um die junge Frau zu betrachten. Ohne es überhaupt zu unterscheiden, hielt ich es für natürlich und richtig, es von unten zu betrachten, so wie man eine Ikone betrachtet.

Duval stand nahe dem Eingang und unterhielt sich angeregt mit dem Mann mit den Pistolen. Sie sprachen zweifellos Spanisch. Mein Wachmann präsentierte die

Ein Mann mit einer Zigarette, die er mit einer Geste respektvoller Dankbarkeit entgegennahm, als wäre sie ein Symbol der roten Fahne. Obwohl er sich zunächst unterwürfig und pflichtbewusst weigerte, sich zu setzen, tat er es schließlich doch sehr respektvoll. Sie vertieften sich in ein lebhaftes Gespräch, von dem ich kein Wort verstand, außer den immer wiederkehrenden Begriffen „Spanien“, „Aufständische“, „Loyalisten“, „Panzer“ und „Polizei“; zweifellos sprachen sie über den Krieg.

Duval zwang den Mann nicht nur zum Rauchen, sondern auch zum Trinken, und zwar reichlich. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter; der Mann mit den Pistolen begann, auf den Tisch und seine Brust zu hämmern. Offenbar erzählte er von seinen Heldentaten, denn er wiederholte auch die Geste, mit einer imaginären Pistole auf unsichtbare Feinde zu schießen; zwischendurch klatschte er in die Hände an seine Pistolenholster. Duval war nun nicht mehr der imposante Anführer von einst, sondern ein amüsiertes Zuhörer. Zwei- oder dreimal kam der Mann zur Tür, um zu rufen oder Befehle zu erteilen; stets erschien nach kurzer Zeit ein anderer Kerl, genauso bewaffnet und genauso beunruhigend wie er selbst, mit einer frischen Flasche, Zigarren und Zigaretten, Kaffee (den sie in Gläsern tranken) und ähnlichen Dingen. Er bemühte sich sehr, sich bei Duval einzuschmeicheln und erwies ihm unentwegt seine grotesken Respektsbekundungen.

So vergingen mehrere Stunden. Ich bekam wieder etwas zu essen. Um sechs Uhr, als der Mann mit den Pistolen ging, ertönte erneut das ironische Lachen des Chilenen. Kurz darauf wurde ich zurück zum Flugzeug gebracht, dessen Triebwerke bereits liefen, und wir hoben ab. Die Reise war eintönig, da ich nicht einmal die Ablenkung hatte, hinauszuschauen. Im Laufe der zweiten Flugstunde schien das Licht immer schwächer zu werden. Sie warnte mich, dass die Landung etwa drei Stunden dauern würde, da wir nicht in einer geraden Linie fliegen könnten, um nicht durch Rebellengebiet oder in die Nähe ihrer Linien zu geraten. Sie schätzte, dass wir gegen neun Uhr landen würden. Man wartete bereits darauf, mich zu operieren, sobald ich ankam.

Als es völlig dunkel war, leuchtete im Inneren des Geräts kein einziges Licht auf. Die Zeit schien endlos zu vergehen. Wir mussten in großer Höhe fliegen, denn mein Gesicht fühlte sich kalt an und meine Wunde schwer. Wie jede Stunde, mit uhrwerkartiger Regelmäßigkeit, legte sie mir das Thermometer unter die Achsel. Meine Kleidung war mit einer prächtigen Seidendecke ergänzt; als sie mit einer kleinen Taschenlampe meine Temperatur maß, konnte ich in einer Ecke ein gesticktes Wappen mit Krone erkennen. Ich versuchte, die Figuren in den Feldern zu erkennen: Löwen, Balken, Kessel und ein paar Lilien; doch die Dunkelheit brach wieder herein, und ich konnte nichts mehr sehen. Dieses Kleidungsstück weckte auch ganz andere Gedanken in mir. Es musste aus der Zeit der Revolution stammen, aus den Plünderungen. Etwas Ähnliches wie das, was ich 1917 in Russland erlebt hatte. Und meine Fantasie, die sich nach Belieben formte, sah die Prinzessin, die ihre Träume im weichen Nest des Bettes, unter der warmen Umarmung der prächtigen Decke, gewoben hatte. Was würde aus ihr werden?... Sie würde niemals ahnen, dass dieses Kleidungsstück dem elenden Dr. Landowsky, dem Sklaven Jechows, dem Herrn der Welt, der eine Kugel in der Brust trug, Wärme spendete.

Duval erkundigte sich mehrmals nach meinem Befinden. Ich fühlte mich besser als am Morgen; nur etwas müde und mit leichten Kopfschmerzen. Schließlich kehrten die unangenehmen Ohrenschmerzen zurück. Wir befanden uns im Sinkflug. Bald bemerkte ich die Landung des Flugzeugs. Ich wurde sehr schnell herausgeholt und durch eine Menschenmenge geführt. Kein einziges Licht; nur gelegentlich erhellte der Lichtkegel einer Taschenlampe etwas.

Ein Krankenwagen. Nach einer Weile das laute, regelmäßige Klingeln einer Glocke: das unerwünschteste Geräusch der Welt. Wir hielten bald an, und sie trugen mich hinaus; ich hörte eilige Schritte um mich herum; sie trugen mich. Die Plane blieb geschlossen, und ich konnte nichts sehen. Anhand des Höhenunterschieds bemerkte ich, dass wir einige Stufen hinaufgingen; dann noch ein paar, und dass wir nach links abbogen; immer mehr Licht drang durch die Plane. Sie legten mich auf den Bürgersteig und deckten mich auf.

Duval war wie immer an meiner Seite; vier oder sechs Männer in ihren rituellen weißen Gewändern und Hauben. Einer von ihnen fragte mich höflich auf Französisch, ob er mir beim Aufstehen helfen könne. Zwei andere mussten mir jedoch helfen, hinter den Sichtschutz zu gelangen. Ich wurde rasch von vorn und von der Seite untersucht. Der Mann, der zuvor mit mir gesprochen hatte, teilte mir freundlicherweise noch einmal mit, dass meine Kugel zwischen den oberen Trapezmuskeln steckte. Offenbar war sie fast parallel zur Haut, aufwärts zwischen meiner Wirbelsäule und meinem Schulterblatt, verlaufen. Hätte die Kugel mehr Wucht gehabt oder wären meine paravertebralen Muskeln durchlässiger gewesen, wäre sie durch meine Schulter ausgetreten.

Keine schlimme Verletzung. Alles in Ordnung. Guter Blutdruck, guter Puls, gute Hautfarbe, guter Allgemeinzustand, gute Laune. Sie brachten mich in den OP und legten mich in die sehr unbequeme Bauchlage.

Duval, der immer an meiner Seite war, fragte mich auf Russisch: „Werden Sie sich jetzt nicht bekreuzigen, Doktor?“ Ich hätte ihn erwürgt. Aber das Ethylchloridspray lässt meinen Schnurrbart erstarren. Es war zweifellos sehr spät am Tag, als ich den Kampf mit dem Äther beendet hatte und ihn aufgab.

Die Eliminierung war abgeschlossen; grelles Licht erhellte den Teil des Nebenzimmers, den ich sehen konnte, während mein eigenes im Halbdunkel lag. Bei meinem ersten ängstlichen Blick umher stellte ich fest, dass das Zimmer sehr schön war; ich würde fast sagen, luxuriös. Ich befand mich wohl in einem Luxushotel. Ich schwieg und versuchte, über meine neue Situation nachzudenken. Aber ich konnte mich nicht einmal konzentrieren. Duval war im Nebenzimmer. Ich hörte, wie sich eine Tür öffnete und schloss. Der Chilene stand auf und verschwand aus meinem Blickfeld. Er und eine andere Person unterhielten sich. Sehr bald tauchten die beiden wieder auf. Die neue Person war ein kleiner, stämmiger Mann mit einem recht ausgeprägten Bauch, den er unter seinen eng zugeknöpften Jacken zu verbergen suchte, was jedoch nur seine stattlichen Gesäßbacken betonte; er sah etwa fünfzig aus, vielleicht jünger; aber sein lockiges, etwas zerzaustes Haar, bereits grau mit weißen Strähnen, verlieh ihm einen älteren Eindruck. Der klassische Typus eines friedlichen und wohlhabenden jüdischen Kaufmanns. Deshalb war ich so überrascht, als Duvals Einladung zum Platznehmen deutlich an mein Ohr drang, ausgesprochen mit einer Ernsthaftigkeit, die von Respekt und einer gewissen Zeremonie geprägt war. Es muss eine einfache Begrüßung gewesen sein, denn das Gespräch dauerte nur wenige Minuten. Ich konnte einzelne Worte ohne Zusammenhang aufschnappen und die Geste, mit der er auf mich zeigte; sie mussten sich auf mich bezogen haben, aber ich weiß nicht, in welcher Hinsicht.

Als Duval wieder allein war, rief ich ihn an; er wollte etwas über mich wissen.

Ich hatte meine Resignation deutlich zum Ausdruck gebracht, indem ich das Narkosemittel in völliger Einsamkeit ausgespuckt und erbrochen hatte. Hatten sie die Kugel entfernt? Er kam schnell herbei und warnte mich, ihn von nun an nicht mehr Duval zu nennen; sein neuer Name war Gabriel; Gabriel Bonin. Er beruhigte mich hinsichtlich meines Zustands und überreichte mir eine Kugel. Ein feines Stück panzerbrechendes Blei mit neun Millimetern Durchmesser, das, wie er mir erklärte, mit größter Eleganz und Schnelligkeit entfernt worden war; es saß nicht sehr tief, und ein einfacher Schnitt hatte genügt, um es in seine Westentasche zu stecken.

„Sofern keine Komplikationen auftreten, was nicht zu erwarten ist, können Sie in wenigen Tagen wieder aufstehen. Die Ärzte sind sehr zufrieden, da Sie anscheinend immun gegen Infektionen sind. Man sagt ja, Slawen hätten Bärenblut.“

Ich nahm diesen Eindruck als Kompliment, obwohl ich bis Madrid noch nie gehört hatte, dass Bären besonders empfindlich auf Infektionen reagieren. Ich hätte gern gewusst, dass der linke Arm von Bären bei Gewebeerlust nicht betroffen ist, denn ich spürte eine schmerzhaft Lähmung, als ob glühende Kohlen auf meiner Seite lägen. Ich bat Duval um eine Morphiumchlorid-Injektion. Zum Glück kam der freundliche Arzt kurz darauf herein, und ich konnte meine Bitte wiederholen, die er sofort erfüllte.

„Ihre Blutgerinnungszeit ist bewundernswert“, sagte er zu mir. „Sie sind kein Bär.“

Ich besitze keine ausreichende *Sammlung* spanischer Eindrücke, um mir ein Urteil über das Land zu bilden. Doch einer der hartnäckigsten ist die Begeisterung der Spanier für Bären. Ich glaube, wären die klimatischen Bedingungen es erlaubten, wäre die Bärenjagd ihr Nationalsport (1). Falls mein *Onkel* an einer Infektion oder Blutung gestorben wäre, führte der Arzt in Madrid dies auf meine Verwandtschaft mit Eisbären zurück.

Als der Arzt gegangen war, wagte ich es, Duval nach der jungen Russin zu fragen.

„Er wird schon irgendwo hier sein“, sagte er abweisend; „Ich nehme an, er ist in seinem Zimmer, gleich nebenan.“ —Darf ich erfahren, wer es ist?

—Im Vergleich zu anderen, Doktor, ist es nie einfach, jemanden im Dienst zu kennen; das gilt für uns; stellen Sie sich vor, wie es für einen Rekruten ist, wie Sie es ja noch sind. Nun gut, zu Ihrer Information und zur Vorstellung: Die Kameradin heißt, ich meine, Sie werden sie Elena nennen, Elena...

In diesem Moment war auf der anderen Seite einer der Türen des kleinen Wohnzimmers ein Geräusch zu hören. „Herein!“, rief Duval laut. Die Tür öffnete sich und Elena trat ein.

Übrigens, Genosse, ich habe Sie dem Arzt vorgestellt, der von Ihrer interessanten Persönlichkeit angetan war. Angesichts der beunruhigenden Umstände habe ich gar nicht bemerkt, dass Sie sich nicht kannten; ich bitte um Verzeihung.

Und mit einer gewissen komischen Feierlichkeit präsentierte er:

—Elena Nicolaevna Ponomarenka—und zeigte auf mich und fügte hinzu—: Doktor José Maximovich Landowsky; nun, Genossen, Sie kennen sich ja schon; ich hoffe und wünsche, dass Sie sehr gute Freunde werden.

(1) Im spanischen Original.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie hatte die Lippen nicht geöffnet, und ihr Gesicht verriet nicht die geringste Regung. Es war keine Geste der Gleichgültigkeit, geschweige denn der Verachtung; vielleicht war es ein Ausdruck intensiver, konzentrierter Aufmerksamkeit; doch der Eindruck, den sie empfing, der den meisten Menschen ins Gesicht geschrieben steht, war in ihren Zügen nicht zu erkennen, als wären sie aus Wachs; und doch hinderte mich diese emotionale Undurchsichtigkeit in ihrem Gesicht nicht daran zu sehen, wie eine ungeheure Lebenskraft darin pulsierte und strahlte. Ich muss zugeben, dass diese Frau, über die ich nichts wusste, einen seltsamen, außergewöhnlichen Einfluss auf mich ausübte.

All das, was so viel zu erzählen hat, habe ich nur in den Sekunden gedacht, die das Gespräch dauerte; oder besser gesagt, ich habe kaum darüber nachgedacht; es schien eher eine Erinnerung zu sein, etwas bereits Festes, das mir wieder durch den Kopf ging.

Duval ging ein paar Schritte um die Nische herum und sprach erneut.

„Ich halte es für notwendig, Genosse“, sagte er zu Elena, „einige Hintergrundinformationen zum Arzt und der ihn betreffenden Angelegenheit zu geben. Und ich denke, Genosse, es war an der Zeit, dass ich etwas erfahre ... Ich könnte aufgrund mangelnder Informationen einen Fehler gemacht haben; und dann hätten wir gesehen, wer die Verantwortung dafür trägt.“

—Ich natürlich, Genosse... zwischen einem Gentleman und einer Dame... wer würde daran zweifeln!

—Genosse Gabriel: Manchmal scheint es mir, als ob deine alte bürgerliche Erziehung – Ehre, Ritterlichkeit, Opferbereitschaft, kurzum, der Roman – in dir wieder erwacht und dein Gehirn übernimmt; nur so kann ich deine beklagenswerten Gedächtnislücken, deine erfundenen Situationen erklären... Was soll jetzt dieses Gerede von „Dame“ und „Herr“?... Wir sind nicht auf der Bühne, auf der bürgerlichen Bühne, um die Farce zu spielen, die uns von den Behörden auferlegt wird... Glaube ich!

—Verzeihen Sie mir, Genosse; Sie haben vollkommen recht. Ich bin ein jämmerlich zerstreuter Mensch; doch es gibt einen mildernden Umstand: Mein langer und übermäßiger Aufenthalt, oder besser gesagt, mein erstickendes Eintauchen in das Meer kapitalistischer Lügen; meine anhaltende und bedauerliche Abwesenheit von der Welt der Wahrheit, von der Sowjetwelt, bewirkt so etwas wie Amnesie bei mir; andererseits, Genosse, ähnelt Ihr Aussehen so sehr dem einer schönen Frau.

Ich, der ich keine einzige Silbe verpasst hatte, war verblüfft. Konnte Elena etwa eine Ephebin sein? Aber nein, sie selbst widerlegte diese Annahme.

„Was bin ich also?“, fragte er scharf. Duval tat so, als sei er verwirrt, ratlos.

„Wer seid Ihr?“, wiederholte er. „Natürlich eine Frau: Das ist eine offensichtliche, wenn auch subjektive Wahrheit; eine Wahrheit, die Euch dazu veranlasst hat, die objektive Wahrheit, dialektisch die wichtigste, auszusprechen ... dass Ihr in Bezug auf das Objekt unserer Mission keine Frau seid ...; Ihr seid lediglich eine Genossin; genauer gesagt, eine Agentin, die mir gehorchen, ausgebildet werden und lernen muss ... Merkt Euch dies, Genossin, dass es im Vergleich dazu völlig bedeutungslos ist, ob Ihr subjektiv eine Frau und objektiv ein asexuelles Wesen seid. Erkennt Ihr Euch nicht an meine preisgekrönte These, die Ihr sicherlich an der Schule studiert habt, wo sie noch immer als Standardmodell gilt?“

—Ich erinnere mich nicht...

„Das ist schade, denn dann müsste ich Ihnen diese Lektion jetzt nicht erklären. Erinnern Sie sich an ein Thema, bei dem das Ziel der kommunistischen Gesellschaft darin besteht, subjektive und objektive Wahrheit durch das Verschwinden der Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft zu vereinen ...“ „Jetzt erinnere ich mich genau. Ich muss Ihnen

gratulieren, Genosse; ich hielt Ihre These für eine der vollkommensten und höchsten dialektischen Thesen ...“

Duval schien jetzt, wo sie triumphierte, nicht zu prahlen; eher wirkte sie abwesend, in Gedanken versunken; es entstand eine kurze Stille.

—Du wolltest sagen, Genosse? |Ah, ja; Dialektik, aber eine Notwendigkeit...

—Eine dialektische Notwendigkeit...

—Ja, natürlich, Dialektik; es ist unerlässlich, darum zu kämpfen, zu werden, wer man ist...; für etwas so Grundlegendes wie, dass du eine Frau bist, ich ein Mann, und die Wahrheit, die Wahrheit...

„Ja“, bestätigte sie sehr ernst; „es ist notwendig, die Welt der kapitalistischen Fiktion, die alles korrumpiert, sogar die Persönlichkeit, ein für alle Mal zu zerstören ... und eines Tages meine persönliche Wahrheit verkünden zu können, die mit der allgemeinen identisch ist; denn die menschliche Wahrheit, dialektisch, frei von kapitalistischen Widersprüchen, kann nur *eine Wahrheit sein* ...“

Duval blickte sie mit einem undefinierbaren Ausdruck an und unterbrach sie plötzlich...

Genosse! Bitte!... Da ist ein Kranker; ein sehr lieber Patient von Jekhov... und Ihre Worte, so weise sie auch sein mögen, könnten seiner Gesundheit schaden... Nicht wahr, Doktor?

Ich schüttelte den Kopf, um es zu verneinen, aber Duval bestand darauf, und sie verließen mein Schlafzimmer und schlossen die Glastür hinter sich. Ich konnte sie draußen im kleinen Wohnzimmer sehen, aber ich konnte ihr Gespräch nicht hören. Zweifellos gab Duval ihr gerade die Erklärung, die unterbrochen worden war von

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

dieser abstrakte Exkurs...

Der Rest des Tages verlief ohne Zwischenfälle; der Arzt besuchte mich noch drei oder vier Mal, die Krankenschwester häufiger. Sie sprach etwas Russisch; sie war eine wunderschöne, fast blendende junge Frau; sie wirkte nicht spanisch, oder doch, teilweise schon – ihre Gesichtszüge, ihre lebhaften Bewegungen, ihr feuriges Temperament waren typisch für eine Südländerin; aber als wäre all dies in eine nordisch-germanische Haut gehüllt. Ihr Gesicht wurde von goldblondem Haar umrahmt, das wunderbar mit ihren intensiv blauen Augen harmonierte.

Doch ihre Iris wies das Licht von draußen mit der Hochmut einer Carmen zurück. Ich hatte es mit dem Morphin übertrieben und mir weitere zwei Centigramm verabreichen lassen. Ich bat auch um Cognac, und um ihn zu bekommen, musste ich dem Arzt erklären, dass ein paar Kalorien nicht zu akutem Leberversagen führen. Tatsache ist, das Mädchen begeisterte mich. Ich wünschte, sie würde diese Memoiren eines Tages lesen. Ihr Russisch war sehr schlecht, aber sie schien fast alles zu verstehen, was ich sagte; ich glaube, es lag eher an ihrer Intuition als an ihren Sprachkenntnissen.

Wenn sie Duval in meinem Zimmer begegnete, bemerkte ich ihr Interesse und ihre geschickten Verführungsversuche vor meinem Freund, aber ich sah auch, dass er es entweder nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte. Das ärgerte sie umso mehr. Elena vermied es – ich weiß nicht warum –, der Krankenschwester zu begegnen.

Ich weiß nicht, ob Duval-Bonín während meiner Momente der Schläfrigkeit gegangen ist; ich nehme an, nicht, denn er schien entschlossen, mich nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Nacht zog sich endlos hin; ich schlief unruhig. Duval ging frühmorgens zu Bett und warnte mich, dass er im Nebenzimmer sei, das an meines angrenzte. Elena löste ihn ab und verbrachte den Rest der Nacht lesend im Wohnzimmer, schaute aber stündlich herein, um zu sehen, ob ich etwas vermisste oder etwas brauchte.

Fast völlige Stille herrschte in jener Nacht, wäre da nicht ein entferntes Geräusch gewesen, das zeitweise lauter wurde. Elena erzählte mir, es käme aus den Schützengräben nahe Madrid; auch ich hörte vereinzelte Schüsse, aber näher; loyalistische Patrouillen jagten Faschisten, die sich in der Stadt blicken ließen, als die Rebellen näher rückten. Bei günstigem Wind erreichten mich die Lärmböen von der Front mit unglaublicher Präzision.

Maschinengewehre, Bomben und Gewehre waren deutlich zu erkennen. Das Mädchen zeigte keinerlei Anzeichen von Besorgnis angesichts dieser unangenehmen und beunruhigenden Nähe. Als die Luft im Zimmer so stickig wurde, dass ich sie bat, etwas zu lüften, öffnete sie das Fenster, nachdem sie das Licht ausgeschaltet hatte. Nun schien das Knistern der Schützengräben nicht mehr als hundert Meter entfernt zu sein. Später in der Nacht hörte ich das Pfeifen von Geschossen, die deutlich über mir hinwegflogen. Das Dröhnen der Kanonen und dann die Detonation der Granaten, verlängert durch das Echo der herabfallenden Trümmer, waren auffallend deutlich. Sie bombardierten die Stadt. Anhand meines Pulses zählte ich die Zeit zwischen dem Abfeuern und der Explosion. Zwanzig Sekunden. Diese Kanonen waren sechs Kilometer entfernt, in Fünferbatterien. Die Artillerieantwort aus der Stadt war zahlreich, aber wirkungslos, denn ich konnte weiterzählen: das gedämpfte und geordnete Grollen der fünf Kanonenschüsse, die jeweils einer Breitseite entsprachen. Ich war fasziniert von dieser einfachen Beobachtung des Kampfgeschehens. Manchmal feuerte ein Maschinengewehr in regelmäßigen, musikalischen Rhythmen. Die Kämpfer amüsierten sich prächtig.

Beruhigt, wach und schmerzfrei dank des Morphiums, in Begleitung des netten Mädchens und abgelenkt von einem Krieg, den ich mit meinen Ohren verfolgen konnte, gemütlich in meine Bettdecke gehüllt, erinnere ich mich immer an diese Nächte als eine Woche des Glücks unter den Granaten.

Obwohl ich kein ausführliches Gespräch mit dem Operateur geführt habe – wie bereits erwähnt, sollte ich Smalltalk vermeiden –, war mir klar, dass ich in den Händen eines absoluten Profis war. Die Sicherheit seiner Hand, die Entschlossenheit seiner Anweisungen und sein durchdringender, aber ruhiger Blick verrieten jedem Laien sein Können und seinen Mut. Er war ein Mann...

Duval teilte mir mit, dass er ein berühmter spanischer Militärarzt sei.

Er sympathisierte zweifellos mit den Rebellen, doch sein wohlverdienter Ruf als Chirurg rettete ihm das Leben. Er wurde streng bewacht, beinahe heimlich inhaftiert, und diente in jenem Krankenhaus für „vornehme“ Männer, wohin zuerst die wenigen verwundeten Russen und dann die Schwerverletzten anderer Nationen gebracht wurden; täglich wurden dort etwa zweihundert Verwundete eingeliefert. Der Teil des Gebäudes, in dem ich untergebracht war, lag jedoch abseits des medizinischen Verkehrs. Ich erlaubte mir eine Frage an Duval: „Sie sagen, mein Arzt sei ein Rebell, also ein Antikommunist. Hatten unsere Vorgesetzten denn gar keine Bedenken, das Leben ihrer Männer in seine Hände zu legen?“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Keine; warum?...

—Ich kenne Sie nicht. Sie sind der außergewöhnlichste Zeuge dessen, was ein Arzt leisten kann... insbesondere während einer Operation; eine Abweichung des Skalpells, eine unsichtbare Infektion, tausend andere Dinge können eine unfehlbare Waffe gegen den Feind sein, der in Reichweite kommt.

Natürlich besteht diese Möglichkeit, das lässt sich nicht leugnen; aber Sie vergessen einen Faktor, der uns in die Hände spielt und wirksamer ist als all unsere Wachsamkeit und Drohungen: die bürgerliche Moral, oder, um es etwas umgangssprachlicher auszudrücken, die religiöse Moral. Sie hindert den Arzt daran, den verwundeten Feind in seinem Bett zu ermorden. Es ist ein bemerkenswertes Paradoxon: Die bürgerliche Moral ist für die sozial Privilegierten strenger. Sie fesselt also genau denen die Hände, die uns eigentlich verteidigen sollten.

Der Chilene lächelte unbeschreiblich, wie schon in einigen Momenten jener Nacht des „Vertrauens“ in Paris. Er fuhr fort: „Danach ist alles ganz einfach. Auf die von bürgerlicher Moral geprägte Gesellschaft legen wir marxistische Moral, und das war's. Marxistische Moral ist die Kunst des Stechens. Bürgerliche Moral: die Kunst, den Hals zu brechen. Im erbitterten Kampf von Fleisch gegen Stahl, wer wird Ihrer Meinung nach siegen, Doktor?“

Er lächelte über seine eigene Eloquenz und fuhr fort, ohne meine Antwort abzuwarten:

„Manchmal zerbricht ein altes Messer am Hals eines jungen, kräftigen Stiers. Aber wissen Sie, unsere Messer sind neu und von bester Qualität; und was die bürgerliche Moral betrifft, so ist sie in der Praxis ein so törichtes Spiel aus Heuchelei, Zynismus und Routine, dass sie Stieren überhaupt nicht ähnelt: eher Schnecken.“

—Also, der Arzt...

—Der Arzt arbeitet für uns, ganz einfach. Seine persönlichen und beruflichen Ethikwerte sind ungewollt ein Verbündeter von uns, von seinen Feinden. Arbeiten Sie nicht auch für uns?

—Ganz ehrlich, Duval, oder Bonín, oder wie auch immer Sie sich nennen wollen: Haben Sie die Moral dieser Männer nie bewundert?

—Nun, vielleicht. Ich bewundere alles Unlogische. Dieser Mann wird bei denen sein, die um den Einmarsch in Madrid kämpfen, bei den Faschisten; sein Herz schlägt bestimmt bei jedem Geräusch, jedem Gerücht, weil er glaubt, es seien seine eigenen Leute, die dort ankommen... Vielleicht betet er für ihre Befreiung.

Während wir darauf warten, dass es kommt – oder auch nicht –, rettet er da die Leben derer, die morgen sein eigenes Leben zerstören werden; er tut alles, um unseren Sieg zu sichern; einen Sieg, der ihm mit Sicherheit den Tod bringen wird ... Es ist dieser Mangel an Logik, der mich fasziniert. Und diese extreme Neigung zum Selbstmord fasziniert uns alle.

—Offensichtlich, offensichtlich—ich habe ihn dazu ermutigt.

„Natürlich ist übermäßiges Vertrauen in die Logik auch gefährlich“, sagte er mit einem hämischen Lächeln. „Vor Kurzem schossen Rebellenflugzeuge eines unserer Flugzeuge ab, das direkt hinter unseren Linien abstürzte. Die Loyalisten durchsiebten den Piloten natürlich mit Kugeln, als er mit dem Fallschirm absprang. Sie trafen ihn nicht besonders gut, denn sie sind ziemlich schlechte Schützen. Er fiel ihnen lebend in die Hände; zu seinem Pech war er blond, groß, athletisch und sprach außerdem eine Sprache, die sie nicht verstanden. So ein Mann, dachten sie, kann nur Deutscher sein. Sie schlugen ihn bewusstlos, rissen ihm die Haut ab und rissen ihm büschelweise die Haare aus. Jemand mit mehr Weitblick schritt ein und schlug vor, ihn zum Hauptquartier zu bringen, um ihn zu verhören, da er vielleicht etwas Interessantes preisgeben könnte. Gesagt, getan; sie brachten ihn mit dem Auto, da der Mann kaum noch Lebenszeichen zeigte. Wissen Sie, wer er war? Im Hauptquartier wurde er von unseren Verbindungsoffizieren erkannt. Es war General ... wie heißt er denn jetzt? ... Ach ja! General Serosa.“ Tarkow, der Chef unserer Luftwaffe hier. Er hatte sieben Darmdurchbrüche; er war in Abessinien im Einsatz gewesen und hatte die Italiener überlebt; hier fiel er aufgrund übertriebener Logik seitens der Loyalisten. – Er hielt inne, um meine Meinung einzuholen.

"Ja", sagte ich, "das ist wirklich übertrieben."

„Er war sehr groß, athletisch; ich kannte ihn als einen Mann, der sich leidenschaftlich für Kraft und Sport begeisterte; in Wahrheit kannte er nichts anderes; seine außergewöhnliche Konstitution ermöglichte es ihm, lebend hierher zu gelangen; nun, derselbe Arzt, der den hochrangigen russischen Offizier hier gesund gesehen hatte und wusste, wer er war, führte eine so wundersame Heilung an ihm durch, dass er mit sieben Darmperforationen, eine davon im Zwölffingerdarm, noch siebzehn Tage lebte... Mit solch einer Moral ist unser Sieg unfehlbar...“

Duval stand auf, sichtlich aufgebracht, fast empört, und rauchte heftig. Ich nickte zustimmend zu seinem Schluss. Wahrlich, es ist eine sinnlose Moral, dachte ich; eine Sinnlosigkeit, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt ... Ach! Wenn doch nur die Dialektik der Effizienz die Welt regierte ... dann gäbe es die Welt nicht. Ich glaube nicht, dass sie überhaupt entstanden wäre; und selbst wenn, wäre sie längst untergegangen ... Aber was ist mit mir? Egoistisch,

utilitaristisch, feige!

Ich hasste mich selbst.

Anschließend kamen die Keltsov und ihr Ehepaar, oder wie auch immer sie hießen, häufig zu Besuch. Gewisse Versprecher, wenn sie im Gespräch zur Sprache kamen, verrieten ihren falschen Namen; Ablenkungen, derer ich mich selbst durchaus bewusst war. War der sogenannte General Keltsov ein vulgärer Kerl, so besaß seine Frau im Gegenteil eine starke Persönlichkeit, die sie auch gerne zur Schau stellte. Dynamisch, lebhaft, geistreich und scharfsinnig, versuchte sie, sich durch Worte und Gesten zu behaupten. Fast immer trug sie Männerkleidung, jedoch mit einer beinahe femininen Eleganz. Sie bevorzugte dunkle Farben, wobei Marineblau dominierte; ihre Hose war lang und wurde von einem recht hohen Stiefel am Knöchel gehalten, über dem eine hochgekrempelte Wollsocke hervorblitzte – das gesamte Ensemble war elegant. Das Paar schenkte mir zunehmend Aufmerksamkeit. Sie verbrachte den Großteil des Tages an den Fronten, angeblich zu Propagandazwecken. In Wirklichkeit, so glaube ich, bestand ihre Hauptaufgabe darin, zu spionieren. Sie legte ihre prächtige Kamera nie aus der Hand; sie zeigte mir eine große Sammlung von Fotografien, die sie aufgenommen hatte, alle von Kriegs- und Revolutionsszenen. Sie ergaben beinahe einen *Film* über den Spanischen Bürgerkrieg: Minister, die sich mit Soldaten verbrüderten, Frauenbataillone, von loyalistischen Truppen eroberte Städte und Hügel, Faschisten, die an Bäumen hingen. Ohne Details dieser Art hätte er einen ausgesprochen festlichen Eindruck gemacht. Die Revolutionäre in Spanien zeigten, wie jene in Russland, eine ausgeprägte Neigung zu kirchlichen Angelegenheiten, sakralen Gewändern und Verzierungen sowie liturgischen Zeremonien. Doch es gab auch eine seltsame und perverse Nekrophilie: Sie exhumierten Leichen, ließen sich mit ihnen fotografieren, gaben ihnen zu trinken, umarmten sie und brachten sie in groteske Posen. Ich weiß nicht, ob in Ungarn ähnlich viele Leichen exhumiert wurden wie in Spanien. Ich beobachtete, dass sie Skelette verachteten und es vorzogen, sich ausschließlich mit Mumien zu beschäftigen, mit solchen, an denen noch Reste von Weichgewebe vorhanden waren, vielleicht erst kürzlich Verstorbene, vielleicht Einbalsamierte.

Duval war ebenfalls sehr an diesen Fotografien interessiert. Sein Umgang mit dem jüdischen Paar – ihre Schönheit hatte markante jüdische Züge – war überaus höflich; er schenkte dem General oft Blumen. Sie war sehr dankbar, obwohl diese nicht zu ihrer maskulinen, fast militärischen Kleidung passten. Trotz seiner Bemühungen, seine vierzig Jahre zu verbergen, die ihm deutlich anzusehen waren, muss ihn die Jugend des Chilenen tief berührt haben. Er zeigte meinem Freund, wie man seine Kamera bedient; mein Freund erwies sich dabei als überraschend ungeschickt. Eines Tages machte er versuchsweise mehrere Fotos des Paares in verschiedenen Posen. Ich glaubte, ihn mit der Kamera herumhantieren zu sehen, wie er sie am Fußende meines Bettes verstaute, als wolle er einen neuen Film einlegen. Anschließend ließ er sich fotografieren.

Sie tranken vergnügt und verabschiedeten sich wie beste Freunde.

Nachdem das Paar gegangen war, überraschte er mich mit einem knappen Befehl: „Hüten Sie sich vor den Keltsovs; sie sind

zwei gefährliche Troztkisten; nehmen Sie von ihnen weder Essen noch Trinken an; wahren Sie äußerste Diskretion in Bezug auf unsere Angelegenheiten; Ihr Leben könnte davon abhängen.“

Kurz darauf sah ich ihn im Nebenzimmer mit einer weiteren Kamera, den Rücken zu mir gewandt. Um sicherzugehen, fragte ich ihn, ob er ein Foto von mir machen und es meiner Familie schicken könnte. Er antwortete nicht.

"Ist das die Keltsov-Maschine?", fragte ich tapfer.

Ich sah, dass er aufgebracht war. Er sagte sehr ernst

zu mir: „Die Keltsovs dürfen nicht erfahren, dass ich eine Maschine besitze, verstehen Sie? Sie dürfen es auf keinen Fall erfahren. Seien Sie vorsichtig.“

Ich habe es ihm versprochen, ohne zu ahnen, was dahintersteckte.

Die Keltsovs sagten Duval am nächsten Tag, als er ihn um sein Foto bat, dass der Film vollständig belichtet sei; sie scherzten mit ihm über seine fotografischen Fähigkeiten. Das war's dann auch schon ... und ich habe die Keltsovs nie wieder gesehen.

Nach ein paar Tagen, als ich schon wieder ohne Hilfe aufstehen konnte, erkundigte ich mich nach seinem Aufenthaltsort. „Sie müssen in Moskau sein“, antwortete Duval. „Wenn Sie jemand nach ihnen fragt, müssen Sie genau das wiedergeben, was Sie gesehen haben, und nichts weiter.“

Ich wollte wissen, was ich gesehen hatte, da mir nichts, woran ich mich erinnern konnte, aufgefallen war, und er sagte, ich solle alles erzählen, was mit den Keltsovs zu tun hatte; ihre Besuche, ihre Gespräche, ihre Fragen und vor allem, was mit dem Ort der Fotos zu tun hatte; —Soll ich auch erwähnen, dass ich gesehen habe, wie Sie den Film in der Kamera gewechselt haben?

„Ich hätte nicht gedacht, dass Sie beruflich so weit gekommen sind“, bemerkte er mit seiner berühmten Ironie. „Haben Sie mich gesehen? ... Nun ja, Sie müssen alles erzählen, was Sie gesehen haben ... Erwarten

Sie nicht, dass ich Ihnen jemals verbieten würde, vor den Chefs über irgendetwas zu schweigen; nicht darüber, über gar nichts

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Vor ihnen kann ich sagen, was ich will, über andere und über mich selbst...

Und er drehte mir den Rücken zu, sodass ich erneut ratlos zurückblieb.

XIV

DIE MALERISCHEN SPANISCHEN REVOLUTIONÄRE

Eines Morgens meldete sich telefonisch eine seltsame Gruppe zu Besuch. Ich erinnere mich nicht mehr genau an den pompösen Namen, den sich die Organisation, die die Delegation entsandte, gegeben hatte. Wenn ich mich recht erinnere, war es die Politische Kontrollabteilung des Krankenhauses, in dem ich mich befand. Duval versuchte telefonisch, ihren lästigen Besuch zu verhindern. Er wandte sich an das russische Kommando, doch zu diesem Zeitpunkt befanden sich nur Kämpfer im Gebäude. Die Botschaftsdelegation, die sich als Propagandaabteilung tarnte, ohne ihren Leiter, General Keltsov, und mit einem Untergebenen, der vorübergehend die Verantwortung übernommen hatte, hatte niemanden, der eingreifen konnte. Es blieb nichts anderes übrig, als den Besuch zuzulassen. „Du, als wärest du taubstumm“, warnte mich Duval.

Nur wenige Augenblicke waren vergangen, als es an der Tür klopfte. Drinnen erschienen die außergewöhnlichsten Gestalten, die man sich vorstellen konnte. Es waren fünf: vier Männer und eine Frau. Zwei der Männer waren als Krankenpfleger gekleidet, allerdings nicht besonders ordentlich, muss man sagen. Einer von ihnen, etwa vierzig Jahre alt, groß und dünn, trug neben seinem schlichten weißen Hemd eine riesige Pistole und nannte sich nur „PP“; vermutlich hatte er eine Laune, mit seinen Initialen angesprochen zu werden. Der andere war jung und wirkte kultiviert; er hielt sich für gutaussehend; in Wirklichkeit sah er aus wie ein Vollidiot; er trug keine Waffe bei sich. Der dritte, der, den Abdrücken auf seiner Kleidung nach zu urteilen, wohl Koch oder Ähnliches war, wäre für jeden Phrenologen ein Paradebeispiel gewesen: eine fliehende Stirn, Augen kleiner als seine Nasenlöcher, die genauso weit auseinanderstanden wie seine Augen; schmutzige, feuchte Haut, der Geruch von Ocker, ein schwankender Gang; Sie benutzte eine kleine Holznadel (*Anmerkung der Redaktion: Zahnstocher*) zwischen den Zähnen, an der sie ständig lutschte und leckte, und unter ihrer Kleidung waren verdächtige Ausbuchtungen zu erkennen – Waffen oder Essen, vielleicht beides zugleich. Die männliche Besetzung wurde durch einen vierten Mann von vulgärem Typus vervollständigt: klein, fettig, mit dünnem, kurzem, borstigem Haar, schlecht rasiert, mit Pilzinfektionen im Gesicht und reichlich Schuppen auf den Schultern. Sie war fast eine junge Frau; groß, kräftig und nicht hässlich, wenn auch vulgär; ein Dienstmädchentyp, der ein farbenfrohes, sauberes Schwesternkleid trug.

Alle wollten sofort mit Duval sprechen. Ich habe kaum etwas verstanden. Schließlich dominierte der Mann mit den Schuppen das Gespräch.

Als die Konferenz sich in die Länge zu ziehen drohte, setzte sich Duval, und die anderen folgten seinem Beispiel. Da kein Platz mehr für einen war, kletterte er auf den kleinen Tisch. Sie waren in Gedanken versunken – bei mir – und es sah nicht so aus, als würden sie zu einer Einigung kommen. Ich war überrascht, wie Duval sie ertrug: Er bot ihnen Gläser Cognac an und verteilte englische Zigaretten, die sie rauchten und dabei grotesk versuchten, die Manieren meines Freundes nachzuahmen, da sie weder ihre Würde noch ihre Wichtigkeit einbüßen wollten. Die Getränke und Zigaretten müssen die Situation etwas aufgelockert haben; allmählich wurden sie lebhafter und brachen immer wieder in Gelächter aus. Sie unterbrachen sich gegenseitig, als erzählten sie eine gemeinsame Geschichte, alle Höflichkeit vergessend und ihre Versuche, würdevoll zu wirken, aufgegeben. Der Psychiater zeigte Duval ein fettiges Stück Pappe, das er mir dann mit einem triumphierenden Lächeln reichte; es war ein kleines Foto. Obwohl er abgenutzt war, war er unverkennbar: In der rechten Hand hielt er ein riesiges Fleischermesser, in der linken einen menschlichen Kopf. Der Leichnam des Mannes, dem der Schädel gehört haben musste, lag fast nackt am Boden, nur noch in Fetzen eines Pyjamas oder eines Hemdes. Um ihn herum drängte sich eine Menge mit Gewehren in seltsamer Kleidung; die Gestalten im Vordergrund nahmen die lächerlichsten und furchterregendsten Posen ein, die man sich vorstellen kann.

Der Mann bestand darauf, mir das Foto zu erklären und versuchte, meine mangelnden Sprachkenntnisse mit lauter Stimme und Betonung jeder Silbe zu kompensieren. Der Enthauptete war ein faschistischer General. Der Enthaupter war er selbst. Er hatte die Tat mit denselben rauen, proletarischen Händen vollbracht, die er mich untersuchen und berühren ließ. Und wären da nicht gewisse Gründe gewesen, hätten diese Hände den Faschismus mit derselben Taktik im Handumdrehen beendet.

Es scheint, dass die „bestimmten Gründe“ auf die beispiellose Ängstlichkeit der Bourgeoisie, die Teil der „Volksfront“ war, reduziert wurden.

Da der Held in meinem Gesicht nicht die erhoffte Begeisterung fand, muss er mir wohl vage zu verstehen gegeben haben, dass ich, abgesehen davon, dass ich Spanisch nicht einmal laut verstand, kaum mehr als ein Idiot war. Daraufhin eilte ihm sein Begleiter mitfühlend zu Hilfe.

Er war ein etwas ungepflegter Kerl, der Latein mit mir sprach. Zuerst war ich irritiert, als er mir sagte, er sei wie *Genosse Stalin* ein Diener Gottes. Dann begriff ich, dass er, wie Stalin, Theologiestudent gewesen war. Ermutigt durch meinen *Akzent*, erklärte er mir, sein theologisches Wissen erlaube ihm, ohne jeden Zweifel zu bestätigen, dass *Genosse Jesus Christus* kein Anarchist gewesen sei, wie manche Unwissende glaubten; im Gegenteil, hätte er in unserer Zeit gelebt, hätte er als überzeugter Stalinist für die Dritte Internationale gearbeitet. Es sei das jüdische Bankensystem gewesen, das Jesus Christus ermordet habe. Er selbst, der Diener Gottes, sei stets von diesem robusten Genossen begleitet worden; dies beweise, dass er die Genesis mehr achtete als die entmannten Priester der bürgerlichen Religion.

Dieser schillernde Kerl war ziemlich merkwürdig, denn er beherrschte keine lateinischen Wörter.

Er versuchte, mit lateinischen Gesten zu gestikulieren und dabei kirchliche Gepflogenheiten nachzuahmen.

Seine Freunde hörten ihm mit bemerkenswertem Respekt zu, bis sie sich zu langweilen begannen. Dann wandten sie uns den Rücken zu und unterhielten sich angeregt, ja fast singend, um Duval herum. Ihr offenkundiges Bestreben war es, uns, die verehrten russischen Bolschewiki, als Gleichgestellte zu behandeln, während sie sich selbst als unnachgiebige Revolutionäre inszenierten.

Schließlich verabschiedeten sie sich strahlend, mit herzlichen Umarmungen und einer recht ungewöhnlichen Begrüßung: Sie hoben ihre geballten Fäuste über den Kopf, als wollten sie sie wie Streitkolben einsetzen. Es war ziemlich seltsam, sie diese drohende Geste machen zu sehen, begleitet von ihrem breitesten Lächeln und sogar Lachen.

Als sie gegangen waren, erklärte mir Duval in wenigen Worten, was geschehen war. Es war die Kommission, die die Einrichtung verwaltete: ehemals ein Grandhotel, nun halb Krankenhaus, halb Kaserne und – wenn auch gut *getarnt* – *russische Kommandozentrale*. Ihre Autorität reichte bis in die Anfänge der Revolution zurück und bestand in Verwaltungsangelegenheiten fort; ihr Einfluss erstreckte sich auch auf die medizinischen Dienste des Krankenhauses, da die dort tätigen renommierten Ärzte laut Gesetz ihrer absoluten Kontrolle unterstanden. Für uns, die wir an ganz andere sowjetische Disziplinen gewöhnt waren, war das völlig unverständlich. Duval verstand den Grund für den Besuch nicht ganz; es ging um Anweisungen einer Gewerkschaftsorganisation, um die von ihr für die Einrichtung aufgestellten Vorschriften, die wir, so schien es, in unzähligen Fällen verletzt hatten.

Doch all diese wichtigen Dinge wurden nur in den ersten Minuten besprochen; die restliche Zeit verbrachte man mit der Schilderung heldenhafter Taten. Der Mann, „der wie Stalin aussah“, der Seminarist, hatte mir gedroht, mich wieder zu besuchen, weil er mich, seiner proletarischen Pflicht entsprechend, mit seinem Latein von meinen langweiligen Krankheitsstunden ablenken wollte.

.....

Ich saß bequem in einem Sessel und las ein französisches Buch, das mir der „Seminarist“ aus der „Kontrolle“ freundlicherweise besorgt hatte. Es stammte von einem englischen Autor, war ein Werk gegen die spanische Inquisition und in prächtiges Leder gebunden, mit Goldprägung und einer edlen Krone auf dem Buchrücken. Duval schritt nervös im Zimmer auf und ab. Er musste die Folgen seiner Gefangenschaft spüren. Das Telefon klingelte, und er nahm sofort ab. Das Gespräch dauerte nur wenige Minuten; er antwortete mit ein paar einsilbigen Worten. Dann legte er auf, kam auf mich zu und sagte, dass uns in Kürze eine wichtige Person besuchen würde. Ich konnte den Grund für den Besuch, der uns beide betraf, nicht erfahren.

Er hatte nur Zeit, mich zur Kürze zu ermahnen. Er trat daneben und versuchte mir zu zeigen, wann ich bei konkreten Fragen bejahen sollte. Ohne seine Anweisung durfte ich das unter keinen Umständen tun. Er sprach das zwar in einem hastigen Ton, aber mit solcher Gewissheit und Entschlossenheit, dass es mir nie in den Sinn kam, ihm zu widersprechen.

Ohne anzuklopfen, drehte er die Türklinke und ließ denjenigen ein, der sich kurz zuvor angekündigt hatte. Daran gab es keinen Zweifel. Niemand ohne seine Autorität durfte mit solch unverschämter Bestimmtheit eintreten. Er war ein großer Mann, vielleicht 1,85 Meter oder größer, um die fünfzig, mit einem länglichen Gesicht, einer geraden, spitzen Nase, die sich über die Oberlippe erstreckte; seine Gesichtszüge waren energisch, nicht hässlich, wenn auch unregelmäßig; eine breite Stirn, gekrönt von gepflegtem Haar und reichlich grauen Schläfen; dies verlieh seinem Haupt eine gewisse Majestät; doch was daran beunruhigend war, waren seine dunklen, grünlichen Augen und sein Mund, ein feiner, beweglicher Schnitt, der sprach, ohne die Lippen kaum zu öffnen, als wolle er die Worte schärfen, die er dennoch mit einem eigentümlich angenehmen Timbre aussprach; metallisch und süß. Er trug einen dunklen Anzug. Der Eindruck, den dieser Mann hinterließ, war widersprüchlich; ich könnte ihn mit diesen Worten zusammenfassen: außergewöhnliches Talent, Grausamkeit, Ehrgeiz und Sinnlichkeit; Genauer gesagt: Macht und Sadismus.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie begrüßten sich mit äußerster Höflichkeit in der Mitte des Raumes. Ich beobachtete sie aufmerksam, bemerkte aber nicht, dass sich ihre Blicke trafen. Dann kamen sie auf mich zu; dabei positionierte sich Duval geschickt. Er stellte mich vor, und wir gaben uns die Hand; seine Hand war kalt und trocken.

Er nahm auf dem Sofa Platz, fast in der Mitte, die Hand auf dem Arm abgestützt; er schlug die Beine schräg übereinander und beanspruchte fast das gesamte Möbelstück, als bräuhete er nicht weniger Platz. Duval saß ihm gegenüber auf einem niedrigen Stuhl, die linke Seite mir zugewandt; er bot dem Neuankömmling sofort Zigaretten an.

Das Gespräch schien sinnlos. Der Besucher erkundigte sich nach meinem Befinden; dabei hielt er einen Moment inne, als könne er sich nicht an meinen Namen erinnern, den er aber vorgab zu kennen.

-Arzt... ?

—Zielinsky—Ich habe ihm geholfen.

„Zielinsky“, wiederholte er unsicher; „ja, genau, Zielinsky... Ich verwechsle ihn mit Landowsky oder...“

„Mir ist dasselbe passiert“, sagte ich, ohne nachzudenken; aber ich glaubte, einen wütenden Blick von Duval gesehen zu haben. Ich musste mich gewaltig irren.

—Ja, Namensänderungen erfordern ein kompliziertes Gedächtnis. Andere erfahren unseren Namen, bevor wir ihn selbst kennen. Mein Kilinov fühlt sich immer noch etwas zu groß für mich an.

—Er sagte dies nachsichtig mit einem zufriedenen Lächeln. Ich war ziemlich überrascht von seiner Freundlichkeit und Duvals ernstem Gesichtsausdruck.

„General“, stellte mein Freund klar, „ich habe nicht den richtigen Namen des Arztes genannt; meine Anweisungen sind strikt. Falls Sie es wussten und er es Ihnen versehentlich bestätigt hat, übernehme ich keine Verantwortung. Ich hoffe, dieser Vorfall bleibt unter uns dreien.“

„Sehr treffend, Genosse; ich verstehe, ich verstehe vollkommen; Dr. Zielinsky ist jemand, um den wir uns mit größter Sorgfalt kümmern müssen; er muss natürlich auch auf sich selbst achten. Ich meinerseits bin nach Erhalt der ersten Nachricht aus Barcelona angereist; ich habe bereits von dem Vorfall neulich mit dieser unfähigen Kontrollkommission gehört; das wird nicht wieder vorkommen, es wurden entsprechende Befehle erteilt...; wir können nicht darauf verzichten; sie abzuschaufen würde uns Publicity einbringen, und Sie kennen die Befehle zur äußersten Diskretion, die wir für unsere Operationen hier erhalten haben; alles muss über diejenigen laufen, die uns in der Regierung und im Militärkommando gehorchen; was manchmal zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den uninformatierten kleinen Vorgesetzten führt. Nur noch ein wenig Geduld...“

"Ja, ich kannte die Anweisungen bereits; ohne sie hätte ich mich mit dieser Idiotenpatrouille angelegt."

General Kilinov zündete sich eine Zigarette an und veränderte rasch seinen Akzent und seine Manierismen.

„Was wissen Sie über Keltsov?“, fragte ich und wandte mich an Duval.

„Nichts; ich habe erst zwei Tage nach ihrer Abreise von ihr erfahren; ich nehme an, sie ist anderweitig beschäftigt. Weder er noch seine Frau haben sich verabschiedet.“

—Ich dachte, ich wüsste von Ihrer Reise nach Moskau...

—Wie...? Seit meiner Ankunft hier bin ich völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Ich bin keine Sekunde von der Seite des Arztes gewichen.

—Er weiß also auch nicht, dass der Täter des Angriffs auf Dr. Zielinsky bereits gestanden hat?...

Wo?... Wie?... Aber ist es überhaupt möglich?...

—Absolut richtig; er hat gestanden...

„Wer ist da?“, fragte ich, außer mir vor Aufregung. Doch Kilinov ignorierte mich, sah mich nicht einmal an.

„Weißt du das denn nicht?“, fragte Duval und starrte ihn mit seltsamer Intensität an.

—Wie soll ich das wissen?... Wir verließen Paris am nächsten Tag; ich hatte nicht einmal Zeit, alle Details zu erfahren, obwohl ich die Technik erahnen kann; es war "Angeln", nicht wahr?

—Ja, so war es...

-Was noch?...

—Sie kennen den Autor; er stand Ihnen sehr nahe, das versichere ich Ihnen.

-Ist es möglich?...

—Überhaupt nicht; es ist...

Sein Dialog war kühl und kurz angebunden. Duval fragte und betonte seine Worte:

—Irgendwelche Männer aus der Begleitung des Arztes?...

—Nein; es war eine Frau, die gehandelt hat, das wissen Sie ja bereits.

—Ich beziehe mich auf den Organisator.

—Nein, kein Mann von unten... ; es war der stellvertretende Polizeichef von Paris.

—Derjenige, der damals die Verantwortung trug?...

-Sich selbst.

—'Unglaublich!', rief Duval aus; ich bemerkte Unaufrichtigkeit in seinem Akzent.

—Ja, erstaunlich. Niemand hätte sich vorstellen können, dass ein Genosse seiner Geschichte, seines revolutionären Eifers und seines Kalibers zum Trotzlisten verkommen könnte ... Welch eine Entdeckung! Sie sollten wissen, dass seine Ernennung zum faktischen Führer bereits im Gange war.

—Ich bin fassungslos, glauben Sie mir, General... Und die Frau, seine Komplizin?...

Sie ist weiterhin verschwunden; er hat zwar ihren Namen und ihre Adresse angegeben, aber entweder lügt er oder sie ist weggelaufen. Von ihr fehlt jede Spur.

„Wie schade! Frauen sind rar gesät, und ihre Beseitigung würde dem trotzkistischen Gesindel eine wertvolle Ressource rauben... Finden Sie nicht auch, General?“

-Ich stimme zu.

Sie erörterten die Motive, die die Trotzlisten gegen mich aufbrachten. Sie betonten meine Bedeutung so sehr, dass ich zunächst erstaunt war und mich sogar fragte, ob ich tatsächlich etwas viel Wichtigeres sei, als ich angenommen hatte. Doch ihre Worte standen in krassem Widerspruch zu der völligen Ignoranz, die sie mir entgegenbrachten.

Da begriff ich, dass General Kilinov und Duval einander täuschten.
ein anderer, ohne sich natürlich selbst zu täuschen.

Absurderweise wechselte der General plötzlich das Thema: „Trotzkistische Angelegenheiten... Und warum nicht Weiße?“

—Trotzkismus und Blanquismus, was macht das für einen Unterschied? Sind sie nicht letztendlich ein und dasselbe?

—Du verwechselst nicht „Weiße“ mit „Blanquisten“...

—Ich bezog mich auf Weiße.

—Das sind natürlich Verbündete—Ich habe ja bereits darauf hingewiesen, dass ich das ohne jede Überzeugung sage, gemäß der offiziellen These, daran besteht kein Zweifel.

An diesem Punkt versuchte Duval, das Thema zu wechseln und schlug einen *Wermut vor*. Er nahm ihn an; ich verzichtete, und sie stießen allein an. Mir fiel auf, dass Duvals Gesichtsausdruck leichte Anzeichen von Zufriedenheit, oder besser gesagt, Erleichterung, verriet. Doch Kilinovs Worte brachten ihn erneut zum Staunen.

—Meinen Informationen zufolge muss ich mich noch mit einer dritten Person treffen, die mit Ihnen angereist ist...

Ich gehe davon aus, dass es keine Einwände gegen ihre Vorstellung bei mir geben wird; schließlich bin ich für Ihre aller Sicherheit verantwortlich...

—Keine, allgemein... Natürlich nicht!

Duval ging zur Tür, klopfte diskret, und kurz darauf erschien Elena. Ich konnte nicht genau erkennen, welche Besonderheit oder Raffinesse sie mitbrachte, aber sie wirkte ungemein strahlend. Ich war sicher nicht der Einzige, der so beeindruckt war; der General stand, entgegen den sowjetischen gesellschaftlichen und hierarchischen Normen, sichtlich beeindruckt auf. Er musste ein wahrer Frauenkenner sein, denn bevor er ein Wort wechselte, musterte er Elena von Kopf bis Fuß, als wolle er sie mit seinem Blick entkleiden. Sie blieb ungerührt, als sähe der General eine Freundin. Duval stellte sie vor: „Elena Nikolajewna Ponomarenka von der Auslandsabteilung. General Kilinov, Leiter von ... Leiter von all dem.“

„Russisch?“, fragte der General sichtlich bewegt.

Elena nickte mit einer einfachen Kopfbewegung, und Duval schaltete sich ein:

—Russischer Staatsbürger der Sowjetunion; „rote Fahne“, Liebling der Division; Lieblingsagent von Jechow... .

—Genossin... — tadelte Elena —. Findest du nicht, dass du zu weit gehst?

—Oh!..., nein, Genosse; soweit ich weiß, war dem General Ihre Identität völlig unbekannt... Zweifellos werden Sie in den Befehlen, die er erhalten haben muss, nicht erwähnt, da Ihre Reise, wie Sie wissen, erst in letzter Minute beschlossen wurde; und ich glaube nicht, dass ich meine Befugnisse überschreite, wenn ich dem Chef von alldem mitteile, wer Sie sind, da Moskau weit entfernt ist und die Kommunikation nicht immer einfach ist, falls er eine Entscheidung bezüglich Ihnen treffen will – Danke, Genosse; in der Tat hatte ich keine besonderen Neuigkeiten.

—Aber es muss mich und alle, die bei mir sind, schützen..., richtig?...

—Genau, Genosse.

—Wird es nicht notwendig sein, dass Central seine Anordnungen wiederholt oder erweitert?...

„Nein, nein; der General hat das Gespräch beendet und während einer Überleitung vorgeschlagen, dass wir alle etwas trinken sollten. Elena und ich lehnten ab; Duval nahm an, beide tranken, und der General verabschiedete sich sehr höflich.“ „Was meinst du?“, fragte Duval Elena.

-WHO?

—Natürlich der General.

—Mir scheint das nichts zu bedeuten.

—Kennst du ihn nicht?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

-Überhaupt.

—Nun, ich glaube nicht, dass ich falsch liege, wenn ich Ihnen empfehle, ihm Aufmerksamkeit zu schenken.

—In welchem Sinne?

—Auf persönlicher Ebene. Unter so vielen Tausend Moskauer *Werst* mögen sich diese Militärkameraden etwas unabhängig fühlen und eine gewisse Straffreiheit genießen...

—Was wollen Sie damit andeuten?...

„Man muss nichts andeuten... War Ihnen denn nicht klar, welch starken Eindruck Sie auf ihn gemacht haben?“

—Okay... und was nun?

Kurz gesagt: Wir befinden uns in Spanien, es herrscht Bürgerkrieg, allgemeines Chaos...; es kursieren Gerüchte über Kilinov, die ihn als eine Mischung aus Don Juan und Sade darstellen... Sollten sie stimmen, Vorsicht; denn hier gibt es für alles eine Ausrede: Man schiebt alles den unkontrollierten Elementen in die Schuhe...

-Wer sind Sie?...

„Offiziell sind sie Trozisten, Anarchisten, Faschisten und *verkappte Priester*...“

Ja, viele führen Krieg und Revolution auf eigene Faust; aber nicht alles, was geschieht und nicht geschehen sollte, ist ihr Werk ... Wie dem auch sei, ich musste dich warnen, und du wurdest gewarnt. Und wenn du es nicht verstehst oder nicht verstehen willst, ist es dir verboten, diesen Ort zu verlassen.

—Ist das ein Befehl?...

—In der Tat; ein Befehl, der ab sofort auszuführen ist.

—Bin ich verhaftet?

—Nein; Sie bleiben der Wächter des Arztes und Ihres...

Ohne sich auch nur zu verabschieden, ging sie zurück in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Als wir beide allein waren, erwartete ich eine Rüge wegen meines Namens.

Aber er sagte kein Wort zu mir. Er schenkte sich ein weiteres Glas ein und leerte es, dann drehte er mir den Rücken zu, rieb sich die Hände und pfiff dann, während er wegging, den „Schmiedechor“ aus *Il Trovatore*.

Was stimmte nicht mit ihm?...

Das Essen kam bald. Wir drei aßen; Duval hatte einen herzhaften Appetit, blieb aber still. Er bemerkte nicht einmal die Explosion einer Granate in der Nähe. Er trank seinen Kaffee, halb auf dem Sofa liegend und rauchend. Er war in Gedanken versunken, als träume er mit offenen Augen.

Er stand erst spät am Nachmittag auf; er musste wohl von Nikotin, Kaffee und Cognac berauscht gewesen sein. Doch abgesehen von dem seltsamen Glanz in seinen Augen schien nichts Ungewöhnliches an ihm zu sein. Ich hatte zuvor Elena angerufen, die schnell eintraf und uns sagte: „Ich muss jetzt sofort weg; ich lasse euch allein; ich werde ausdrücklich anordnen, dass während meiner Abwesenheit niemand hier hineinkommt; natürlich werdet auch ihr nicht versuchen, zu gehen. Verstanden?“

Sie versprach, seinem Befehl Folge zu leisten. Er zog einen Trenchcoat mit eng geschnalltem Gürtel an; als er angezogen war, nahm er eine Pistole aus seiner linken Achselhöhle, betrachtete sie sorgfältig, entnahm das Magazin, spannte den Hahn und setzte es wieder ein, wobei er eine Patrone ins Patronenlager einlegte. Er steckte sie wieder in den Holster und ging hinaus. Wir hörten das Gemurmel eines kurzen Gesprächs auf der anderen Seite der Tür; zweifellos waren es die Befehle, die er dem Wachposten gab. Ich konnte nichts mehr hören. Elena kehrte in ihr Zimmer zurück.

Ich war allein; ein Gefühl von Freiheit. Um es auszunutzen, stand ich auf und ging zum Fenster. Bis dahin hatte ich den Ausblick von dort nur kurz genossen. Jetzt konnte ich die herrliche Aussicht in vollen Zügen auskosten. Das Fenster blickte auf einen großen Platz, eine weitläufige Oase abseits der Prachtstraße, die parallel zur Fassade des Gebäudes verlief. In der Mitte stand ein monumentaler Brunnen mit Neptun, der den klassischen Dreizack schwang. Gegenüber befand sich ein großes Hotel namens „Ritz“, dessen Name in großen Lettern auf dem Dach prangte. Zahlreiche, damals noch blattlose Bäume säumten die Hauptstraße. Gegenüber dem Hotel, etwas links davon, erhob sich ein Monolith; dahinter der klassische Säulengang eines Gebäudes. Wenig Verkehr: ein paar Autos und Lastwagen, die wohl Militärfahrzeuge waren. Ich sah auch zwei oder drei große, dunkle Fahrzeuge mit unregelmäßigen Aufschriften. Ich konnte die Schilder nicht lesen; ich erinnere mich nur an eines, auf dem so etwas wie „Indianer“ stand. Ich blickte weiter voraus, mein Blick fiel auf die gotischen Türme einer Kirche, die auf einer Anhöhe thronte. Ein anderes Gebäude, etwas tiefer gelegen, mit Säulenvorhalle und Statuen in der Nähe, verschwand rechts in der Ferne, sein Ende verdeckt; es musste groß gewesen sein, war aber größtenteils von den vielen Bäumen verborgen, von denen einige noch ihr dunkelgrünes Laub trugen. Ich hätte weitergeschaut, wenn niemand an der Tür ein Geräusch gemacht hätte. Ich drehte den Kopf. Ich nahm an, Duval käme zurück. Aber nein; es war General Kilinov, der eintrat. Ich war überrascht, nach der Warnung meines Begleiters und meiner Wache. Doch ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken; der General rückte vor.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er kam mit seinem schönsten Lächeln auf mich zu. Er schüttelte meine Hand und hielt sie einen Moment lang fest.

—Geht es Ihnen viel besser, Doktor?...

—Ja, ich glaube schon—, antwortete ich.

Er setzte sich hin, in einer Position, die der am Morgen sehr ähnlich war, und ich ahmte ihn nach.

Und dein Freund? Schläft er?... Ist er in der Nähe?...

"Bonín?... – Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. – Ja, er kam von dort; er muss wohl irgendwo hier sein..."

"Bonín!... Genosse Bonín!...", rief er aus und erhob die Stimme.

Natürlich antwortete niemand.

„Das ist seltsam“, sagte ich, nur um etwas zu sagen. Der General stand auf, ging ins Schlafzimmer, verschwand darin, und ich hörte, wie er Boníns Tür öffnete und ihn mit gedämpfter Stimme rief. Er kam zurück und sagte von der Tür meines Zimmers aus: „Er ist nicht da ... Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass er gegangen ist?“

„Nein, ich habe nichts bemerkt; vielleicht bin ich im Sessel eingenickt. Ich habe nicht gesehen, wie sie gegangen ist, und ich habe auch nichts gehört, weil sie mir seit unserer Ankunft in Madrid keinen Augenblick von der Seite gewichen ist.“

—Und was ist mit Genossin Elena?

—Sie ist vorhin in ihr Zimmer gegangen. Soll ich sie anrufen?

„Nein, rufen Sie sie nicht an“, sagte Kilinov und entschwand. „Sie sollten stolz sein“ – und gleichzeitig reichte er mir eine Zigarette in einem goldenen Etui – „dass ein Mann von solch hohem Format wie dieser Bonín sich ausschließlich Ihnen widmet ...“

—Glauben Sie das, General?...

—Ich nehme an, das wissen Sie genauso gut wie ich, Doktor...

—Glauben Sie mir, nein; ich bin so weit davon entfernt... Mein Leben, meine Berufung...

—Hat Ihnen Ihr Reisebegleiter nicht gesagt, was ich hier mache?

—Oh nein!... Wer ihn kennt, weiß, dass er zurückhaltend ist...

„Dr. Landowsky“, unterbrach er ihn, „ich bin der Chef des Militärgeheimdienstes in Spanien... Bitte sehen Sie von Reservierungen bei mir ab. Obwohl ich weit von Moskau entfernt bin, stehe ich in ständigem Kontakt mit der Zentrale.“

—Sie verblüffen mich, General; ich...

—Das weiß ich ganz genau; es geht mir nicht darum, mehr von Ihnen zu erfahren...; aber ich habe bestimmte Anweisungen bezüglich Ihrer Sicherheit, die keinen Raum für Zweifel lassen; sie kommen von ganz oben, verstehen Sie?... Und das kommt nicht oft vor, das weiß ich sehr wohl...

—Es wird nicht an mir liegen, der zu bescheiden ist; vielleicht liegt es an meiner Mission...

—Ja, vielleicht ist das seine Mission... Seine Mission, so wichtig und entscheidend...

Riskant, ich weiß, ich weiß... und als die Chefin ihn für sie auswählte...

—Tut mir leid, ich wurde nicht vom Chef ausgewählt... oder besser gesagt, vom jetzigen Chef...

—Ah!... Yagoda... —Genau, Yagoda...

—Nun ja, er lag meistens nicht falsch... Kennst du ihn gut?...

—In gewissem Maße...; seit erst kürzlich.

„Meinen neuesten Informationen zufolge wird er auf seinen alten Posten zurückkehren... Es gibt Gerüchte über eine schwere Krankheit, die Jekhov betrifft...“

Ich muss zusammengezuckt sein, und ich bemerkte, wie die grünen Pupillen des Mannes auf mich gerichtet waren. Ich habe mich nur mit Mühe erholt.

"Ist das möglich?", rief ich mit trockenem Mund aus.

General Kilinov zeichnete in diesem Moment mit dem Rauch seiner Zigarette eine Luftsignatur nach; sein Mund lächelte mit einer scharfen, aber undurchschaubaren Absicht... Er sah mich an, kam näher und sagte vertraulich, seine Stimme wie ein Seufzer senkend: "Und Sie sind genau deshalb überrascht..."

Ein eiskalter Schauer durchfuhr meine Wirbelsäule von oben bis unten... Was konnte das nur sein, um Himmels willen? Ich konnte mich nicht beherrschen. Ich legte einen Finger an die Lippen und muss gezittert haben. Ich fühlte mich wie eine Figur aus einem Roman von Alexandre Dumas. Er machte ein beredtes Zeichen der Diskretion und sagte mit seiner leisen, zischenden Stimme:

„Gut, gut, Doktor. Verstanden?... Verstanden, nicht wahr?“

Ich machte eine Geste, die er nach Belieben deuten konnte; in Wirklichkeit war es pure Verwirrung. Er fügte hinzu: „Keine Sorge. Kommen Sie

jederzeit zu mir; seien Sie vorerst diskret ... Wie sollen wir es anstellen? ... Schreiben Sie mir, was Sie wollen, und legen Sie es hier hinein ...“ – und er deutete auf die Nahtstelle, wo der Bezug des Sofas auf die Armlehne traf, wo er seine Finger hineinsteckte – „Ich komme jeden Tag und hole die Zeitung ab, falls es eine gibt; falls es etwas Dringendes gibt, klopfen Sie zweimal leicht an die Tür dieses Zimmers, wenn er nicht hinsieht ... Einverstanden?“

Und nun erhob er die Stimme, als wolle er im Nebenzimmer gehört werden. – Nichts.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Doktor, keine Umstände. Ich bin nur kurz vorbeigekommen, bevor ich losfahre; ich habe noch eine mehrstündige Reise vor mir. Brauchen Sie etwas?

—Nichts, General.

Er stand auf; ich wollte es ihm gleichtun, aber er schüttelte mir fest die Hand und ging.

Er ging schnell; er winkte mir sogar noch kurz vom Türrahmen aus zu und verschwand.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ein Glas Cognac zu trinken. Bald wurde mir eines klar: Jagoda und seine Komplizen glaubten, ich hätte ihre Befehle ausgeführt und Jechow sei mit Koch-Bakterien infiziert. Aber wie?... War Jechow wirklich krank?... Oder täuschte er es nur vor, um die Verschwörung zu untermauern und sie besser aufzudecken?... Doch das war nicht meine größte Sorge im Moment; wichtig war, wie ich mich in dieser neuen Situation verhalten sollte. Für die Verschwörer hier war ich auch ein Verschwörer... Und Duval?... Was sollte ich mit ihm tun? Sollte ich mit ihm sprechen oder nicht?

Auf wen konnte ich zählen? An wen konnte ich mich in einem so komplizierten Spiel anlehnen? Das waren meine Gedanken, als ich ein Gemurmel an der Tür hörte; ich schloss sofort ab und Duval erschien.

Er kam auf mich zu und rieb sich sichtlich zufrieden die Hände. Ich beobachtete ihn und spürte, wie mich die innere Frage kälte: Sollte ich es ihm sagen?

—Duval...— rief ich ihm zu.

—Bonín, Doktor, Bonín...—korrigierte er sich—. Wenn Sie es vorziehen, Gabriel.

„Hören Sie mir bitte zu.“ Er rührte sich kaum, als ob es ihn ärgerte, mir zuhören zu müssen. „Hören Sie zu“, beharrte ich, „ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen ...“

—Wie sieht es mit Ihrer Wunde aus?... Wie heilt sie?... Mir wurde gesagt, dass fast nichts mehr übrig ist und keinerlei Gefahr von Komplikationen besteht.

„Nein, es ist nicht meine Wunde; hören Sie“, sagte ich mit gesenkter Stimme, „es ist General Kilinov...“

„Was ist denn los?“, fragte er, ohne Anstalten zu machen, aufzustehen.

„Etwas sehr Ernstes, glauben Sie mir...“

—Ist Kilinov krank?

„Können wir uns zuallererst in Ruhe unterhalten?“, fragte ich und senkte meine Stimme noch weiter.

„Wollen Sie mich etwa beunruhigen? Sprechen Sie lauter, hier gibt es noch keine Mikrofone.“

Ich erzählte ihm einfach von meinem Gespräch mit dem General. Er hörte zu, ohne eine Regung zu zeigen. Ich beobachtete ihn und dachte daran zu fragen: „Könnte das ein weiterer Test sein? Das wäre doch dumm, oder?“

Er brach in schallendes Gelächter aus, fast laut, und klatschte sogar in die Hände.

„Sie haben ja ein Glück, Doktor! Sie sind unversehrt aus allen Tests hervorgegangen: den offiziellen und den anderen. Herzlichen Glückwunsch. Ich wusste das alles. Oder besser gesagt, fast alles, denn ich hatte etwas übersehen, als ich unter Ihrem Bett lauschte ... Sie sind klug, aber es ist Ihnen nicht in den Sinn gekommen, dort nachzusehen. In das andere Zimmer zu gehen, um mich zu suchen, war nur ein Vorwand. Sie dachten, Sie wären sicher, ich sei draußen auf der Straße, und deshalb haben Sie mich besucht. Ihre Wachen haben meine Rückkehr nicht bemerkt, obwohl sie direkt hier an dieser Tür standen ...“

—Wie ist Ihnen das gelungen?

„Ganz einfach; ich ging den Flur entlang, verdeckt von einem Paravent, den zwei Krankenpfleger – zwei gute Kerle – trugen, die, völlig erschöpft, direkt vor meiner Zimmertür stehen blieben und in ihre Hände spuckten. Sie werden verstehen, dass ich in Madrid nicht allein bin. Unsere großartige Einrichtung ist nicht so unvorbereitet!“

Er stand flink auf und lief unruhig hin und her. Er wirkte nervös, voller Lebensfreude, als ob er in seinem Element wäre; wie ein reinrassiger Hund mit einer prächtigen Beute vor Augen.

Ich wagte es, ihn mit einer Frage abzulenken: —Also, Bonín, wer hat mir wehgetan?...

—Warum, Doktor?...

—Sie sagten alle, es seien die Troztkisten gewesen, nicht wahr?... Nur der General zweifelt daran; Jagoda ist ein Troztkist, und seine Komplizen auch... Wie können sie mich töten, wenn sie mich für einen solchen Komplizen halten?...

Duval war einen Moment lang verblüfft, antwortete dann aber: „Überrascht dich das?... Hat Jagoda nicht seinen Tod befohlen? So habe ich es verstanden, nicht wahr?“

—Ja, genau das hat Mironov gesagt...

—Und täuschen Sie sich nicht: Solange Sie leben, werden Sie eine Gefahr für ihre Verschwörung darstellen.

—Etwas widerspricht Ihrer Schlussfolgerung, wenn ich mich nicht irre... Wenn es so ist, wie Sie sagen, warum sollte Kilinov dann kommen, sich zu erkennen geben und sich mir ausliefern?... Mir scheint, er widerspricht sich selbst.

—Sich Ihnen anvertrauen?... Seien Sie nicht naiv, Doktor; Sie haben immer noch die Möglichkeit des Tests; vergessen Sie die Technik nicht, mein Herr... Ich wollte ihn testen, Sie wollten ihn testen, er wollte

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wir wollten ihn testen... Wenn er ein Trotzlist wäre, müsste ich das wissen; ich betrachte seine Worte an Sie lediglich als ein Prinzip der Induktion.

—Aber in meinem Fall, meine Wunde...— beharrte ich, weil ich die Abweichung korrigieren wollte.

—Sein Fall, Doktor... Durch und durch trotzlistisch; offizielle und unumstößliche Schlussfolgerung... Haben Sie nicht gehört, wie der General sagte, der Autor habe gestanden?...

—Ja, aber...

„Wie können Sie es wagen, Doktor?... Er hat vor Gericht gestanden; niemand in der gesamten Union kann an der Aufrichtigkeit und Spontaneität seines Geständnisses zweifeln, und Sie am allerwenigsten, Doktor...“ Seine Augen blitzten vor Bosheit.

Und so war die Sache erledigt. Doch ich blieb mit tieferen Zweifeln zurück, verwirrter und verlorener denn je im schattenhaften Labyrinth aus Verbrechen und Verrat.

Welch eine entzückende Welt, geschaffen vom Atem des Marxismus!

XV

DAS RÄTSELHAFTE KILINOV-DUVAL-DUELL

Es war Abendessenzeit. Der freundliche Arzt, toleranter als ich selbst, erlaubte mir, nach Herzenslust zu essen. Ich war tatsächlich geheilt. Wir aßen zusammen; Duval war wortkarg, obwohl er nicht schlecht gelaunt war.

Nach dem Abendessen las sie mehrere spanische Zeitungen; dann vertiefte sie sich in einige Ausgaben der *Prawda*, von denen ich nicht weiß, woher sie sie hatte. Ella tat dasselbe. Ich fühlte mich etwas träge wegen meiner Verdauungsbeschwerden und gab der Müdigkeit nach, so wie ich da saß.

Das Klingeln des Telefons weckte mich. Duval sprang auf, um abzunehmen, und stürmte in mein Schlafzimmer. Ich war überrascht, dass er kein Wort sagte; er hörte einfach nur zu. Nach ein paar Minuten legte er auf und ging zurück an seinen Platz, aber er begann nicht zu lesen; er meditierte zweifellos; er starrte gedankenverloren an die Decke, wo die Rauchschwaden seiner Zigarette aufstiegen.

Die Telefonate gingen weiter, und er verhielt sich wie immer: Er sagte kein Wort, er hörte nur zu. Zwei- oder dreimal, wenn er zurückkam, machte er sich kurze Notizen. Ich warf einen Blick in das kleine Notizbuch, in dem er schrieb, aber er muss wohl Stenografie oder einen Code benutzt haben; ich neige eher zu Letzterem.

Elena blieb Duvals Manövern gegenüber gleichgültig und war ganz in ihre Lektüre der *Prawda* vertieft.

Duval legte den kleinen *Notizblock*, in dem er seine Notizen gemacht hatte, beiseite, wandte sich an Elena und befahl ihr: „Ich denke,

es ist am besten, wenn du schläfst; wenn sich nichts ändert, musst du sehr früh am Morgen aufbrechen.“

Sie fragte nicht nach einer Erklärung. Sie legte die Zeitung beiseite, verabschiedete sich und ging. Ich muss überrascht ausgesehen haben, aber Duval bemerkte es entweder nicht oder wollte es nicht.

Es war bereits ein Uhr, als er mich fragte, ob ich müde sei; ich verneinte; tatsächlich war ich nicht müde, denn der kurze Schlaf nach dem Mittagessen hatte mich hellwach gehalten. Er hingegen gähnte.

„Gut“, sagte er zu mir, „dann nehme ich es vom Dienst frei...“ Er präzisierte: „Mir ist aufgefallen, dass Sie mich mehrmals seltsam angeschaut haben, als ich zum Telefon gegangen bin... Ich bin sicher, mein Schweigen fällt auf, nicht wahr?... Unser Telefon ist seit einigen Stunden an eine andere Leitung angeschlossen, die abgehört wurde... Können Sie erraten, wessen?... General Kilinovs.“ Er hielt inne... „Die Sache“, fuhr er fort, „war technisch nicht schwierig: Einer meiner Assistenten hat es ausgeführt, ohne zu wissen, welches Telefon er anzapfen wollte. Natürlich könnte es aus anderen Gründen gefährlich sein. Ich habe keine ausdrückliche Befugnis über Kilinov; ich habe sie beantragt, aber das private Funkgerät der GPU befindet sich nicht in Madrid; das nächste ist einige Kilometer entfernt, denn im Stadtgebiet oder an der Front würde man es schnell orten. Das bedeutet, dass die Schutzanordnungen, falls sie überhaupt eintreffen, zwei oder drei Tage brauchen... Es ist möglich, dass sie gar nicht eintreffen, denn Kilinovs internationale Stellung ist derzeit so wichtig, dass die Zentrale die Verantwortung für die Kontrolle nicht offiziell übernehmen will, obwohl sie bereits unter Kontrolle ist und die Kontrolle sogar noch verschärft werden soll. Kurz gesagt, in dieser Situation müssen wir handeln. Selbstverständlich übernehme ich ab diesem Zeitpunkt die volle Verantwortung und stehe dafür gerade, wenn wir entdeckt werden. Verstehen Sie?... Nun gut, Doktor: Ich habe niemanden zur Hand.“ Wer geeignet oder sachkundig ist und mich im Schlaf vertreten kann, muss es tun, es gibt keinen anderen Weg, während die Zentrale die Dinge anders regelt... Ich nehme an, Sie sind dazu bereit, nicht wahr?... Natürlich warne ich Sie, dass es keine andere Möglichkeit gibt. Ihre Aufgabe ist einfach: Das Mundstück des Geräts ist mit Watte verstopft. Sobald Sie es klingeln hören, heben Sie ab und hören Sie zu. Rufen Sie mich laut, meine Tür wird offen sein und ich werde Ihnen öffnen. Versuchen Sie bis zu meiner Ankunft, die Worte zu verstehen, insbesondere Namen. Verstanden?... Da es keine Wahl gab, fügte ich mich meinem Schicksal. Er ging in sein Zimmer, und ich blieb wach und lauschte auf Anrufe. Um es bequemer zu haben, legte ich mich aufs Bett und begann zu lesen. Mehrere Stunden vergingen. Es muss gegen vier Uhr morgens gewesen sein, als das Telefon klingelte. Ich glaube, ich habe den kleinen Hammer nicht zweimal hämmern lassen, denn ich hob sofort ab. Ich lauschte: Eine Stimme, natürlich Russisch, versuchte sich verständlich zu machen, aber sie war nicht ganz verständlich. „Krimov, Krimov“, wiederholte es immer wieder. Die Person, die gerufen wurde, schrie laut, und gleichzeitig musste sie mit jemand anderem

gesprochen haben; dann hörte man Schritte. Es entstand eine Pause; sie mussten Krimov gesucht haben. Ich erinnerte mich an Duvals Befehl und rief ihn an; aber genau in diesem Moment sprach jemand Russisch am Telefon; ich verstand.

Perfekt. „Krimov hier, wer ruft an?“ „Ich bin's, kennen Sie mich?“ „Ja, General.“ „Hören Sie“, erwiderte er. „Warum brauchen Sie so lange? Es war doch nur eine einfache Unterschrift.“ „Weil“, antwortete der andere, „er sie liest.“ Ein wütender Ausruf entfuhr dem sogenannten General. „Was? Lesen? Warum? Er muss doch nur unterschreiben ... Aber kann dieser Käse überhaupt lesen? Gehen Sie sofort und lassen Sie ihn unterschreiben; ich warte keine Minute länger. Wenn er sich weigert, erwürgen Sie ihn mit dem roten Riemen um seinen Bauch!“

„Fünf Minuten, und seien Sie hier!“ ... Ich hörte das laute Klicken, das die Verbindung unterbrach; er rief immer noch Krimov an und wiederholte: „General, General.“

Das Gespräch war ein Strohfeuer; es dauerte kürzer, als es dauerte, es zu erzählen.

Als ich gerade auflegen wollte, bemerkte ich, wie Duval aufstand, sich ans Bett lehnte und mich ansah. Er musste barfuß hereingekommen sein, und ich konnte ihn nicht verstehen; er trug *seinen Schlafanzug*, war aber hellwach. Ohne auf seine Fragen zu warten, erzählte ich ihm getreu, was ich gerade gehört hatte. Er schien zufrieden ... und präzierte sogar: „Das muss wieder so ein Gefecht auf engstem Raum zwischen unseren und den republikanischen Offizieren sein, die ihr Gesicht wahren wollen ... Hast du ‚Käse‘ gesagt? ... Ah! Das ist der kleine spanische General, der angeblich die Madrider Front befiehlt; so nennen wir ihn; sein Kopf ist wie Käse ... Und außerdem redet er auch so. Ist aber nicht wichtig. Und Krimov könnte Gorev, Skobleski, Wolff sein ... Unsere menschliche Terminologie ist ein einziges Chaos. Krimov, Krimov ...“

Er tat so, als wolle er wieder ins Bett gehen, aber ich fragte ihn, ob ich ihn weiterhin anrufen solle.

Er steckte den Kopf aus dem Türrahmen: „Hören Sie

zu, und wenn Sie merken, dass Kilinov spricht, rufen Sie mich natürlich an; wenn er es nicht ist und Sie es für wichtig halten, rufen Sie mich auch an.“

—Was ist, wenn sie Spanisch oder eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe?

—Ja, ja, in diesem Fall natürlich. Sie verschwand. In dem Moment hörte ich ihr Bett knarren.

Ich musste die ganze Nacht nur zweimal zuhören. Es waren Anrufe von draußen; aber es konnten keine wichtigen Leute gewesen sein, denn eine Stimme meldete sich und sagte, sie sollten nach zehn Uhr morgens zurückrufen. Ich habe mir einfach die Namen notiert, an die ich mich jetzt nicht mehr erinnere.

Gegen acht Uhr übernahm Duval die Lausche; ich schlief schnell ein. Erschöpft hörte ich keine Anrufe, falls es welche gab. Gegen Mittag wachte ich auf, aß im selben Bett und schlief wieder ein. Ich wollte genug Schlaf bekommen, falls ich die ganze Nacht wach bleiben musste. Im Halbschlaf hörte ich die Türklingel und das Geräusch, als jemand abnahm und auflegte, aber ich schenkte dem keine Beachtung; ich wollte einfach nur schlafen. Am späten Nachmittag stand ich auf; die Krankenschwester kam, um mein Bett zu machen. Duval drängte sie zur Eile und ließ ihr keine Zeit, sein eigenes zu machen. Offensichtlich wollte er verhindern, dass Fremde im Zimmer waren, falls das Telefon klingelte.

Den ganzen Nachmittag über, bis etwa zehn Uhr, gab es sehr häufige Anrufe. Alle von ihnen Duval kümmerte sich um sie; aber ich konnte nicht deuten, welche Wirkung sie auf ihn hatten.

Elena ließ sich den ganzen Nachmittag nicht blicken. Als wir uns zum Abendessen hinsetzten, erlaubte ich mir, nach ihr zu fragen.

„Sie ist heute Morgen gegangen, haben Sie sie nicht gehört?“, erwiderte Duval. Wir aßen zusammen zu Abend; nachdem das Personal weg war, beschloss ich, ihm etwas zu entlocken.

Ich war von alldem sehr fasziniert und wollte zumindest etwas darüber erfahren. Die Zeit für Kaffee, Drinks und Rauchen war immer am günstigsten, und ich versuchte, sie auszunutzen.

„Wird das noch lange so weitergehen?“, wagte ich zu fragen.

—Ich glaube nicht, es sei denn, es wird etwas anderes angeordnet.

—Erwarten Sie, dass sie bald eintreffen?

—Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, dass ich es nicht genau weiß; die Geschwindigkeit hängt davon ab, ob die Anweisungen vom Hauptquartier oder aus Paris kommen. Im letzteren Fall sollten sie spätestens heute oder morgen eintreffen. Das ist möglich, da der stellvertretende Divisionsleiter bei unserer Abreise in Paris war, und ich glaube, er könnte sie Ihnen zukommen lassen. Ich verstehe Ihre Sorge. Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, dass das kein Problem ist.

—Es ist nicht so, dass ich neugierig wäre, verstehen Sie? Es ist nur so, dass ich, wenn ich mich viele Tage damit beschäftigen muss, keinen schwerwiegenden Fehler begehen möchte... Da mir das alles völlig fremd ist, wäre es nichts Außergewöhnliches; andererseits muss ich Ihnen ehrlich sagen, dass meine Angst mit jeder Stunde wächst; denn wie Sie mir bereits angedeutet haben, sind wir gegen Kilinov durch nichts unterstützt oder verteidigt.

—Eure „Freundschaft“ schützt euch... Ihr seid beide „wichtige Trotzkiten“ – und er verzog das Gesicht zu seiner typischen Grimasse –, ihr könntet euch jeden Unsinn ausdenken: dass ihr nichts wisst, dass ihr es nur zwei- oder dreimal gehört habt, dass ihr es für einen Fehler oder eine Verwechslung im Gemälde haltet... Andererseits müsste ich mich entweder selbst schlagen oder dich erschießen. Ich ziehe Letzteres vor.

Ich würde mich ganz sicher nicht in eine dieser noch jungen Geheimpolizeistationen in Madrid bringen lassen... Nicht, dass sie besonders raffiniert wären; aber ich glaube, sie prügeln die Leute, bis der Schädel knackt. Diese Spanier sind einfach und primitiv.

—Nun ja, das ist kein erfreuliches Bild...

—Selbstverständlich, Doktor... Und fühlen Sie sich nicht für Ihre Bemühungen entschädigt?

Ich war sehr traurig. Resigniert trank ich und senkte den Kopf, denn meine Entmutigung war meiner Langeweile ebenbürtig. Vielleicht würde ich bald durch die spanische, die französische oder die englische Hauptstadt schlendern können. Aber wissen, wissen – ich würde nie etwas erfahren. Duval ging im Zimmer auf und ab. Zweimal musste er telefonieren; beim zweiten Mal dauerte das Gespräch lange, und ich sah, wie er sich Notizen machte. Er ging noch eine Weile auf und ab, ganz in Gedanken versunken und sichtlich konzentriert. Schließlich, als ob er eine Entscheidung treffen müsste, setzte er sich; er schenkte mir und sich selbst ein Getränk ein.

—Erinnern Sie sich, Doktor, — begann er, an die berühmte Nacht Ihrer Prüfung?...

Ich konnte seinen Blick nur wenige Sekunden ertragen; er war ungerührt, vollkommen ruhig, während er sich an das Ereignis erinnerte; ich wurde bis in die Zehenspitzen rot und musste die Augenlider senken. Ich versuchte zu nicken, aber ich weiß nicht einmal, ob es mir gelang. Und er fuhr fort: „Erinnern Sie sich noch gut an unser

Gespräch? ... Ich meine den Teil, der Spanien betrifft; denn dieser Abschnitt, obwohl er nur einen Teil der Beweise darstellt, war keine Lüge; die Technik gebietet es, die eigentliche Lüge aus Gründen der Effektivität mit Teilwahrheiten zu umgeben. Nun bin ich froh, dass ich es getan habe, denn es erspart mir eine lange Erklärung. Sie werden sich erinnern, dass ich Ihnen von der Schattenschlacht erzählt habe, die hier tobt; die erste, die der Trotzismus, nennen wir es so, zusammen mit seinen Verbündeten gegen Stalin führt, und wir sind mittendrin ... nicht zufällig, ich glaube nicht, dass Sie so naiv sind zu glauben, nur in Madrid könne Ihre Wunde heilen; es war nur ein Vorwand, den ich benutzte, um an einen Ort zu kommen, der mich anzog ... und ich bereue es nicht.“

Ich vermutete, dass Stalins Feinde dieses spanische Abenteuer nutzen würden, um Kontakte zu ihnen wohlgesonnenen Regierungen und internationalen Persönlichkeiten zu knüpfen. Schließlich besaßen sie als älteste Revolutionäre, die am längsten im Ausland verbracht hatten, die größte Fähigkeit und das größte Talent, im Spanischen Bürgerkrieg – einer äußerst komplexen Angelegenheit – aktiv zu werden. Selbst wer die Gründe für die Hinrichtung Sinowjews und Kamenews im August nicht kennt, erkennt deutlich, dass Stalin einen wunden Punkt getroffen hat. Ich glaube, dass bald etwas ans Licht kommen wird, das dies weiter untermauert. Konkret liefern sich die beiden Seiten – Stalin auf der einen, England und seine Verbündeten auf der anderen – einen stillen, aber heftigen Kampf auf der spanischen Bühne. England wird von Frankreich unterstützt, und beide werden von den Trotzisten gestützt; dies erweist sich als gefährlich. Ich glaube, dass die nach Spanien entsandten Männer, ohne es zu ahnen, Stalins wirksamste Feinde sind. Natürlich arbeiten sie mit Hochdruck für den Sieg der Loyalisten, das lässt sich nicht leugnen, aber unter einer Bedingung: dass ihre Fraktion innerhalb der Loyalisten vom Sieg profitiert, und falls das nicht möglich ist, dass die künftige Regierung – sei sie bürgerlich, anarchistisch, trotzkistisch oder eine Mischung daraus – England in seiner Außenpolitik gehorcht; das ist eine *unabdingbare Voraussetzung*. Verstehen Sie?

Es ist wichtig, und für sie scheint es unglaublich einfach zu sein, denn die Kräfte, die sie intern kontrollieren, sind weitaus mächtiger als unsere, und außerdem besitzen sie die Macht des Verrats. Merkwürdig: Moskau hat sich in Spanien nur für eine Seite entschieden. London arbeitet mit beiden zusammen.

—Also, die Trotzisten...

Die trotzkistische Politik ist imperialistische Politik. Die englische Politik ist imperialistische Politik; aber im Moment sind die Engländer und die Trotzisten Verbündete, als ob ihre Imperialismen vereinbar wären; im Moment müssen die Engländer und die Trotzisten als „Wölfe derselben Generation“ betrachtet werden, wie die Spanier sagen (1).

—Und welche Rolle spielen die Spanier in diesem Krieg?

—Die Spanier? Ach! Die Spanier beschießen sich gegenseitig an der Front.

Ich erinnere mich fast wortgetreu an Duvals Aussagen. Tatsächlich sind mir fast alle seine Worte im Gedächtnis geblieben. Ich könnte sie zwar bald wieder vergessen, aber sie würden sich wie gesäte Samen in meinem Gedächtnis festsetzen. Vielleicht würde ich sie dann vergessen und sie nicht verstehen. Heute erinnere ich mich an sie und verstehe sie.

Dann fuhr er fort:

„Wir haben einen Vorteil: die Waffen; nur Stalin verfügt über ausreichende Reserven, das ist sein stärkstes Mittel, um sich durchzusetzen, Einfluss zu nehmen, seine Streitkräfte zu verstärken und besser auszurüsten.“ Und genau dies, ihr einzigartiger Triumph, der der Waffen, ist es, was die Verräter nun...

(1) Bezieht sich wahrscheinlich auf „Wölfe desselben Rudels“. (Anmerkung des Übersetzers).

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie verderben... Glauben Sie mir, das Zuhören hat sich gelohnt!... Jemand anderes, ohne mein Verständnis, das wohl nur wenige besitzen, hätte nichts bemerkt; Befehle zu erteilen, anzuraten, die Lieferungen der Union hierhin oder dorthin zu bringen, unter Berufung auf den Kriegsbedarf, alles nach den ausgefeiltesten strategischen Regeln, hätte niemanden beunruhigt; mich aber schon. Ich glaube, ich könnte Ihnen auf diesem Tisch eine genaue Karte des Schicksals unserer Waffen zeichnen; ich könnte auch eine weitere zeichnen, die die Zentren der uns feindlich gesinnten Streitkräfte zeigt, sowohl in ihrer Zusammensetzung als auch in ihrer Befehlsstruktur; nun, wenn wir beide Karten nebeneinanderlegen, werden wir unweigerlich ihre erstaunliche Übereinstimmung erkennen... Und wenn ich dem noch einige telefonische Befehle des großen Generals Kilinov hinzufüge, wird deren Ursprung enthüllt. Was meinen Sie, Doktor?...

Er wirkte strahlend, zufrieden und stolz; ich ermutigte ihn mit aufmerksamem Schweigen. Und er fuhr fort:
„Ich erzähle Ihnen das alles nicht, um anzugeben. Das tue ich normalerweise nicht, darauf können Sie sich verlassen. Ich weiß nur genau, worauf ich mich in diesem Moment einlasse. Und Sie sind nicht in so großer Gefahr, und Sie werden es noch weniger sein, das kann ich Ihnen versichern: Indem ich Ihnen das Wesentliche der Sache offenbare, versuche ich, eine verlässliche Informationsquelle zu sichern; prägen Sie sich das alles ein, und falls ich verschwinde, versuchen Sie, nach Moskau zurückzukehren und ihnen zu erzählen, was ich gesagt habe. Nur so werden Sie all Ihre kleinen Probleme lösen. Ich appelliere nicht an Ideale, die Ihnen fehlen; ich appelliere an Ihr eigenes und das Wohl Ihrer Familie, und ich bin sicher, das wird genügen. Nein, machen Sie keine Versprechungen; ich habe genug Erfahrung mit Versprechungen ...“

Und ein Blitz, ich weiß nicht, ob Verachtung, Wut oder Hass, oder alles zusammen, huschte aus seinen Augen und blendete mich einen Augenblick lang; und ich musste mir den Schweiß von der Stirn wischen, als ob ich aus jeder Pore weinte. Ich trank ein Glas Wasser, was mich merklich beruhigte; ich rauchte, um meine Gefühle und mein Erröten zu verbergen.

—Einverstanden, Doktor, Sie werden mein Bote sein; das ist sehr wichtig, merken Sie sich das. Nun zum nächsten Punkt: Ich muss im Morgengrauen aufbrechen, das Abhören obliegt Ihnen; hören Sie genau zu, machen Sie sich so gut wie möglich Notizen, aber streben Sie nach größtmöglicher Genauigkeit... dann müssen Sie mir Bericht erstatten, und zwar direkt Kilinov...

—Was! Was sagst du da?

„Beruhigen Sie sich ... schauen Sie mich nicht so an; ich erkläre es Ihnen: Ich fahre gegen fünf Uhr los, dann erwarte ich ein Signal; halten Sie kurz Ausschau“ – und er führte mich ans Fenster – „Können Sie den Brunnen in der Mitte des Platzes erkennen? ... Gut; falls ich zufällig zuhöre, müssen Sie genau in diese Richtung schauen; achten Sie darauf, ob eine Kutsche hält und ob die Straßenlaternen dreimal hintereinander an- und ausgehen. Geben Sie mir Bescheid; ich höre ab vier Uhr ebenfalls zu. Verstanden? ... Es ist möglich, dass Kilinov Sie wie beim letzten Mal besucht, sobald er von meiner Abreise erfährt. Sprechen Sie mit ihm, als ob Sie ihm vollkommen vertrauen, aber sagen Sie noch nichts; wenn er weg ist, hören Sie weiter zu ... Ah!“

Am besten wäre es, wenn Sie nach meiner Abreise in Ihrem Zimmer neben dem Telefon blieben. Sollten Sie ihn hereinkommen hören, halten Sie etwas Watte bereit und stopfen Sie damit den Hörer ab, damit das Telefon nicht klingelt, solange er hier ist. Ich erwarte ihn erst am späten Vormittag; er wird die Nacht sicher woanders verbringen. Er hat sich mit der hübschen, blonden Krankenschwester, die Sie kennen – die mit den sinnlichen Bewegungen –, zum Abendessen um zehn Uhr verabredet. Kilinov ist ein richtiger Frauenheld und lässt keine Gelegenheit aus.

Er glaubt, mit seinen teuflischen Augen, seinem Tenor-Blinzeln und seinen silbernen Flügeln sei er unwiderstehlich. Kurz gesagt: Wenn ich ihn vor 15 Uhr besuche, sagen Sie nichts. Sobald Sie danach irgendwo einen Anruf von ihm hören, geben Sie das vereinbarte Zeichen an der Tür und verstauen Sie Ihre Notizen vorher. Am besten prägen Sie sie sich ein, verwischen Ihre Handschrift und legen sie hier hin – er deutete auf das Fenster – außen auf die Fensterbank, zwischen Rahmen und Fenster. Das ist ein sicherer Ort. Wenn Kilinov kommt, sagen Sie ihm, Sie hätten angerufen, weil Sie das Abhören bemerkt hätten. Sie dachten, es gäbe ein Problem mit der Leitung, aber Sie sahen die Watte im Hörer. Er sollte sofort verstehen, was los ist. Wenn er nachsieht und unten feststellt, dass sein eigenes Telefon abgehört wird, wird er Ihnen Fragen stellen. Antworten Sie, dass Sie jedes Mal genau zugehört und sich Notizen gemacht haben und dass Sie nichts Weiteres wissen. Ich kann den Rest nicht vorhersehen; ich weiß nicht genau, wie er reagieren wird. Aber ich vermute, er wird mich verfolgen und versuchen, mich mit allen Mitteln auszuschalten, natürlich unter Verschleierung seiner Beteiligung. Er wird versuchen, mich von den „unkontrollierten“ Männern unter seinem Kommando verhaften zu lassen. Kurz gesagt, das spielt keine Rolle mehr, da er zu spät kommen wird. Ich werde alles tun, um deine Abreise zu beschleunigen. Ich weiß nicht, wohin du gehst, aber sei versichert, wir werden uns sehr bald wiedersehen, und ich werde nicht lange von dir getrennt sein.

Es gab keine Zwischenfälle im Laufe des Abends. Duval schlief bis vier Uhr.

Er stand am Fenster und beobachtete das Geschehen; das Telefon klingelte nicht, ein klares Zeichen, dass Kilinov nicht da war. Es muss fast fünf Uhr gewesen sein, als Duval seinen Beobachtungsposten verließ. „Sie sind da“, sagte er nur; er zog sich schnell seinen Trenchcoat über, schnallte sich den Gürtel fester und zog sich eine kleine Baskenmütze über den Hals; er tastete unter seiner linken Achselhöhle, trank zwei Gläser Cognac, rauchte zwei oder drei Schachteln Zigaretten und verabschiedete sich mit einem völlig selbstsicheren „Bis morgen“.

Ich war allein. Wie schon so oft in ähnlichen Momenten zog mich das Gefühl der Freiheit zur Tür. Sie öffnete sich zu einem breiten, schwach beleuchteten Korridor, der weit entfernt endete. Draußen stand mein Wachmann, der unbewaffnet schien. Auf Russisch fragte er mich: „Was wollen Sie?“ Ich sagte nichts, und er rührte sich nicht. Sicher hätte er Einspruch erhoben, wenn ich auch nur einen Schritt hinausgewagt hätte, aber ich wollte ihn nicht herausfordern. Meinem Impuls nachgegeben, brachte ich nichts zurück und schloss die Tür. Ich schlief kein Auge zu und verspürte auch kein Bedürfnis danach; alles, was geschehen war, hielt mich hellwach. Ich dachte lange nach, wollte die Dinge klar sehen.

Nutzlos. Alles schien immer komplizierter zu werden.

Sie riefen erst nach zehn Uhr morgens an. Ich hörte Kilinovs Stimme und die einer Frau, die Französisch sprach. Er unterbrach das Gespräch kurz, entschuldigte sich bei der Frau, und ich hörte nur noch ihren Husten. Dann sprach er wieder, und ich verstand seine Worte deutlich: „Ich befehle Ihnen, umzukehren und nach Bilbao zu fahren.“ Ich notierte es mir und vermerkte sogar noch zwei oder drei weitere Anrufe. Meine Angst wuchs minütlich, also schaltete ich sofort das Telefon aus und ging auf die Couch im Nebenzimmer. Das war gut so, denn bis auf die Gefahr, ein Gespräch zu verpassen, konnte ich Kilinovs Besuch, der sogleich erschien, ganz ruhig empfangen.

Er betrat den Raum mit seiner vornehmen Haltung und seinem würdevollen Auftreten; er begrüßte mich sehr überschwänglich.

—Sein Leibwächter ist gegangen, nicht wahr?... Gegen fünf Uhr, so wurde mir gesagt.

—Tatsächlich—bestätigte ich—, um fünf Uhr.

—Na und?... Ist Ihnen etwas Außergewöhnliches aufgefallen?...

—Nichts, außer der außergewöhnlichen Art seines Abschieds; ich dachte, er würde mich nie verlassen.

—Er muss einen gegenteiligen Befehl erhalten haben.

—Von dir selbst, vielleicht?... —fragte ich mit der naivsten Stimme.

—Nein, natürlich nicht; ich habe keine direkte Weisungsbefugnis über ihn. Hat er Ihnen gesagt, wann er zurückkommt?

—Natürlich nicht; er sagte einfach nur „Wir sehen uns morgen“, und obwohl es bereits fünf Uhr war, weiß ich nicht, ob er heute oder morgen meinte.

—Ich weiß, dass sie noch niemand besucht hat.

„Tatsächlich niemand außer denen, die uns bedient haben. Nicht einmal der Arzt ist gekommen; gestern war natürlich nicht der vorgesehene Behandlungstag; meine Wunde heilt schon sehr gut.“

„Dann werden Sie uns wohl bald verlassen. Das hoffe ich, denn ich möchte mich jeder Verantwortung für das, was Ihnen zustoßen könnte, entziehen; Sie müssen verstehen, dass die Umstände hier es nicht zulassen, die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.“

—Ja, es ist möglich, dass meine Reise sofort stattfindet, wenn es nur von der Heilung meiner Wunde abhängt.

—Übrigens, Doktor, haben Sie eine Familie?... Jungen?... Mädchen?...

—Ja, General; ich habe einen Sohn und Töchter...

—Sehr gut, ich möchte Ihnen ein kleines Geschenk für Ihre Familie mitgeben; etwas, das sie an Madrid und Spanien erinnern wird... Ich nehme an, Sie werden keine Probleme mit dem Zoll haben...

—Ich hatte sie nicht, als ich wegfuhr; ich glaube auch nicht, dass ich sie haben werde, wenn ich zurückkomme.

—Perfekt, ich schicke dir heute noch ein paar Sachen, denn wenn du verreist, während ich weg bin, wäre es mir unmöglich, sie dir in letzter Minute zu geben.

Er sprach noch ein paar belanglose Dinge und ging sehr bald darauf...

Ich war wieder allein; ich schaute auf meine Uhr, es war elf Uhr. Ich schaltete das Telefon nicht ein; ich dachte mehrmals darüber nach, aber die Angst hielt mich davon ab. Ich zählte die Minuten bis drei Uhr.

Um mich abzulenken, blickte ich noch einmal aus meinem Fenster auf den Platz und die Prachtstraße.

Kaum Verkehr. Wie mir berichtet wurde, verließen viele Menschen, der Regierung folgend, mit dem Eintreffen der Rebellen vor den Mauern Madrids die Hauptstadt.

Das war wohl das Wichtigste. Die Leute, die ich von meinem Standpunkt aus sah, wirkten ziemlich heruntergekommen; nicht so zerlumpt wie in Russland, aber sie ahmten sowjetische Kleidung recht geschickt nach. Natürlich gab es im spanischen Klima nicht diese wandelnden Lumpenhäufen, die man im Winter in den Straßen Moskaus sieht, vor allem nicht in Gegenden, wo wir alles tun, um uns vor der Kälte zu schützen. Was ich sehr komisch fand, war der Anblick der loyalistischen Soldaten, die zwar immer ihre großen Pistolen oder Gewehre trugen, aber so unterschiedlich gekleidet waren, dass man sie ohne ihre Waffen nicht hätte unterscheiden können.

Ich konnte ihre Berufe herausfinden. Sie wirkten gewiss nicht wie gewöhnliche Bürger, aber niemand hätte sie für Soldaten gehalten; jeder trug, was ihm gefiel. Wenn ich überhaupt eine Gemeinsamkeit unter ihnen erkennen konnte, dann war es ihre Vorliebe für rote Kleidung und ihr langes Haar, sowohl auf dem Kopf als auch im Gesicht, das auf die ausgefallensten Arten geschnitten und frisiert war. In Frankreich und Deutschland trug niemand einen Bart. In Spanien war kaum ein Gesicht glatt rasiert. Davon abgesehen waren ihre Bewegungen fließend, vielleicht sogar etwas affenartig. Diese Soldaten waren fast immer gut gelaunt; die Zivilisten hingegen nicht. Viele von ihnen wirkten auf mich ungeschickt, blickten beim Marschieren ständig in alle Richtungen, als fürchteten sie, von einem Auto überfahren zu werden. Vielleicht rührten ihre Angst und ihr Misstrauen vom Kanonenfeuer der Rebellen her, das man ständig, nah und fern, hören konnte; ich sah einige Granaten in der Nähe explodieren. Wahrscheinlich fürchteten sie auch die Luftangriffe der Rebellen; während meines Aufenthalts gab es mehrere. Ich war nicht sonderlich besorgt, da das Gebäude deutlich mit den Symbolen des Roten Kreuzes gekennzeichnet war und ich nur versehentlich getroffen werden konnte. Das beruhigte mich jedoch nicht wirklich, denn ich wusste genau, dass es sich nicht nur um ein Krankenhaus handelte und dass die Rebellen möglicherweise Informationen über die dort untergebrachten russischen Offiziere hatten und entsprechend handeln würden. Was mich hingegen beruhigte, war das Wissen, dass sich über mir mehrere Stockwerke befanden, die für Bomben schwer zu durchdringen waren.

Jedenfalls beobachtete ich gerade eine Gruppe von acht oder zehn Soldaten, die zwei Passanten umzingelt und betatscht hatten, theatralisch mit ihren Waffen auf sie zielten und wild gestikulierten, als ich bemerkte, dass meine Uhr fünf nach drei anzeigte. Daraufhin verließ ich das Fenster. Ich stand einen Moment lang da, unsicher, was ich tun sollte; ich ging die Situation noch einmal durch und erinnerte mich an die Anweisungen, die ich erhalten hatte. Als ich sicher war, nichts vergessen zu haben, ging ich zum Telefon; ich entfernte den Wattebausch, der den Klingelton blockierte, und wartete.

Es dauerte eine ganze Weile, bis es klingelte. Endlich hörte ich den Gong. Es ging los. Kilinov sprach; ich meine mich zu erinnern, dass seine letzte Mitteilung auf Französisch war und Artilleriepläne betraf. Als er geendet hatte, verließ ich die Nische. Ich stand einen Moment lang unentschlossen da. Ich beschwichtigte meine Unsicherheit mit einem Schluck Cognac. Dann fasste ich einen Entschluss; ich ging zur Tür und klopfte wie verabredet. Ich hörte die Schritte des Wachpostens sich entfernen; ich wartete einen Augenblick und hörte ihn näherkommen.

Ich musste nicht lange warten. General Kilinov erschien sehr schnell.

—Haben Sie mich gerufen, Doktor?

—Ja, ich möchte Ihnen etwas sagen, das Ihnen vielleicht albern vorkommt, aber es könnte auch wichtig sein.

—Was ist das?...

Ich erzählte ihm die Sache mit dem Telefon, wie Duval es mir aufgetragen hatte. Dabei beobachtete ich aufmerksam seine Gesichtsausdrücke. Er musste ein undurchschaubarer Mann gewesen sein, oder vielleicht war ich einfach ein sehr schlechter Beobachter, denn ich konnte nicht die geringste Spur von Unbehagen erkennen. Er ließ mich ausreden; dann ging er in mein Schlafzimmer und untersuchte das Telefon. Er nahm den Hörer ab, blickte in den Hörer, steckte seinen kleinen Finger hinein, entfernte die Watte, lauschte einen Moment und legte wieder auf. „Warten wir, bis jemand anruft.“ Wir setzten uns beide in das andere Zimmer. Er schwieg, sein Blick schweifte umher; er schien nachzudenken, sich zu erinnern.

Wir konnten unsere Zigaretten rauchen, ohne dass die Türklingel läutete; aber schließlich klingelte es doch. Kilinov ging schnell hin, um zuzuhören. Er schloss einfach die Augen, als ob er sich konzentrieren wollte. Dann legte er den Hörer auf und sagte nur: „Es ist einer meiner Leute angeschlossen.“

Er kam wieder heraus und setzte sich; ich tat es ihm gleich, ein fragendes Gesicht, das ich so sehr zu betonen suchte, dass es fast Angst widerspiegelte. Doch er antwortete nicht; im Gegenteil, er befragte mich seinerseits verbal. Er wollte im Detail wissen, welche Manöver Duval in jenen Tagen durchgeführt hatte. Seine Fragen waren kalt und unerbittlich.

Meine Lage war heikel; ich gab einfach meine völlige Unwissenheit zu und erwähnte lediglich, dass ich zufällig einen Blick auf die Handschrift meines Begleiters geworfen hatte und dass es sich anscheinend um seinen Code oder seine Kurzschrift handelte. Er wollte wissen, ob ich gesehen hatte, wie er irgendjemandem – einer Krankenschwester, einem Arzt oder einem Wachmann – etwas gegeben hatte, da er ja bereits wusste, dass uns keine Fremden besucht hatten. Ich verneinte, es sei denn, er hätte es getan, um mich zu meiden. Ich wollte keine klare Antwort geben, und er verlangte konkrete Aussagen.

Schließlich beendete er sein langes Verhör und stand auf. Er schüttelte mir recht herzlich die Hand.

„Ich komme wieder, Genosse“, sagte er. Es war das erste Mal, dass er mich so ansprach. Ich deutete es als Ausdruck von Wertschätzung und Dankbarkeit. Ich empfand eine gewisse Freude; Wertschätzung und Dankbarkeit bedeuteten für den Moment Sicherheit.

Mehrere Stunden vergingen, ohne dass etwas passierte. Das Telefon klingelte nicht mehr. Ich lief nervös im Zimmer auf und ab. Gegen sechs Uhr kam der Arzt; er war mehrere Tage abwesend gewesen. Meine Narbe war in Ordnung.

Eine halbe Stunde später kehrte Kilinov zurück. Ihm folgte ein russischer Soldat, der ein großes Tablett trug.

—Wir werden zusammen Tee trinken, Genosse.... Richtigen Tee.

Der Soldat richtete den Gottesdienst aus und zog sich unter lautem Fersenklatschen salutierend zurück. Ich war unwillkürlich stolz. Der Unterschied zwischen „unseren“ Soldaten und den *Amateuren* des bolschewistischen Spaniens war gewaltig. Wir nippten an unseren Tassen. Kilinov sagte zu mir: „Ich habe Boníns Verschwinden gemeldet und um Anweisungen bezüglich Ihrer Person gebeten; ich erwarte sie jeden Moment. Paris hat sie vor Einbruch der Dunkelheit versprochen, und wie Sie sehen, wird es nicht mehr lange dauern. Ich hatte keinerlei Anweisungen, außer denen, die Ihre und seine Sicherheit betrafen. Sein Verschwinden ändert die Lage, und ich musste um Befehle bitten. Sollte man mich bitten, noch etwas zu warten, werde ich dafür sorgen, dass Ihr Aufenthalt so angenehm wie möglich wird. Was halten Sie davon, an einen angenehmeren Ort zu ziehen? Sicherlich weiter weg von der Front; zum Beispiel auf eines der schönen Landgüter im Osten ...“

Die spanischen Aristokraten besaßen prächtige Exemplare, und einige sind bis heute *komfortabel*.

Ich dankte ihm, gab vor, erfreut zu sein, und erlaubte mir dann zu fragen: „Ist Boníns Manöver und seine Flucht eigentlich wirklich so wichtig ... falls es sich überhaupt um eine Flucht handelt?“

—Ich weiß es immer noch nicht, Doktor; bisher deutet alles auf eine Verurteilung hin; sein Verhalten scheint das eines Spions zu sein... Nun denn: In wessen Diensten steht er?

—In meinem langen Kontakt mit ihm wirkte er auf mich gewiss wie ein fanatischer Kommunist... Wenn das alles nur eine Komödie war, dann eine gute Komödie!

—Ja, natürlich, er stand unter meinem Kommando und berichtete dem Militärgeheimdienst; innerhalb kurzer Zeit leistete er wichtige Dienste. Er ist scharfsinnig, kühn und besitzt eine außergewöhnliche Fantasie. Nun ja, ich weiß nicht; er ist Spanier, wissen Sie...

—Chilenisch.

—Ja, so in etwa; aber es ist dasselbe. Jedenfalls kann ich nichts weiter dazu sagen. Meine Abteilung arbeitet daran, ich denke, ich werde bald etwas wissen ... Es sei denn ...

Er hielt inne, um sich eine weitere Tasse einzuschenken. Plötzlich fragte er mich:

„Würden Sie mir den Grund Ihrer Reise nennen?... Da Sie aus Berlin geflohen sind, nehme ich an, dass Sie...“

„Das ist etwas, was in den erhaltenen Befehlen nicht vorgesehen war“, wich ich aus; „angesichts der Ereignisse, General, muss ich so handeln wie Sie. Warten Sie auf Anweisungen.“

—Natürlich... absolut; aber... wir könnten uns gegenseitig ein paar Tipps geben. Hattest du zum Beispiel etwas Bestimmtes in Madrid zu tun?

—Nein, ganz bestimmt nicht, das kann ich Ihnen versichern; ohne meine Verletzung wäre ich in Paris geblieben; vielleicht wäre ich, nachdem ich meine Mission erfüllt hätte, wieder in Moskau...

—Ah! War Ihre Mission speziell in Paris?...

—Ja, in Paris—ich hatte keine andere Wahl, als dies zu bestätigen, aus Angst, einen Fehler gemacht zu haben.

Und wäre seine Reise hierher ohne seine Verletzung völlig unnötig gewesen?

—Gar nicht.

—Wessen Idee war es, dass du kommst?...

—Ich weiß es natürlich nicht; aber ich meine mich zu erinnern, dass Bonín es einem anderen Chef, der sich in Paris aufhielt, vorgeschlagen hat.

—Das klärt die Sache für mich ein wenig... Können Sie mir sagen, wo Bonín war, als Sie verwundet wurden?

—Natürlich in Paris.

—Nein, das meine ich nicht. Ich meine den genauen Ort zum Zeitpunkt des Angriffs.

—Ah! Das weiß ich nicht... Ich meine mich zu erinnern, dass er sich kurz vor meiner Ankunft verletzt in dem Hotel aufgehalten hatte, in dem ich wohnte; die Wahrheit ist, dass er kurz nach mir mein Zimmer betrat.

—Erinnerst du dich an keine weiteren Einzelheiten?...

—Ja, ich glaube, er stritt sich mit dem Pariser Bürgermeister über die Stunden, über die Minuten...

Wollte der Chef wissen, wo er sich zum Zeitpunkt des Angriffs befand?

—Nein, gewiss nicht; vielmehr warf Bonín ihm vor, nicht schnell genug Maßnahmen ergriffen zu haben, um mich besser zu schützen, da er ihm selbst mitgeteilt hatte, dass die Troztkisten mich angreifen wollten.

Er verharrte einen Moment in Meditation.

—Und Sie glauben, die Troztkisten?...

„Um ehrlich zu sein, General, ich weiß nicht wirklich, was diese Troztkisten wollen... Ich habe keine politischen Leidenschaften; ich kümmere mich nicht um die interne Politik der Partei; ehrlich gesagt...“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich habe kein Wort verstanden. Ich befolge und akzeptiere einfach die offizielle Anweisung.

Ich füge mich und diskutiere nicht.

—Nun ja... Aber seine Passivität wird nicht so groß sein, dass es ihm egal wäre, ob seine Angelegenheit etwas mit Trotzismus zu tun hat.

„Dafür müsste ich wissen, was und wer die Trotzisten sind, und das scheint mir zu schwierig zu klären; die trotzkistische Front ist, wie ich gehört habe, so breit gefächert, dass diejenigen, die Hitler dienen, genauso trotzkistisch sind wie Musolini, Chamberlain oder Poincaré... All diese Namen scheinen in einigen der aufsehenerregendsten Prozesse der Union gefallen zu sein.“

—Ja —er lächelte —es ist ein ziemliches Durcheinander... für viele Techniker... Aber wie sieht es mit Ihrem persönlichen Verhalten aus?

—Das ist keine Angelegenheit, die den Trotzisten vorgelegt werden kann.

—Also... richtig?...

—Ja, behalte es für dich; rechtsradikal, rechtsextrem.

—Perfekt, Doktor, keine Sorge... Das schränkt meine Vermutungen ein... Mal sehen. Wenn die Sache nicht trotzkistisch ist, werden Sie mir zustimmen, dass die Trotzisten kein logisches Interesse daran hatten, sie zu unterdrücken... oder nicht?

—Das scheint ziemlich offensichtlich. Also, wer?...

—Eine eindeutige Antwort ist nicht einfach; vielleicht kann die Frage hier Klarheit schaffen, oder umgekehrt kann die Spionage hier den Angriff aufklären... Die Hypothese eines Zusammenhangs erscheint rational.

—Vielleicht. Obwohl ich nicht so feinschlüssig wie Sie, General.

—Eine Frage noch: Wann wurden Sie mit der Angelegenheit betraut?... Können Sie sich noch genau erinnern?

—Ja, selbstverständlich; Anfang September.

—Noch eine Frage: Wer hat den Service in Auftrag gegeben?...

—Soll ich es sagen?

—Es ist eine Kleinigkeit, die nichts über die Sache selbst aussagt; denk mal darüber nach. Welcher Chef war es denn nun genau? Spiegelglas?...

—Ich habe diesen Namen noch nie ausgesprochen gehört.

—Aber wissen Sie, wer Ihnen diesen Befehl gegeben hat?...

—Natürlich weiß ich, wer er ist.

—Sei nicht skrupellos... Siehst du, es betrifft sogar deine persönliche Sicherheit.

—Gut, General; es war der Kommissar für Innere Angelegenheiten selbst.

—Jehov?...

—Nein

—Yagoda?...

—Genau.

—Und Sie haben anschließend weder innerhalb noch außerhalb der Union Gegenbefehle oder Änderungen erhalten? Nichts widerspricht dem Plan, den er Ihnen vorgelegt hat?...

—Keineswegs; die Sache ist genau dieselbe; abgesehen vielleicht von kleinen Details wurde alles gemäß seinen Anweisungen befolgt; zweifellos wurden sie nicht im Geringsten verändert...; wäre ich nicht verwundet worden, glaube ich, dass ich am nächsten Tag oder wenige Tage später meine Mission erfüllt hätte, und bis dahin habe ich keinen Befehl erhalten, der auch nur im Geringsten von dem Plan abgewichen wäre, den Yagoda für mich entworfen hatte.

—Sehr gut, perfekt... Obwohl ich glaube, dass ich durch die Arbeit der Wahrheit immer näher komme.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Er nahm ab; ich verstand nur ein paar einsilbige Worte. Er legte auf und bat um einen Rückruf. Seine Worte, gesprochen auf Russisch, lauteten ungefähr: „Er kann jederzeit zurückkommen ... Seien Sie am Tor sehr diskret ... Alles ist normal. Folgen Sie ihm hierher, aber mit Abstand, damit er Sie nicht bemerkt ... Ja, rufen Sie 112 an ... Dort entlang.“

Kilinov kehrte mit einem Ausdruck großer Zufriedenheit an meine Seite zurück.

„Es sieht so aus, als würde er zurückkommen. Jemand hat ihn angerufen; ich habe eine Nachricht für ihn erhalten, dass ich bis Mitternacht mit Neuigkeiten rechnen soll. Anscheinend hat er dieser Person gesagt, sie solle ihn heute Abend hier anrufen.“

Nun war ihm die Zufriedenheit deutlich anzusehen.

„Wie dem auch sei“, fuhr er fort und zündete sich eine Zigarette an, „ich glaube, er wird kommen, dem Telefonat nach zu urteilen. Er wird von selbst kommen.“

Und in seinen Augen blitzte ein winziger Funke auf, wie die Augen einer Katze in der Dunkelheit.

Er runzelte die Stirn, was wohl seine Freude ausdrückte. Dann telefonierte er, und der Soldat von vorhin erschien mit mehreren Flaschen und einem Cocktailshaker. Er stellte den Inhalt auf den kleinen Tisch und mixte uns ein Getränk – dessen Namen ich vergessen habe – mit Likören, Kirschen und Ingwer.

„Es wird dir schmecken“, versicherte er mir und reichte mir ein Glas.

—Es war in der Tat ein angenehmer und kräftiger Wein. Er trank ihn auch.

—Es ist halb neun—sagte er—; ich denke, ich kann Ihnen noch etwas Zeit widmen... Yagoda hat Ihnen eine Angelegenheit anvertraut, die Sie, ohne gegenteilige Befehle erhalten zu haben, ausführten, als das Unglück geschah..., nicht wahr?

—Kurz gesagt, ja; das war's.

—Also, Ihr Angriff... meinen Sie nicht, es wäre am sichersten, ihn demjenigen zuzuschreiben, der ein Interesse daran hatte, Sie an der Ausführung Ihrer Mission zu hindern?

—Ich stimme zu, dass der Verdacht eine logische Grundlage hat.

—Sag mal: Hast du nicht intuitiv, aus einer Ahnung heraus, nennen wir es mal so, schon mal jemanden in deinem Umfeld verdächtigt?...

—Absolut nicht...; außerdem, nachdem ich durch sein eigenes Geständnis sehr früh erfahren hatte, wer der Täter war, wie hätte ich mich der Suche nach ihm widmen können, wenn er bereits entlarvt war?...

—Beziehen Sie sich auf den stellvertretenden Polizeichef in Paris?...

—Ja, Sie haben uns Ihr Geständnis ja selbst mitgeteilt...

—Ja, ich habe es ihm gesagt...; aber versuchen Sie Folgendes: Vergessen Sie für einen Moment meine Nachricht; glauben Sie, dass ich mich geirrt oder gelogen haben könnte...; dann gehen Sie in Ihrer Erinnerung zurück; versetzen Sie sich genau in den Moment, als Sie verwundet wurden, kehren Sie langsam zu diesem Augenblick zurück...; schauen Sie genau hin, rufen Sie sich Ihre schwächsten Gedanken in diesen ersten Augenblicken in Erinnerung, als Sie sich etwas beruhigten... Wer erschien Ihnen als Verdächtiger?

In diesem Moment wirkte Kilinov wie ein lächelnder Mephisto. Ich konnte fast ahnen, worauf er hinauswollte. Als er meinen kurzen Ausdruck des Unverständnisses bemerkte, fuhr er fort: „Es ist sehr wichtig, glauben Sie mir. Meine eigene

Erfahrung und einige meiner Studien haben mir die Bedeutung der flüchtigen Gedanken der Opfer in den ersten Augenblicken verdeutlicht. Ein sehr hoher Prozentsatz kann erraten, wer der Angreifer ist, wenn er die Person vorher kennt. Das Problem ist, dass dieses Bild fast immer durch äußere Einflüsse ausgelöscht wird, durch die unfreiwillige oder bewusste Suggestion derer, die sie für fähiger halten, die Entdeckung zu machen. Aber seien Sie versichert, dass die Intuition oder Vorahnung des Opfers im Moment des Angriffs auftritt, sofern dieser es nicht seiner geistigen Fähigkeiten beraubt. Ich glaube, dass sich die psychische Anspannung des Angreifers in eine sehr intensive telepathische Strahlung umwandelt, die das Opfer durchdringt und in sein Bewusstsein eindringt, während die Kugel oder die Waffe in sein Fleisch eindringt. Der Mörder ist ein Sender dieser Strahlung.“ Das Opfer ist ein Empfänger von Empfindungen, die sich mit der Größe der Wunde vervielfachen.

—Wissenschaftlich finde ich Ihre Theorie sehr interessant und allgemein gültig. In meinem Fall jedoch, angesichts des angewandten Verfahrens, fällt der Zeitpunkt, an dem sich meine Empfänglichkeit verstärkt, nicht mit der Handlung des Täters zusammen, die mich verletzt. Sie kennen das Verfahren vermutlich, nicht wahr?

—Ja, ich kenne ihn... und ich kenne sogar den Erfinder. Kennst du ihn nicht?

—Ich habe keine Neuigkeiten.

—Nun ja, der Erfinder ist eben dieser Gabriel...

„Er hat es mir nicht gesagt, und er war es, der mir das Gerät beschrieben hat... Übrigens, jetzt erinnere ich mich, beschloss er, die Waffe zu verbessern, da sie nicht in der Lage war, lebenswichtige Organe zu treffen... Wissen Sie, ich bin einer tödlichen Verletzung nur entgangen, weil eine meiner Bewegungen mein Herz aus der Schusslinie befördert hat...“

—Das ist ja alles sehr merkwürdig... Und welche Verbesserung haben sie denn erzielt?

„Ganz einfach, die Kugel vergiften“, gestand ich fast instinktiv, ohne groß nachzudenken, obwohl ich es sofort bereute. „Interessant!“, sagte er

konzentriert. „Bonín erinnert, nachdem er merkt, dass du dem Tod entkommen bist, augenblicklich eine Verbesserung, die dich, hätte er sie an dir angewendet, mit Sicherheit getötet hätte ... nicht wahr?“

-Ja, so ist es ...

—Interessant, nicht wahr? Sicherlich keine aussagekräftigen physischen Beweise. Aber reichlich Material für Vermutungen. Finden Sie nicht auch?

—Was schließen Sie daraus?

—Nichts, absolut nichts bisher... Aber was, wenn sich Bonín als Verräter entpuppt...

—Trotzkist?...

—Faschist... wenn man zwischen Faschisten und Trotzkisten unterscheiden will...

—Und was wollten Sie sagen?...

—Wenn er sich als faschistischer Spion herausstellt... und der Anruf ihn belastet, könnten wir uns eingehender mit dem Ursprung und dem Täter des Angriffs befassen... Es ist schon jetzt zu viel Trotzkismus, um ihn zu erklären.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

alle!...

Ich zog es vor, dies mündlich zu klären:

—Wollen Sie damit sagen, dass, falls sich Bonín als Verräter herausstellt, er derjenige war, der den Anschlag auf mich geplant hat?

-Zum Beispiel.

Ich wagte es, ironisch zu sein: „Und

was, wenn er sich doch nicht als Verräter entpuppt, nicht wahr?“

Er blickte erneut auf seine Uhr; ich tat es ihm gleich. Meine war ein klobiges Gerät mit silbernen Abdeckungen, das man mir in der Botschaft zusammen mit meiner Kleidung und meinen Habseligkeiten ausgehändigt hatte; zweifellos ein ähnliches Modell wie das, das der echte Zielinsky benutzt haben musste.

„Was ist das, Doktor?“, fragte der General und deutete auf meine Stoppuhr. „Eine ansehnliche Antiquität! Hätten Sie gern eine goldene? Wir haben eine vielfältige Sammlung. Ich schicke Ihnen ein schönes Exemplar.“

Als wir an der Tür standen, versicherte er mir, er würde nach dem Abendessen zurückkommen. „Wir trinken ein Glas Champagner, während wir auf seinen Freund warten ...“ Mir fiel sofort die Ironie auf, mit der er „seinen Freund“ formulierte.

Ich blieb allein zurück und dachte, dass auch dieser Mann etwas Außergewöhnliches sein musste. Seine Persönlichkeit war ebenso bemerkenswert wie sein Auftreten. Sein Ausdruck, zurückhaltend und doch präzise; seine Gesten, stets feinfühlig und fließend; seine Modulation und sein Akzent ... etwas ganz Eigenes, fremdartig, aber mit einer scharfen Nuance. Eines war klar und offensichtlich: Er empfand einen tödlichen Hass für Duval, einen Hass, der dem von Duval für ihn in nichts nachstand. Wahrlich würdige Rivalen. Wäre ich nur Zuschauer gewesen, welch ein grandioses Schauspiel hätte der Kampf zwischen den beiden geboten!

Kilinov tauchte gegen elf Uhr wieder auf; ich hatte bereits zu Abend gegessen und genoss gerade meinen Kaffee. Kurz darauf traf der Pfleger mit einer Flasche Champagner ein.

Wir unterhielten uns und tranken anschließend noch etwas, als es angenehm kühl war. Er ging nicht näher auf ein bestimmtes Thema ein; er erzählte von Begebenheiten und Anekdoten aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Mir fiel aber auf, dass er mich beobachtete und mich zum Trinken aufforderte.

—Trinkt, trinkt... Es gibt noch mehr...

Ich schloss daraus, dass er mich an diesem Abend zum Reden bringen wollte. Doch irgendetwas vereitelte seinen Versuch. Der Ordonnanz, der gegangen war, kehrte mit einem abgestempelten Papier zurück. Kilinov öffnete es und las es sofort. Dann entließ er den Ordonnanz.

—Irgendwas an dir— sagte er.

Darf ich fragen?...

—Marschordnung.

-Wohin?

—Kein festes Reiseziel. Sie werden Spanien zweifellos verlassen. Sollten Sie in eine andere Stadt innerhalb der loyalistischen Zone reisen, würde ich benachrichtigt, da Sie weiterhin meiner Gerichtsbarkeit unterstehen würden. Sie reisen mit dem Flugzeug; daher müssen Sie natürlich durch Frankreich fliegen. Ich weiß jedoch nicht, ob Sie dort bleiben oder Ihre Reise fortsetzen werden.

—Und nichts über Bonín?...

—Bislang nichts.

—Sie wissen also nicht, wer mein... Begleiter sein wird?...

—Keineswegs, nicht bevor es sich mir präsentiert.

—Sie werden verstehen, warum ich etwas beunruhigt bin... Diese Flucht – ich denke, ich kann es so nennen – meines Vormunds bereitet mir Sorgen.

„Wir unternehmen wirklich große Anstrengungen, ihn zu finden, glauben Sie mir. Aber das hier ist nicht die Gewerkschaft; die Dienste sind sehr mangelhaft... Deshalb müssen wir die Ermittlungen aufteilen; nach dem, was wir bisher herausgefunden haben, kann ich die Organisation, für die er arbeitet, noch nicht genau bestimmen...“

—Sie sind ein Faschist, nicht wahr?... Ich habe versucht, das aus den Fakten abzuleiten... Wer könnte denn daran interessiert sein, Sie auszuspionieren, General?... Finden Sie nicht auch?

Die Hypothese ist nicht unvernünftig, Doktor; aber wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie verstehen, dass die Sache viel komplizierter sein könnte. Sie wissen, wie die Dinge in der Gewerkschaft laufen; Sie wissen etwas ganz Genaues...

Kilinov betonte seine Worte mit Nachdruck. Doch ich konnte nicht erraten, worauf er anspielte: ob auf mein Attentat, den Grund meiner Reise oder ... die „Dinge“ in Moskau. Trotzdem gab ich mich intelligent, als würde er mir alles erklären. Und der General fuhr fort: „Für einen Faschisten ist das zu gewagt. Nein, das kann nicht sein; ich kenne Gabriels Geschichte gut genug; sie

enthält genügend Fakten, um ihn zu hängen ...“

In diesem Moment klingelte das Telefon. Kilinov nahm ab und sagte nach ein paar Minuten: „Schick es her.“ Mein Herz raste. Könnte es Duval sein? ... Doch Kilinov kehrte zu mir zurück und sagte nichts.

—Irgendwas über Bonín?— wagte ich zu fragen.

—Nein, ich glaube nicht; es handelt sich um eine dringende Mitteilung.

Es klopfte an der Tür. Kilinov gab die Erlaubnis, und ein Soldat, der russisch aussah, erschien und stand stramm, einen Umschlag in der Hand. Der General ließ ihn zurücktreten. Er öffnete den Umschlag und nahm ein kleines Blatt Papier heraus. Er trat ein Stück zurück und las, tief vertieft. Dann holte er ein kleines Notizbuch aus der Tasche und schlug es zwei- oder dreimal nach. Anschließend steckte er Papier und Notizbuch weg und kam wieder näher.

—Etwas, das mit deinem Freund zu tun hat.

Das Wort „Freund“ ließ mich erschauern, aber ich glaube nicht, dass er meine Veränderung bemerkte, denn ich hustete heftig, obwohl ich es gar nicht wollte.

—Irgendwelche Hinweise, General?...

—Zumindest etwas, das ihm ähnelt... Das ändert die Sache; nein, ich glaube nicht, dass unser Mann ein Faschist ist.

—Na und?...— fragte ich mit einem möglichst erstaunten Gesichtsausdruck.

„Ich habe darauf gewartet, dass dieser Mann mit Ihnen spricht, Genosse“, erwiderte Kilinov mit ernster Miene; „aber kommen Sie, gehen Sie mit mir in mein Büro.“ Er ging ein paar Schritte auf die Tür zu und ergriff den Griff, um sie zu öffnen.

„Ist das nötig?“, fragte ich, meine Angst kaum unterdrückend. „Was, wenn er zurückkommt und mich nicht findet?“
... ..

Kilinov drehte sich natürlich um.

—Ach komm schon, Doktor; er wird nicht wiederkommen, und wenn doch...—er fügte nichts mehr hinzu, aber er schränkte sein letztes Wort auf eine sehr seltsame Weise ein.

Wir gingen gemeinsam hinaus in den langen Korridor. Er gab dem Wachposten Befehle, die ich nicht verstehen konnte. Meine Angst wuchs minütlich. Ich sah mich schon von einer Gruppe GPU-Schergen verhört werden. Ich hielt mich für einen Mann mit einem robusten und gesunden Herzen, aber wenn ich so weitermachte, würde ich mit Sicherheit eine Herzkrankheit bekommen. Es schien mir, als bräuchten wir nur Sekunden, um die Gemächer des Generals zu erreichen; ich bemerkte nicht, ob sie auf derselben Etage waren, da ich kaum etwas sehen konnte: Das erfuhr ich erst später.

Wir gingen hinein. Im ersten Raum waren zwei oder drei Männer, aber da wir uns beeilten, bemerkte ich es nicht; außerdem war ich nicht in der Stimmung für Details. Wir gingen in den nächsten Raum, wo nur ein Mann war, der sich versteifte, als wir vorbeigingen. Schließlich betraten wir sein Büro. Er bat mich, Platz zu nehmen. Bis dahin war sein Benehmen korrekt, ja sogar respektvoll. Aber das beruhigte mich nicht; er musste ein geschickter und subtiler Verhörspezialist sein, ohne dabei vor Grausamkeit zurückzuschrecken. Ich war mir ganz sicher. Doch ich setzte mich bereitwillig; es fühlte sich an, als hätte ich fünf Meilen von meinem Zimmer zurückgelegt, um hierher zu gelangen. Als Erstes bot mir Kilinov einen Drink an. Ich nahm ihn gierig an; mein Mund war trocken; ich trank aus echtem Durst. Wir zündeten uns Zigaretten an, und nach kurzem Schweigen sprach er mit leiser, aber präziser und nuancierter Stimme: „Doktor ... ich habe einige Informationen über Sie; nicht so ausführlich, wie ich es mir gewünscht hätte; aber es war nicht möglich.“ Jechows Zustand verschlechtert sich...—er hielt inne, und seine Augen, als er mich ansah, konzentrierten seine ganze Aufmerksamkeit; ich fühlte mich, als würde ich einen ganzen Sauerstofftank einatmen—.

Diese Tatsache garantiert mein Vertrauen in Sie... Verstehen Sie?

—Natürlich—ich nickte und breitete dabei meine Arme aus.

„Ich weiß, Sie gehören nicht zu uns; oder besser gesagt, Sie gehörten nicht dazu ... Das ist etwas anderes. Ihre Diskretion, Ihr Wort ... sehr gut, Doktor. Ich denke, Sie werden bald froh sein, so gehandelt zu haben, und umso mehr angesichts Ihrer Entdeckung und Ihrer Warnung ... ebenfalls sehr wichtig; vielleicht können Sie deren Bedeutung im Moment noch nicht abschätzen, aber ich will Ihnen nicht verheimlichen, dass sie von großer Tragweite sein könnte.“

—Also... Bonín? ...Verräter?...

„Vielleicht sogar noch schlimmer ... im Moment. Er ist ganz sicher kein Faschist. Mir wurde mitgeteilt, dass von der Zentrale keine Befehle bezüglich seines *Apparats* in Frankreich eingegangen sind; bis vor zwei Stunden hat sich nichts geändert. Ich habe seine Flucht sofort nach Moskau gemeldet; wäre er ein faschistischer Spion, wäre es – wie immer bei der Entdeckung eines Verrats – naheliegend gewesen, alles, was er im Ausland wusste, umgehend zu ändern. Das geschieht immer schnell. Nun ist viel Zeit vergangen, und es wurde nicht die geringste Änderung angeordnet. Bonín ist kein Verräter im N.“

KVD

—Na und? ... Es gibt nichts zu befürchten! ...

Kilinov blickte mich seltsam an.

—Nichts?... Oder alles.

Mein Kampf war sehr ungleichmäßig, aber ich dachte, es sei besser, Überraschung über mich selbst zu zeigen. Kilinov schenkte ihm einmal ein Lächeln, fast ein freundliches.

—Ich verstehe, warum Sie es nicht verstehen, Doktor; dies ist nicht der richtige Zeitpunkt für eine Abschweifung in dieser Angelegenheit... Vielleicht ist es für Ihren Seelenfrieden besser, wenn Sie sich vieler Dinge nicht bewusst sind.

—Natürlich... ich bin nicht neugierig. Ich meinte, wenn Bonín kein Verräter ist, kann mich niemand in Moskau belasten...

Natürlich, ganz klar...; aber ich glaube nicht, dass seine Sicherheit neben diesem Mann besonders hoch ist. Schade, dass ich hier in Spanien festsitze. Der Fall lässt mich nicht los. Irgendetwas sagt mir, dass da viel mehr dahintersteckt als nur eine einfache Telefonüberwachung...; schließlich bespitzeln wir uns im Dienst, wie im gesamten Staatsapparat, gegenseitig, wir belauschen einander; aber dieser Fall... außerdem der Angriff auf ihn, Doktor... irgendetwas ist seltsam und ungewöhnlich an der ganzen Sache...

"Mein Angriff?... ", unterbrach ich ihn, außerstande, mich zu beherrschen.

—Ja, der Angriff auf ihn; etwas Unerklärliches, glauben Sie mir. Ich habe meine Gründe, meine ursprünglichen. Wenn ich nach Paris reisen könnte, und sei es nur für vierundzwanzig Stunden, würde ich es ihm sagen...

—Verstehen Sie, General, dass ich es nicht verstehe...

—Das überrascht mich nicht; das sind Dinge für Spitzentechniker, und selbst für uns sind sie schwierig, wenn die Umstände es uns nicht erlauben, mit den entsprechenden Mitteln und an geeigneten Orten zu handeln.

—Wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann..., General—, wagte ich anzudeuten.

„Selbstverständlich, Doktor; deshalb habe ich Sie ja hierhergebracht. Sie haben mir diese Angelegenheit mit Weitblick und Loyalität anvertraut...; im Gegenzug garantiere ich Ihnen Ihre Sicherheit, hier und wo immer Sie sich auch befinden mögen... Ich weiß noch nicht, wer Ihre Feinde sind, aber ich gehe davon aus, dass ich nicht lange warten muss, um die Quelle Ihrer Bedrohung zu erfahren; seien Sie versichert. Nun bitte ich Sie, zu unserem beiderseitigen Vorteil, um einen kleinen Gefallen..."

—Freut mich, Sie kennenzulernen, General. Wie kann ich Ihnen helfen...?

—Hören Sie — und er senkte die Stimme noch mehr —. Ich denke, höchstwahrscheinlich werden sie Sie nach Paris bringen... Angesichts des Ortes und der Umstände Ihres Angriffs gehe ich davon aus, dass Sie einen gewissen Grad an Freiheit genießen. Werden Sie in der Lage sein, einen Freund anzurufen?

—Ich glaube schon; bei meinem vorherigen Aufenthalt konnte ich das.

—Okay; nimm dieses Datum; schreib es auf ein Blatt Papier —und er diktierte mir einige Zahlen, die ich aufschrieb—. Füge „Mic“ hinzu. Ruf diese Nummer an und frag auf Russisch nach Goldsmith. Oh! Schreib den Nachnamen nicht auf; übersetz ihn im Kopf. Du wirst ihn dir merken, oder? ... „Gold“ ist etwas, das im Westen, insbesondere in Frankreich, sehr präsent ist.

-Was noch?...

Das ist im Prinzip alles. Vereinbaren Sie ein Treffen mit der Person, die Ihnen antwortet. Die Details können Sie später je nach den Umständen besprechen. Geben Sie ihm bei Ihrem Treffen einen Umschlag, den ich Ihnen zur Verfügung stelle. Dieser wird im Futter der von mir vorbereiteten Aktentasche ganz unten platziert. Keine Sorge, dies ist für die Zustellung in Frankreich. Obwohl nichts Ungewöhnliches daran ist, sollten Sie, falls Sie den von mir genannten Herrn nicht treffen können, den Umschlag und seinen Inhalt vor Ihrer Einreise nach Russland vernichten.

—Und das ist alles, was ich ihm zu geben habe?...

—Das ist das Wichtigste... aber Sie können frei mit Ihrem Begleiter über das Geschehene sprechen, falls er weitere Einzelheiten von Ihnen wünscht; außerdem, wenn Sie möchten, Doktor, werde ich ihm alles erzählen, was Ihnen widerfahren ist.

—Und was ist mit meinem Attentatsversuch?...

—Natürlich der Angriff..., aber auch alles andere, seine Mission, die Vorfälle...

—Und das Wichtigste?...

—Wichtig?... Was meinen Sie damit?...

—Zum Beispiel... die Krankheit von Jekhov.

—Ja, ja... natürlich. Er kennt sie; er kennt sie sehr gut... viel besser, als du dir vorstellen kannst. Sprich mit ihm, sprich ihm ganz vertrauensvoll an. Eines Tages wird er erkennen und froh sein, dass er so offen war. Wisse, dass du nach diesem Treffen überall auf der Welt Schutz und Hilfe finden wirst, darauf kannst du dich verlassen. Und ich glaube nicht, dass ich hier scherze oder übertreibe. Verlass dich auf diesen Schutz und diese Hilfe mit derselben Gewissheit, mit der du dich bereits auf meine Freundschaft verlassen kannst...

Ich bedankte mich. Wir stießen ein paar Mal an. Dann verabschiedeten wir uns und er ging. Die Tür. Auf seinen Befehl hin begleitete mich einer seiner Assistenten.

—Auf Wiedersehen, Doktor. Sie bringen Ihnen das Paket jetzt.

Tatsächlich brachte mir ein Pfleger eine halbe Stunde später die Aktentasche; sie war etwa einen halben Meter lang, und darin befand sich ein kleines Lederetui mit meiner Uhr. Es war zweifellos sehr fein; aus Gold, schwer, aber nicht zu groß, und auf beiden Klappen prangte ein Ornament oder eine Inschrift aus winzigen grünen Steinchen. Das hübsche kleine Lederetui war bestickt. Ich durchsuchte dann die Aktentasche, an der der Schlüssel an einem Faden hing, der an einem Ring befestigt war.

Es war Kleidung, ganz feminin: leichte, transparente Gewänder; Seidenstrümpfe auch. Ich malte mir die Freude meiner Töchter aus. Ich amüsierte mich mit der Vorstellung, sie in meiner Moskauer Wohnung zu sehen, gekleidet wie Pariserinnen. Wenn sie auf die Straße gingen, würden sie ihre Lumpen wieder anziehen. Mein Moskauer Haus wäre ein Festsaal.

In Erwartung der morgendlichen Reise ging ich sofort ins Bett; aber es war An Schlaf war nicht zu denken; dennoch blieb ich im Bett, weil es mir etwas Ruhe versprach.

Kilinov rief mich an. „Du musst dich vorbereiten“, sagte er. Ich war gerade dabei, meine Sachen zu packen, als er auftauchte: „Ist Bonín schon da?“

—Nein; ich habe mehrere Hinweise erhalten; einige scheinen sicher zu sein, aber sie haben ihn noch nicht gefunden.

— Hast du nicht erwartet, dass ich heute Abend komme?...

—Aber er ist nicht gekommen, und von der Person, die ihn angerufen hat, hat man kein Lebenszeichen erhalten.

-Manche?

—Wer wird mich begleiten?...

— Ich weiß es immer noch nicht; man sagt mir nur, dass man ihn begleiten wird.

—Natürlich—, prahlte ich lächelnd.

—Ohne Zweifel. Oh!... Und Ihre Uhr?...

—Alles ist hervorragend, General. Vielen Dank. Gibt es etwas, das ich dem Land anvertrauen soll?

—Nichts, vielen Dank. Bitte bewahren Sie die Uhr einfach als Andenken an mich auf.

-Ich verspreche es dir.

—Ist es schon fertig?...

„Alles in Ordnung, General.“ Er ging sofort.

Es muss gegen vier Uhr morgens gewesen sein, als ich schwere Schritte im Flur hörte.

Kilinov trat ein, gefolgt von zwei anderen. Er stellte sie nicht vor. Es waren zwei Männer in khakifarbenen Uniformen, jeder mit einer Pistole. Russen, wie aus ihren Worten hervorging. Sie trugen keine Rangabzeichen, zumindest konnte ich keine erkennen; sie hatten lediglich geflügelte Embleme an ihren Kragen. Ihr Respekt vor Kilinov war nicht von Unterwürfigkeit geprägt. Ich verglich sie erneut mit der armen spanischen Miliz.

Als ich bereit war, forderten sie mich zum Gehen auf. Zwei Soldaten kamen herein und nahmen mein Gepäck entgegen. Wir gingen den breiten, langen Korridor entlang. Nicht weit vorn blieb Kilinov stehen. Wir folgten ihm. Er öffnete eine der Türen einen Spalt und verabschiedete sich von den beiden Soldaten. Ich bemerkte einen Anflug von Besorgnis in seinem Gesicht. Meine beiden Begleiter salutierten steif, und wir gingen weiter. Der Korridor schien endlos; wir passierten einige Krankenschwestern und zwei oder drei uniformierte Männer. Schließlich erreichten wir das Treppenhaus; bald hatte ich einen Blick auf einen großen Teil eines hell erleuchteten Raumes. Unten angekommen, sah ich, dass es eine große, *geräumige und schöne Halle* war, mit Nischen und Vorsprüngen, Bogentüren und Lampen; wir gingen noch ein paar Stufen hinunter. An der Ausgangstür standen zwei oder drei uniformierte Männer, die sich uns anschlossen.

Einer von ihnen, der bereits an der Haustür stand, sprach auf Russisch mit einem der ersten beiden. Er war anders gekleidet; auf seiner Mütze prangte ein Stern, der sich vom sowjetischen unterschied – weiß und hell, mit mehr Zacken als unserer. Es war der spanische Stern. Er trug eine Brille mit dicken Gläsern in schwarzem Gestell und einen rötlichen Schnurrbart. Er hatte sich seit zwei oder drei Tagen nicht rasiert; sein rötlicher Bart verdeckte seine Kinnlinie. Zwei riesige Pistolen hingen ihm über die Brust.

Ein geschlossener Wagen wartete auf mich; schwarz, geräumig, leistungsstark; mehrere Soldaten, zweifellos Spanier, umringten ihn; sie waren mit einer Art kurzer Gewehre bewaffnet, deren Läufe sehr dick waren, als wären sie perforiert.

Ich stieg ins Auto; der mit dem Stern saß neben mir; die ersten beiden nahmen auf den Vordersitzen Platz. Der Fahrer und eine weitere Person saßen auf dem Fahrersitz; insgesamt sechs Personen. Durch das linke Fenster sah ich die spanischen Soldaten herausspringen und in zwei große, offene Wagen steigen, in denen bereits Männer saßen. Wir fuhren los; einer der Wagen fuhr voraus und schaltete seine Scheinwerfer ein; der Wagen hinter uns leuchtete ebenfalls durch die Heckscheibe. Wir fuhren bergab.

Ich wollte nichts verpassen. Wir mussten um den Brunnen herumgehen, den ich schon so oft von meinem Zimmer aus gesehen hatte, und bogen links ab. Bald erblickte ich im Scheinwerferlicht eine weitere Statue, die der Straße zugewandt war, auf der wir entlanggingen. Die Straßen Madrids waren unglaublich breit, menschenleer, dunkel, von Bäumen gesäumt und unheimlich. Einen Moment lang fielen die Scheinwerfer auf Stalins gigantisches Gesicht, ein imposantes *Plakat* mit gewalttätigen Linien. Lenin war nicht daneben. Offenbar war es den Spaniern nicht wichtig, dass die beiden Revolutionäre siamesische Zwillinge waren.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Im Wagen herrschte absolute Stille. Ich sah meine Begleiter an und erschrak. Die drei Männer hatten ihre Pistolen auf den Oberschenkeln und starrten konzentriert auf beide Straßenseiten. Offensichtlich fürchteten sie einen Angriff; ihr Verhalten wirkte fast zu theatralisch für eine alltägliche Situation. Später erklärten sie, wir fuhren einen Wagen, ähnlich denen von Regierungsministern; die Anarchisten waren etwas dramatisch. Sie hatten wenig Sinn für Luxus und keinerlei Sympathie für die Sowjetunion.

Mir fiel bald auf, dass die Schatten der Gebäude immer niedriger wurden und schließlich ausliefen; kurz darauf befanden wir uns fast in einem unbewohnten Gebiet. Wir müssen am Stadtrand von Madrid sein.

Ich war in Gedanken versunken, versuchte, meine Situation zu begreifen und nahm die Außenwelt kaum wahr. Plötzlich Stillstand. Ein schwacher Schein erhellte den dichten Nebel. Ich blickte nach vorn, wo der Wagen vor uns ebenfalls stand. Die Insassen fuchtelten wild mit den Armen; sie stritten wohl mit anderen, deren Bündel neben dem Auto lagen.

Mein Begleiter, der mit dem Stern, wurde ungeduldig; er kurbelte das Fenster herunter und streckte den Kopf hinaus, um herauszufinden, warum wir angehalten hatten. Da sah ich einen großen Lkw, der die Straße blockierte; der Wagen stand quer über der Straße, die Front nach links gerichtet. Der Spanier mit dem Stern stieg aus und ging auf das Hindernis zu. Ich fragte meine beiden Begleiter auf Russisch, was los sei.

—Hinrichtungen—erwiderte einer von ihnen— Hinrichtungen von Faschisten—rechtfertigte er dann.

Ich schärfte meine Aufmerksamkeit. Was ich in diesen Augenblicken sah, brannte sich für immer in mein Gedächtnis ein. Aus dem stehenden Lastwagen stiegen viele Männer herab – oder besser gesagt, wurden hinausgeworfen. Sie glichen undeutlichen Gestalten. Von bewaffneten Männern geschoben, bewegte sich die Menschenmasse durch den von unseren Scheinwerfern erleuchteten Abschnitt. Es war grauenhaft, dantesk. Der Nachtnebel, das gelbliche Licht der Scheinwerfer, die seltsamen Blitze der Waffen, die gutturalen Flüche und vor allem die leichenhafte Blässe dieser wandelnden Körper, deren Arme auf dem Rücken gefesselt waren, ergaben ein Bild des Grauens. Unvergesslich. Entsetzlich. Ich bin kein Schriftsteller und kann es nicht beschreiben, noch habe ich etwas gelesen, das diese Gruppe *toter Männer*, die kurz vor ihrer Hinrichtung standen, auch nur annähernd so eindringlich schildern könnte. Wie eine Herde trieb das Erschießungskommando die Verurteilten voran und durchbohrte ihre Brust und ihren Rücken mit den schwarzen Läufen ihrer Gewehre. Sie brachten sie zu unserer Linken und stellten sie in einer willkürlichen Reihe neben unserem Wagen auf; Die hellen Scheinwerfer des Wagens hinter uns beleuchteten sie mir, kaum einen Meter entfernt. Entsetzt sah ich, dass ihre Hände mit Stacheldraht auf dem Rücken gefesselt waren und sie bluteten. Die bewaffneten Schläger mit ihren roten Halstüchern, glänzenden Lederjacken und spitzen Hüten stießen und schlugen sie nach links und rechts.

Sie waren jeden Alters; einige mit weißen Bärten, andere junge Männer mit feuerroten Augen, und zwei oder drei waren noch fast Kinder. Ich sah zwei Frauen, ebenfalls mit Stacheldraht gefesselt ... Dann brachten sie weitere und bildeten Doppelreihen. Der Schrecken und die Kälte ließen mich wie betäubt zurück.

Die Tür meines Wagens stand fast offen, und mehrere Gefangene drängten sich dagegen. Zwei bartlose junge Männer mit wehendem Lockenhaar drehten sich halb um und wechselten, als sie mich sahen, ein paar Worte. Dann sahen sie mir direkter in die Augen und lächelten einander an – ich weiß nicht, ob aus stoischer Tapferkeit oder aus Verachtung. Sie trugen nur Hemden, deren zerrissene Ärmel hochgekrempelt waren, und als sie mir den Rücken zukehrten, sah ich ihre blutigen Unterarme, die von Stacheldraht aufgeschlitzt waren. Ein Crescendo aus Schreien, Flüchen und Schlägen brandete auf. Das Feld zu meiner Linken wurde heller; die Scheinwerfer mehrerer Lastwagen zerrissen den Nebel, und eine weite Fläche erstrahlte in einem grellen, gelben Licht, als wäre sie von einer gleißenden Sonne erleuchtet.

Die Männer in ihren schwarzen Lederjacken positionierten sich zwischen meinem Wagen und den Verurteilten. Ich sah noch, wie der junge Mann vor mir, der gelacht hatte, einen Gewehrschuss erwiderte und dem Henker einen Mundvoll Speichel ins Gesicht spuckte. Die Masse bewegte sich vorwärts, ging den Straßenrand hinunter und wich langsam zurück. Ich weiß nicht, ob es Einbildung war, aber ich glaubte, einen klagenden, heldenhaften Gesang zu hören. Etwa zwanzig Meter entfernt blieb die vorwärts marschierende Reihe stehen; die schwarzen Männer mit gezogenen Gewehren zogen sich zurück, marschierten rückwärts und kamen am nächsten Straßenrand zum Stehen. Alle Opfer hatten sich umgedreht und sahen uns an. Ich konnte ihre Gesichter nicht deutlich erkennen; ich nahm die Verse, die ich gehört zu haben glaubte, nicht mehr wahr. Es herrschte eine schreckliche Stille. Ich starrte angespannt, mein ganzes Leben in meinen Pupillen.

Der Mann mit dem Stern trat vor mich und betrachtete die Szene mit gespreizten Beinen, regungslos, mit beiden Händen hinter dem Rücken und geballten Fäusten.

Er verschwieg mir einen Teil des tragischen Geschehens.

Eine wilde Stimme. Ein Wirbelsturm scharfer Knalle; die irgendwo versteckten Maschinengewehre feuerten wütend und unerbittlich. Auch die schwarzen Männer auf dem Damm eröffneten mit Wut das Feuer mit ihren Gewehren ... und da verlor die tragische Linie sekundlich an Höhe; zeitweise übertönten die Schreie das anhaltende Dröhnen der Detonationen. Und etwas Außergewöhnliches: Aus der fast zerbrochenen Linie tauchte eine menschliche Gestalt auf; er floh nicht, er ging auf die Schützen zu; er hatte sich losgerissen und, aufrecht, angespannt, ja fast schwerelos, ging er mit erhobenem Arm auf die Schützen zu; er machte zehn oder mehr Schritte, blieb stehen und stürzte schließlich wie vom Blitz getroffen zu Boden.

„Bravo, Faschist!“, murmelte der russische Stürmer vor sich hin.

Ich konnte nichts mehr sehen oder hören; mir war fast schwindlig und ich verlor das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, waren wir schon weg. Der Trauerglanz der Hinrichtung war verblasst. Weder links noch rechts der Straße war jemand zu sehen. Der Spanier mit dem Stern stand neben mir. Ich sah ihn an und erkannte in der Dunkelheit nur seine zwei hellen, finsternen Pupillen.

Wir fuhren in derselben Reihenfolge weiter; wir in der Mitte, die offenen Wagen eskortierten uns, einer vor, einer hinter uns. Draußen auf dem offenen Land war die Dunkelheit dichter; wir im Inneren erhaschten nur flüchtige Blicke auf uns selbst, wenn die Scheinwerfer des letzten Wagens uns ab und zu erhellten.

Ich weiß nicht, ob es lange dauerte, denn mein Zustand erlaubte es mir nicht, es zu begreifen. Die entsetzliche Brutalität des Geschehens, das ich miterlebte, versetzte mich in eine solche Depression, dass ich die Außenwelt nur noch völlig verwirrt wahrnehmen konnte.

Schließlich lenkte der Wagen scharf ein und kam von der Straße ab. Ein kurzes Stück war die Straße noch schlechter, wir wurden heftig durchgeschüttelt, aber es dauerte nicht lange. Wir hielten an, die Scheinwerfer wurden schwächer, und im schwachen Licht sah ich Gestalten um uns herum. Wir stiegen aus, und ich war der Letzte. Ich weiß nicht, ob es die Kälte oder die Angst war, die mich heftig zittern ließ, bis meine Zähne klapperten. Als meine Füße den Boden berührten, überkam mich sofort eine furchtbare Furcht. Ich hatte eine Vorahnung, fast die Gewissheit, dass sie mich aus dem Wagen holen würden, um mich dort zu erschießen. Während wir schweigend vorwärtsgingen und nichts als die undeutlichen Gestalten wahrnahmen, wurde die Gewissheit, dass ich erschossen werden würde, in meinem Kopf unumstößlich.

Alle Versuche, die Idee zu verwerfen, waren nutzlos; im Gegenteil, es kamen Gründe vor, die sie rechtfertigten; all das wurde von Kilinov, von irgendjemandem, ich dachte sogar, von Duval selbst, mit dem einzigen Ziel vorbereitet, mich zu ermorden.

Nicht weit entfernt nahm ich einen schwachen Schein wahr. „Das ist es“, sagte ich mir mit absoluter Überzeugung; ich wollte etwas sagen, aber ich brachte nur drei Worte heraus. Hinter dem Licht erkannte ich ein dunkles Haus; durch einen Spalt, den die Leute um mich herum gelassen hatten, sah es aus wie ein Schuppen, da etwas wie ein Dach das schwache Licht einfiel. Eine andere Gruppe von mehreren Männern musste auf uns gewartet haben. Als wir ankamen und stehen blieben, hörte ich, wie sie ihr Gespräch wechselten. Sofort lag eine gewisse Unruhe in der Luft. Ich konnte nichts erklären. In meinem Zustand wünschte ich mir sogar, dass alles, was geschehen würde, selbst das Schlimmste, sofort eintreten würde. Ich glaube, ich bin beinahe zusammengezuckt; ein furchterregendes Geräusch ertönte, gleichzeitig riss uns eine starke Windböe mit. Ich machte ein paar Schritte, als wollte ich fliehen. Die anderen taten es mir gleich. Erst wenige Meter weiter begriff ich es. Diese Masse war ein Flugzeug, und sie hatten es gerade gestartet. Da fiel mir ein, dass Kilinov mir gesagt hatte, er würde mit dem Flugzeug abreisen. Ich beruhigte mich wieder, aber die Schwäche in meinen Beinen, die sich wie Fetzen anfühlten, hielt lange an.

Wir warteten mindestens noch eine Stunde. Einer der beiden russischen Offiziere forderte mich auf, mitzukommen; er ging voran, die Stufen einer kleinen Leiter hinauf. Ich folgte ihm, ohne mich umzusehen oder etwas zu fragen. Das Tageslicht wurde von Minute zu Minute länger.

Hinter mir unterhielten sich zwei Personen lautstark, um den Lärm der Motoren zu übertönen, aber ich konnte sie nicht verstehen; ich bemerkte nur, dass sie Russisch sprachen.

Das Flugzeug hob ab. Zu meiner Linken öffnete sich ein kleines Fenster, das mit dickem Glas bedeckt war, und ich versuchte, Land oder was auch immer es war, zu erblicken; aber wir flogen durch die Wolken, und die Propeller zerrissen den Nebel.

Erst nach über einer Stunde hellte sich der Himmel in unserer Flugrichtung auf. Nach einigem Nachdenken begriff ich, dass wir nach Osten flogen, was mir ein unerklärliches Gefühl der Geborgenheit vermittelte. Der Osten war vielleicht Russland; Frieden, Heimat, Elend. Vor allem aber die Realität.

Es verging fast eine Stunde, bis es hell wurde; als es völlig klar war, sah ich für einen Augenblick die Morgendämmerung durch eine Nebellücke hindurchscheinen. Es war zweifellos das Sonnenlicht, das aus einer grauen Wolken- oder Meeresmasse hervorbrach.

Mir fiel sehr früh auf, dass der Sonnenaufgang auf der rechten Seite des Geräts stattfand,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Es zeigte an, dass wir die Richtung änderten und nach Norden flogen. „Richtung Frankreich“, dachte ich.

Ich konnte die Gespräche meiner Begleiter nicht mehr hören. Ein verstohlener Blick verriet mir, dass nur noch drei Passagiere an Bord waren, die ich erkannte, obwohl zwei mir den Rücken zugewandt hatten und mir die Sicht auf den dritten versperrten. Es waren die beiden Russen, und der dritte musste der spanische Chef mit dem Stern sein.

Ich erinnere mich an nichts Weiteres Nennenswertes; nur daran, dass ich mich völlig beruhigt hatte und sogar, dass ich ein herzhaftes Frühstück vermisste. Mein Magen war bürgerlich geworden; er, der aus wenigen Gramm Union-Fett so großartige Erträge herausholte, war zu einem Schwerindustriellen geworden und verlangte, im großen Stil zu arbeiten.

Es war schon spät am Tag, als wir landeten. Wir hatten das Meer schon eine Weile zu unserer Rechten sehen können. Wir landeten nicht weit davon entfernt; Schwärme von Möwen flüchteten vor uns.

Als das Flugzeug zum Stehen kam und der Motorenlärm verstummte, forderten mich die Russen auf, auszusteigen. Mehrere Männer in Mechanikeroberalls rannten auf uns zu, zusammen mit einem großen Lastwagen, der einen riesigen, versiegelten Panzer transportierte. Eine weitere Gruppe von acht bis zehn bewaffneten Männern mit militärischer Haltung näherte sich ebenfalls, allerdings langsamer.

Vor uns ging ein Mann in Zivilkleidung. Sie kamen auf uns zu. Meine beiden Begleiter grüßten den Mann in Zivilkleidung. Er antwortete kaum; er machte eine fragende Geste und stieg ein, ohne anzuhalten.

Ein fremder Mann stand stramm vor uns. Wo hatte ich ihn nur schon einmal gesehen?

Meine Begleiter verständigten sich mit ihm durch Gesten; er erwiderte sie freundlich und forderte uns auf, ihm zu folgen. Wir gingen auf einige niedrige, weiße Gebäude zu, die das Feld säumten. Der Mann war mit zwei iberischen Pistolen bewaffnet. Wir betraten einen großen Raum, der zwar seine moderne Architektur bewahrt hatte, aber sehr schmutzig war: Spucke, Zigarettenkippen und andere Spuren marxistischer Hygiene bedeckten jeden Zentimeter des Bodens.

Der Mann, der uns führte, öffnete rechts vom Vorraum, der von zwei Wachen bewacht wurde, eine Tür und bat uns hinein. Da begriff ich, was ich eigentlich schon früher hätte ahnen müssen. Es war derselbe Flugplatz, auf dem Duval und ich auf der Hinreise ein paar Stunden Halt gemacht hatten; und der Mann mit den Pistolen war der Kamerad, der das Ganze leitete, wie ich damals schon vermutet hatte.

Sie mussten von unserer Ankunft gewusst haben, denn wir fanden einen kleinen Tisch mit vier Stühlen vor, der mit einem köstlichen, reichhaltigen und nahrhaften Frühstück gedeckt war: Eier, Hähnchenschenkel und Fischbällchen. Offenbar hatten sie meinen unstillbaren Appetit geahnt und verwöhnten uns mit einer kulinarischen Fusion aus nordischen und mediterranen Aromen. Ohne viel Aufhebens setzten wir uns und begannen zu essen; nicht ohne dass unser Gastgeber, der uns beobachtete, etwas überrascht reagierte. Er hatte wohl einen vierten Gast erwartet, denn er deutete uns an, sich nach demjenigen mit dem reservierten Platz zu erkundigen. Meine Begleiter und ich aßen uns satt. Gerade als wir Kaffee trinken wollten, kam der Mann, der im Flugzeug zurückgeblieben war, herein, ohne sich anzumelden. Die beiden Russen erhoben sich respektvoll; ich tat es ihnen gleich, da ich annahm, er sei jemand Wichtiges.

Er gab den Befehl auf Russisch. Sie sollten in Barcelona bleiben; ich würde weiter nach Paris reisen. So habe ich es verstanden.

Ich hatte mir kaum die Zigarre angezündet, die mir der gastfreundliche Metzger angeboten hatte, als es Zeit war, unsere Reise fortzusetzen. Alle begleiteten mich zum Flugzeug, einschließlich der bewaffneten Eskorte. Ich stieg ein, die Russen würdigten mich kaum mit mehr als einem kurzen Nicken; der Spanier bemühte sich mehr; er musste mich erkannt haben und war besorgt um meine Wunde; er klopfte mir sehr herzlich und überschwänglich auf den Rücken. Ich betrat das Flugzeug. Durch die Tür zum Bug sah ich die Piloten an den Steuerknüppeln, und die Propeller drehten sich auf. In einem Korbessel hinten in der Kabine saß ein Mann in Zivilkleidung; er hatte die Revers eines riesigen Mantels hochgeschlagen und den Kopf darunter vergraben; er studierte Dokumente. Er drehte sich nicht einmal um, als ich eintrat. Er schien der Kapitän des Flugzeugs zu sein. Es hob ab und kreiste über einer großen, modernen und sehr weißen Stadt mit geraden Straßen, die perfekte Quadrate bildeten. Wir verloren sie bald aus den Augen, und ich verbrachte den Tag damit, aus dem Fenster zu schauen und die beleuchtete Landschaft aus Meer, Wolken und Bergen zu genießen. Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter, eine andere deutete auf eine Stelle an der Küste, und eine Männerstimme rief mir ins Ohr: „Schon wieder die Grenze! Es lebe die Freiheit!“

Duval stand vor mir. Seine Hand, die auf meiner Schulter ruhte, hielt noch immer die Dokumente, die er kurz zuvor studiert hatte. Der viel zu lange Mantel verzerrte seine Körperform und ließ ihn größer wirken. Nachdem ich ihn eingehend betrachtet hatte, war ich überzeugt, dass auch er jener Offizier mit dem weißen Stern war, der...

Er war aus Madrid angereist. Es sah so aus, als ob ihm viele Wimpern fehlten. Allerdings trug er noch künstliche Haare zwischen den Augenbrauen und ein Teil seines gewaltigen Schnurrbarts war noch vorhanden. Sein einzelner Goldzahn war weiß geworden. Ein Schnurrbart, ein finsterer Blick, eine Brille und ein paar Streifen Klebeband, die unter seiner Mütze an den Schläfen verborgen waren und die Haut an Stirn und Wangenknochen strafften sowie den äußeren Rand seiner Augenbraue verdeckten, bildeten eine einfache und überraschend effektive Verkleidung.

Duval war gut gelaunt. Er setzte sich mir gegenüber, scherzte ein wenig und kratzte sich immer wieder am Gesicht, genervt von seiner Akribie in jenen Tagen, als er sich einen Bart wachsen ließ. Dann begann er zu

gähnen und rief: „Entschuldigen Sie, Doktor, dass ich Sie schon wieder allein lasse. Ich gehe schlafen.“

Er schlief sofort ein. Der Lärm der Motoren war ohrenbetäubend.

Wir brauchten fünf Stunden, um nach Paris zu gelangen.

Zwei Männer erwarteten uns auf dem Flugfeld. Keine Passkontrolle.

Die uniformierten Angestellten, vermutlich Mitarbeiter oder Polizisten, musterten uns sachlich, ohne jedoch einzugreifen. Wir gingen zügig zu einem Auto, das draußen auf uns wartete. Die Wartenden mussten bloß Begleiter gewesen sein, denn Duval – er war wieder Duval – sprach kein Wort mit ihnen. Wir fuhren lange Zeit in der Pariser Vorstadt umher.

Baumgesäumte Straßen. Kleine Paläste mit Gärten. Schließlich stiegen wir in einem Viertel mit Hotels aus, die weder luxuriös noch groß waren. Wir betraten eines, dessen Tor von dichten Kletterpflanzenbüschen gestützt wurde. Wir durchquerten den kleinen Vorgarten und traten ein. Es gab eine geschmackvoll eingerichtete Diele und rechts davon ein kleines Wohnzimmer. Die Frau, die uns hereingelassen hatte, ließ uns allein, sobald wir den Raum betreten hatten.

Duval, der sich immer noch die Wangen kratzte, rannte los, um sich zu waschen. Ich sah mich um, aber alles war so gewöhnlich, dass es mich überraschte. Ein paar Sessel, einige Stühle, ein *Schreibtisch*, ein kleines Bücherregal, ein paar Gemälde. Gegenüber dem vergitterten Fenster – ein Detail, das mir nie entgangen war – befand sich eine Milchglastür.

Die Frau kam kurz darauf herein und sagte mir auf Französisch, ich könne mich im Nebenzimmer waschen, wenn ich wollte. Sie brachte einen meiner Koffer, dann kam der zweite und auch die Aktentasche, die mir General Kilinov gegeben hatte. Als ich sie sah, dachte ich, ich sollte Duval sofort davon erzählen und auch von dem Gespräch mit dem hilfsbereiten Mann.

Ich war gerade beim Abwaschen, als er zurückkam. Wir gingen ins Esszimmer, das eher bürgerlich wirkte; alte Möbel, aber in gutem Zustand; alles ordentlich und sauber. Wir aßen zu Mittag, ich fragte Duval, ob ich mit ihm sprechen könne, und er antwortete, ich könne später mit ihm sprechen. Nach dem Mittagessen kehrten wir ins Büro zurück, wo Kaffee und Cognac serviert wurden.

Beim ersten Schluck lehnte sich Duval in dem kleinen Sessel zurück und sagte zu mir: „Sagen Sie mir, sagen Sie mir, Doktor...“

So genau wie möglich erzählte ich alles, was geschehen war und was ich gesagt und gehört hatte. Er unterbrach mich nur wenige Male, um nach Einzelheiten zu fragen. Erst als ich ihm die Telefonnummer gab, sagte er mir, ich solle warten und mir alles notieren. Doch als ich auf den Brief zu sprechen kam, den ich zustellen sollte, sprang er auf: „Da hätten Sie anfangen sollen!“, rief er. „Na los, na los ... wo ist er denn?“

Ich holte den Aktenkoffer aus dem Schlafzimmer, öffnete ihn und forderte ihn auf, den Brief herauszunehmen, nachdem ich ihn gewarnt hatte, dass er ganz unten versteckt sei.

Duval tastete mit den Fingern, konnte den Umschlag aber scheinbar nicht finden. Er nahm den kleinen Koffer und ging zum Fenster, damit mehr Licht hineinfiel; er tastete erneut unten herum, jedoch ohne Erfolg. Er wirkte nervös und etwas aufgeregt. Schließlich stellte er den Koffer auf die Fensterbank, griff unter seine linke Achselhöhle und zog einen langen, dünnen Stilet hervor. Er beugte sich vor, stach zu und ich hörte, wie er etwas durchschnitt. Schließlich zeigte er mir den Umschlag. Er war normal groß und versiegelt. Er betrachtete ihn immer wieder, als wolle er seinen Inhalt erraten, ohne ihn zu öffnen. Ich, ein Laie auf diesem Gebiet, tadelte ihn: „Warum öffnen Sie ihn nicht?“

Er warf mir einen kurzen Blick zu, und ich vermutete, er wollte mich einen Idioten nennen, obwohl er kein Wort sagte. Ich sah genauer hin und bemerkte, dass er sein Taschentuch um Daumen und Zeigefinger gewickelt hielt – genau die Finger, mit denen er den Brief hielt. Ich konnte es mir nicht erklären, außer vielleicht, dass er glaubte, der Umschlag enthalte das berüchtigte Borgia-Gift; aber ich vermied es, das anzudeuten. Ich wollte nicht wieder Ziel seiner Blicke sein. Er öffnete den Umschlag nicht.

Er nahm ein Stück Papier, wickelte es zusammen und steckte es sorgfältig in eine Innentasche seiner Jacke, wobei er darauf achtete, dass der Sicherungsknopf fest verschlossen war. Dann steckte er seinen Dolch wieder in die Tasche.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Sehr gut, Doktor; ich werde nachsehen, was drin ist. Ich gehe jetzt; ich bin so schnell wie möglich zurück.

Er ging ein paar Schritte auf die Tür zu, drehte sich aber um, bevor er sie erreichte:

—Ah, Doktor!... Hervorragende Arbeit! Damit hatte ich nicht gerechnet. Sie haben niemand Geringeren als den langjährigen Chef des sowjetischen Militärgeheimdienstes getäuscht... Herzlichen Glückwunsch!... Ich werde es dem Hauptquartier melden... Ein großartiger Erfolg für Ihre Dienstakte!

Die Tür durchschnitt das dünne Schimmern ihres Lächelns und schloss sich hinter ihr.

XVI

Der Trotzismus wird zur Schau gestellt

Ich hätte mir gewünscht, meine Töchter kämen herein und begrüßten mich mit diesem Sonnenstrahl. Ich begrüßte mich selbst: „Guten Morgen, Papa.“ Und stand sofort auf. Noch bevor ich mich richtig angezogen hatte, bestellte ich Frühstück. Was für einen seltsamen Appetit ich doch entwickelt hatte! Wenn ich ihn doch nur länger durchhalten könnte! Danach fühlte ich mich stark und beinahe optimistisch. Das Gefühl der Gefahr, das mich die ganze letzte Saison über verfolgt hatte, verschwand in diesem Moment vollständig und wich dem Gefühl, „Herr der Welt“ zu sein, das ich bereits in Frankreich erlebt hatte. Vielleicht ist jeder stalinistische Agent im Land der Dritten Republik wie ein wahrer Jupiter auf einem wahren Olymp. Vielleicht erschien mir Duval als der Herr von Paris. Ich kehrte in mein Arbeitszimmer zurück; ich schaute aus dem Fenster, aber die dichte Hecke versperrte mir die Sicht und erlaubte mir nicht mehr als diese wenigen Quadratmeter bescheidenen Gartens zu sehen. Durch die Vorhänge konnte ich einen Mann ins Haus gehen sehen, und dann hörte ich seine Schritte im Flur. Er ging lange auf und ab; Dann muss er sich hingesetzt haben, denn ich hörte ihn husten *und* die Geräusche, die er auf seinem Stuhl machte. Ich vermutete, dass man mir bereits einen Personenschützer zugeteilt hatte.

Um mir die Zeit zu vertreiben, nahm ich ein Buch aus dem kleinen Schrank. Es ärgerte mich, dass es ausschließlich kommunistische Bücher waren. Der Gutsbesitzer musste ein Militanter gewesen sein, doch zweifellos war die Parteidisziplin im Ausland weitaus weniger streng: Dort gab es durchaus ketzerische Bücher, etwa Werke von Trotzki, Kautsky, Proudhon und anderen. Natürlich war die Orthodoxie weit verbreiteter; Lenins gesammelte Werke füllten zwei Regale, und die drei oder vier Bände Stalins durften natürlich nicht fehlen; diese bildeten zusammen mit den Klassikern von Marx, Engels und Rosa Luxemburg das orthodoxe Ganze, da der sowjetische „Index“ nacheinander alle Führer des 17. Jahrhunderts – Sinowjew, Kamenew, Radek und andere – auf den Scheiterhaufen verbannte. Bei diesem Tempo würden von den Lebenden nur noch diese vier Werke Stalins die rote Bibliographie bilden, während nur die Werke der Toten erhalten blieben – jener, die eines natürlichen Todes gestorben waren, und ich denke, gerade weil sie tot waren, weil ihr Status sie daran hinderte, mit ihrer Literatur die Macht ihres Inhabers, Stalin, in Frage zu stellen.

Natürlich gab es auch vierzig oder fünfzig weitere Bücher, die als orthodox galten, aber von Personen mit geringerem politischen Einfluss verfasst wurden. Einige stammten aus Russland, andere aus dem Ausland; allen fehlte jedoch die Persönlichkeit oder der historische Hintergrund, die ihnen innerhalb der Partei oder in der Bevölkerung persönlichen Einfluss verliehen hätten. Alle Autoren unterlagen der Zensur und schrieben vermutlich im Auftrag ihrer Gönner.

Ich griff mir eines der Bücher von Trotzki aus der Menge. Wie viel ich in den letzten Jahren schon über den Trotzismus gehört hatte, wie sehr das Thema mein Leben beeinflusst, ja, wie man sagte, sogar gefährdet hatte, faszinierte mich; es lag nahe, diese einmalige Gelegenheit zu nutzen, um etwas zu lernen, da es mir in Russland unmöglich gewesen wäre, ein umfassendes Verständnis des Themas zu erlangen.

Diese Ausgabe enthielt einen kurzen Prolog von etwa sechs bis acht Seiten, der der französischen Fassung gewidmet war. Außerdem gab es einen weiteren Prolog für die russische Originalausgabe. Der Titel „*Wohin geht England?*“ faszinierte mich nach dem, was ich von Duval gehört hatte, ob wahr oder falsch. Ich war überzeugt, dass ich dort eine Bestätigung finden würde, falls an seinen Worten etwas Wahres dran war.

Meine Enttäuschung war groß. Trotzki stürzte sich von seinen ersten Worten an in ein...
Unaufhörliche Zerteilung Englands. Wo war der Verbündete, den Duval mir vor Augen geführt hat?

Da ich keine Notizen machen kann, sind mir beim Wiedergeben einiger Worte Trotzkis möglicherweise Ungenauigkeiten unterlaufen. Ich habe jedoch ein gutes Wortgedächtnis und ein noch besseres für Konzepte. Ich erinnere mich vielleicht nicht mehr an alle Formulierungen genau, aber ich garantiere die Richtigkeit des zugrundeliegenden Konzepts.

In den ersten Zeilen erwähnt Trotzki, dass sein Buch über die Zukunft des Britischen Weltreichs von der britischen Presse als verrückte sowjetische Fantasie abgetan wurde. „Welche Gemeinsamkeiten oder Affinitäten bestehen dann zwischen England und Trotzki?“, frage ich mich.

Dann beruft er sich in einem weiteren Absatz auf internationale Unterstützung, um den Sieg der englischen Streikenden zu sichern. Was soll das?... Es schien logisch, dass Trotzki, wenn er ein Verbündeter des Imperialismus gewesen wäre, mit allen Mitteln versuchen würde, die Revolution in England zu sabotieren.

„Die revolutionäre Bewegung in England wird einen Sprung nach vorn machen“, meine ich mich wortwörtlich zu erinnern. Und außerdem: „Das britische Proletariat ist ideologisch rückständig, dank der Täuschungen der Bourgeoisie und der Fabier.“

Nun wird es beträchtliche Fortschritte machen. England ist schon lange reif für den Sozialismus.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Alles absurd, wenn Duvals These akzeptiert würde.

Aber obwohl der russische Prolog kürzer war, empfand ich ihn als wesentlich gehaltvoller. Ich weiß nicht, ob ich einen vollständigen Überblick über ihn geben kann, denn er ist zu begriffsstutzig.

Darin stellt er die Prämisse auf, dass „die Vereinigten Staaten und England wie zwei sind“.

Sterne, deren Brillanz einander die Show stiehlt.

„Die Revolution hat in England bereits begonnen, denn der Kapitalismus befindet sich dort im Niedergang.“

Das Außergewöhnlichste, ja fast Geheimnisvolle, fand ich vor allem in diesen Worten, die ich sorgfältig las, um sie mir einzuprägen: „Wer treibt England zur Revolution?... Es ist nicht Moskau, sondern New York... Die Vereinigten Staaten können ihr Imperium nur auf Kosten Englands ausdehnen.“

Und dies, erstaunlich aus dem Mund Trotzki: „Die Komintern ist heute im Vergleich zur gewaltigen New Yorker Börse geradezu reaktionär; dort wird die europäische Revolution in Wahrheit geschmiedet.“

Bei meiner Ankunft hier war ich völlig verwirrt. Trotzki's kommunistische „Aufrichtigkeit“ war offensichtlich. Sein revolutionäres Ziel war die Zerstörung der letzten Bastion des Kapitalismus, die Zerstörung Amerikas. Warum also beschuldigte Duval ihn der Allianz und Komplizenschaft mit diesem Kapitalismus, vor allem mit England?

Es kann sich nur um ein politisches Manöver handeln; eine Rechtfertigung für einen Kampf und eine bestimmte Vorgehensweise. Kurz gesagt, diene ich Stalin, dem ich heute befehle, weil er die Macht und die Stärke besitzt.

Ich war in Gedanken versunken, als ich ein Auto herannahen und vor dem Tor anhalten hörte. Ich schaute aus dem Fenster und sah den Mann, den ich zuvor schon gesehen hatte, zum Tor eilen; er spähte durch den Türspion und öffnete ihn sofort. Es war Duval; ich sah ihn den gepflasterten Weg des kleinen Gartens entlanggehen.

Er verschwand aus meinem Blickfeld und betrat sofort mein Zimmer.

Er begrüßte mich fröhlich und unberechenbar.

„Hast du dich von der Reise erholt? ... Ich war letzte Nacht hier, aber als ich sah, dass du tief und fest schliefst, wollte ich dich nicht wecken. Ich hatte noch etwas zu erledigen, meine Freunde riefen, und so ließ ich dich schlafen. Ich hatte wirklich nichts Besonderes für dich ... Aber was soll das? ...“ Er nahm Trotzki's Buch in die Hände. „Du ergötzt dich an diesem Schurken? ...“

„Ich habe ihn zufällig ausgewählt“, entschuldigte ich mich. „Kennen Sie ihn? ... Finden Sie ihn nicht interessant?“

„Natürlich kenne ich ihn, Doktor; ich habe Trotzki mit frischer Tinte gelesen; ich habe die Genehmigung der Partei... Wir Frontkämpfer müssen den Feind kennen. Was, was haben Sie gelesen?“, fragte er und blätterte in dem Band.

—Sehr wenig, nur einige der Prologe.

—Der beste Teil des Buches ... der beste Teil aus literarischer Sicht. Hier findet man Trotzki in Höchstform; seine messianischen Themen haben biblische Anklänge. Seit Disraeli hat niemand diesen epischen Ton mit größerem Talent getroffen als er.

„Du verblüffst mich, Duval“, wagte ich zu sagen. „Dieses Lob für den Erzfeind!“

Lob?... Gerechtigkeit, nichts als Gerechtigkeit; es ist im politischen Kampf stets ein Fehler, den Wert und die Macht des Gegners zu unterschätzen; erstens, weil dies zu einer geringeren Anstrengung führt, als nötig wäre, um ihn zu besiegen; zweitens, weil unser Sieg als mittelmäßig und unsere Niederlage als Feiglinge und Narren gelten wird. Gerechtigkeit, die dem Feind widerfährt, ist immer auch Gerechtigkeit für uns selbst.

—Ich finde Ihre Theorie vollkommen. Nun gut: Wenn Sie mir erlauben, darüber zu sprechen, muss ich Ihnen sagen, dass ich in dem Wenigen, was ich gelesen habe, nur einen klaren Widerspruch zwischen dem dort dargestellten Trozkyismus und dem von Ihnen beschriebenen gefunden habe ... Ich glaube nicht, dass viele so heftig, so apokalyptisch gegen England reagieren würden ...

Wie soll man das erklären?...

Duval sah mich einen Moment lang an, sein Ausdruck schwankte zwischen Ironie und Überraschung, als versuche er einzuschätzen.

Noch bevor ich meine Frage stellen konnte, sagte er: „Doktor, ersparen Sie sich die Mühe ... Verstricken Sie sich nicht in intellektuellen Auseinandersetzungen; es ist schon schmerzhaft genug für Sie, sich praktisch damit zu befassen ... Sie haben keinerlei Ausbildung, aber kurz gesagt, ich werde Ihre Zweifel mit wenigen Worten zerstreuen, oder zumindest den Glauben, den ein paar Zeilen Trotzki's in Ihnen geweckt haben, für immer zerstören ... Ich kenne die teuflische Wirkung, die dieser ‚König der Polemiker‘, wie Shaw ihn nannte, auf unvorbereitete Gemüter hat, nur zu gut. Nur eine Frage: Wann wurde dieses Buch geschrieben?“

Er reichte es mir, und ich schaute auf das Datum im französischen

Prolog: —Mai 1926.

—Mai 1926, die französische Ausgabe?... Die russische war natürlich viel früher. Sagen dir Datumsangaben denn gar nichts?... Bist du so naiv, dass du das Erscheinungsdatum in einem Buch völlig außer Acht lässt?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ein Politiker?... Dieses Buch wurde von einem Trotzki an der Macht geschrieben: Präsident des Obersten Kriegsrates, Oberbefehlshaber der Roten Armee, Kriegskommissar... der sichere Erbe Lenins... Ist Ihnen das alles völlig egal?... Wer hätte denn von dem Zusammenbruch Englands profitiert, den er damals voraussagte und befürwortete?... Sagen Sie es mir, Doktor.

—Zum Kommunismus, zur UdSSR, richtig?

„Doktor, sehen Sie, dass ihm selbst die grundlegendste Vorbereitung fehlt? Das wäre die gleiche Antwort gewesen, die jeder Kolchosarbeiter gegeben hätte ... Dieses ganze ‚Kommunismus‘-Gerede, dieses ganze UdSSR-Gerede, was bedeuten sie schon für Trotzki? ... Bloße Formen, bloße Mittel ... – Ich leugne nicht die Bedeutung politischer Formen, ich leugne nicht die Bedeutung der Mittel, denn ich unterschätze ihre Bedeutung nicht, wenn sie dem Zweck dienen – aber abgesehen davon sind Formen und Mittel nur Instrumente, die mit politischem Geschick eingesetzt werden müssen, um ein Ziel zu erreichen ...“

Was ist Trotzkis Motiv? ... Nur eines: dasselbe, das heute jede politische Kraft antreibt – ausgenommen die ewige Entelechie Gottes –: Macht, Herrschaft. Muss Trotzkis Haltung, als er einen Großteil der Macht innehatte und erwartete, sie vollständig zu erlangen, mit seiner jetzigen Haltung übereinstimmen, da er umherirrt, verfolgt wird und ständig versucht, sie zurückzuerlangen? ... Nein, offensichtlich nicht. Wer würde heute von einer Revolution in England profitieren? ... Der Kommunismus, die UdSSR? ... Für Trotzki sind Kommunismus und UdSSR ganz klar nur „Form“ und „Mittel“; der eigentliche Nutznießer wäre Stalin.

Und das reicht Ihnen nicht, um Ihre Taktik zu ändern?... Und kein weiteres Wort, Doktor; das würde zu weit gehen...

Ich verstummte. Duvals Worte tanzten in meinem Kopf, ohne sich zu setzen; aber ich konnte nicht leugnen, dass seine „Dialektik“ der Trotzkis in nichts nachstand ... „Wie kompliziert doch die Politik ist!“, dachte ich. „Viel komplizierter, unendlich viel komplizierter als die gesamte organische Chemie; ich sehe es ganz klar ...“

Duval war stehen geblieben. Nun setzte er sich, zündete sich eine Zigarette an und sagte in einem anderen Tonfall zu mir: „Lass uns über vernünftige Dinge reden ...“

—Okay, seien wir vernünftig —ich stimmte zu.

—Selbstverständlich, Doktor, sind Sie bereit, fortzufahren?... Sie sind an diesem Punkt der Angelegenheit unersetzlich.

Ich antwortete lediglich mit einer unbestimmten Geste.

—Ich öffnete den Umschlag... nichts Besonderes; er enthielt nur ein kleines, leeres Blatt Papier. Hast du nicht gesehen, wie es hineingelegt wurde?

—Nein, das habe ich ihm schon gesagt. Ich hatte den Umschlag noch gar nicht gesehen; der General hatte lediglich angedeutet, dass er ihn versteckt im Boden der Aktentasche mitführen würde.

„Es ist nichts darauf geschrieben; vielleicht steht etwas in einer ganz besonderen, wohlwollenden Tinte darauf; aber es geht nicht darum, es mit Säuren zu behandeln; es würde ruiniert und unbrauchbar werden...“

Wir haben bei der Untersuchung unter dem Mikroskop nur eines gefunden: Fingerabdrücke...

—Der General, höchstwahrscheinlich—, deutete ich an.

„Man kann es nicht erraten ... Ich hätte es mir nicht vorstellen können; die Fußspuren sind meine ...“

Stell dir das vor!...

—Außergewöhnlich!...

—Mir fiel auf, dass das Papier im Inneren des äußeren Umschlags in eine weitere, sehr dünne Zellophanhülle eingehüllt war, die genau die richtigen Abmessungen hatte, um es aufzunehmen.

Dies ist die übliche Vorgehensweise von Technikern, wenn sie einige Kontakte erhalten wollen, und er wies mich darauf hin, dass möglicherweise Fingerabdrücke vorhanden seien; deren Offenlegung würde das Papier unbrauchbar machen, also griffen wir auf unser Labor zurück.

—Und woher wussten Sie, dass sie Ihnen gehörten?

— Durch reinen Zufall untersuchte ich die Objekte eingehend, als einer meiner Assistenten etwas zu mir sagte. Ich wandte den Blick ab, sah aber sofort wieder hin. Da ich den Druck nicht mehr erkennen konnte, suchte ich instinktiv auf dem Tisch nach dem Papier, da ich vermutete, es sei aus dem Gerät gefallen. Ich stieß auf eines und legte es zurecht. Ich entdeckte einen Druck und rief aus: „Dieser ist viel besser!“ Ein anderer Assistent fragte: „Welcher Druck?“ Ich sah wieder auf und bemerkte, dass er das Papier mit einer Pinzette hielt und gegen das Licht betrachtete, da er Spezialist für Papiermuster ist. Welchen Druck untersuchte ich da eigentlich?, fragte ich mich. Mir wurde klar, dass ich, als ich unterbrochen wurde, ein sehr markantes Muster studiert hatte, jenes, das mir auf Berzins Papier am meisten ins Auge gefallen war ...

„Welche Rolle spielte Berzin?“, fragte ich verwirrt.

—Ja, von General Berzin—stellte Duval mechanisch klar und fuhr fort: —Ich untersuchte das Papier, das ich irrtümlich dort hingelegt hatte, erneut; und dieser Fehler lieferte mir den Schlüssel.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Nun, ich identifizierte die beiden Fingerabdrücke, die zweifelsfrei identische Merkmale aufwiesen; wir drei berieten uns; das Papier gehörte dem Labor; nur wir hatten es mit Sicherheit berührt; wir untersuchten unsere eigenen Fingerabdrücke; es gab keinen Zweifel, es war einer meiner; der von meinem Zeigefinger war derjenige, den ich versehentlich untersucht hatte, und er war derselbe wie der auf dem Papier, das Kilinov ihm gegeben hatte. Zuerst fragte ich mich, ob ich das Papier unachtsam berührt hatte; das beunruhigte mich lange, aber nein; als mir klar wurde, dass dieser Fingerabdruck vom Zeigefinger meiner linken Hand stammte, verwarf ich den Gedanken; ich hatte den Umschlag nur mit meiner rechten Hand berührt und meine Finger mit dem Taschentuch und seinen Inhalt immer mit der Pinzette geschützt; ich wurde mir noch sicherer, als wir insgesamt acht Fingerabdrücke als meine identifizierten, sechs auf der einen und zwei auf der anderen Seite des Papiers; das hätte ich nicht tun können, nicht einmal in meinen Träumen, denn das wäre fast wie anhaltendes Anfassen gewesen; Nun gab es keinen Zweifel mehr, dass sie mir gehörten ... und ich hatte ein solches Dokument nie in Händen gehalten. Was meinen Sie, Doktor?

„Nun, ich weiß nicht, was ich davon halten soll ... ; dass der General das Papier in die Aktentasche gesteckt hat, lässt für mich keinen Zweifel; es war da, genau wie er es angegeben hat. ... Was für ein Papier ist es?“

„Es ist kein gewöhnliches Papier, kein normales Briefpapier. Es ist genau zwölf Zentimeter breit und neunzehn Zentimeter lang. Es ist nicht das typische Büropapier. Wenn es überhaupt einer Sorte ähnelt, dann ist es Schreibmaschinenpapier. Ich weiß nicht, welches Papier heutzutage in Spanien verwendet wird; vielleicht nimmt man einfach irgendein altes Papier. Aber ich habe dieses gelbliche kleine Stück Papier noch nie in der Hand gehabt, da bin ich mir sicher. Es ist auf der einen Seite glänzend und auf der anderen rauer. Es eignet sich kaum zum Schreiben mit Tinte. Erinnerst du dich nicht daran, ähnliches Papier in unseren Zimmern in Madrid gesehen zu haben?“

—Überhaupt nicht — antwortete ich —; ich erinnere mich nicht daran; ich habe nur diese russischen Zeitungen und das Buch gesehen, das mir der Mann vom „Komitee“ gegeben hat...

—Aber die Fingerabdrücke sind tatsächlich meine; derjenige, der mir geholfen hat, ist zweifellos ein erstklassiger Experte... — Duval machte eine Geste, als wolle er die Besessenheit abschütteln—; nun gut, kommen wir zu etwas anderem... Sie werden verstehen, Doktor, dass wir nur im weiteren Verlauf die Absichten des Generals erfahren können.

—Natürlich—habe ich das bestätigt—; wir werden sehen, wofür Goldsmith diese Rolle haben möchte.

—Es gibt keine andere Möglichkeit, und außerdem müssen wir wissen, wer er ist; er muss ein interessanter Typ sein.

—Und wer wird es sein?

„Der Name, den sie ihm gegeben haben, ist wahrscheinlich falsch. Aber das ist nicht wichtig; ich glaube nicht, dass es schwierig sein wird, ihn zu identifizieren. Natürlich nicht ganz einfach; die Telefonnummer, die sie Ihnen gegeben haben, gehört zu einer öffentlichen Einrichtung, wie ich in unseren Unterlagen überprüft habe. Aber er wird sich Ihnen persönlich zeigen ...“

—Also —ich habe beobachtet —, sollte ich das auf jeden Fall wagen?... Stimmt die Zentrale dem zu?

Duval musterte mich von oben bis unten und erwiderte kurz angebunden: „Das geht Sie nichts an; ich bin für Ihr Handeln verantwortlich, nicht Sie; merken Sie sich das... und ich denke, es sollte nicht nötig sein, Sie jetzt daran zu erinnern. Ich glaube, Doktor, Sie würden sich solche Fragen nicht erlauben, wenn es sich beispielsweise um einen Mironov handelte... Sie befinden sich in einer Position – und das sollten Sie mittlerweile genau wissen –, in der Ihnen nichts anderes als Gehorsam obliegt... natürlich kein passiver Gehorsam, sondern einer, bei dem Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit und Ihr ganzes Engagement in Ihr Handeln investieren. Ich war mit Ihrem Verhalten in Madrid durchaus zufrieden, aber jetzt... Meinen Sie, ich sollte diese in Ihren Worten zum Ausdruck kommenden Bedenken mit dem Hauptquartier teilen?“

Er wollte gerade fortfahren, doch ich unterbrach ihn mit meinen unterwürfigen Protesten. Was blieb ihm anderes übrig? Einen Moment lang versank er in Gedanken, dann nahm er seine gewohnte Haltung wieder ein, als hätte er den Faden seiner Gedanken wiedergefunden. Und wie zu sich selbst sprechend, fuhr er fort: „Es ist unbestreitbar, dass der erste Schritt ein Putsch gegen mich ist. Es erscheint mir logisch, und ich habe es erwartet. Ich habe bewusst das Motiv geliefert. Meine Selbstbelastung, meine Selbstenthüllung, indem ich Sie als Spion des Generals einsetzte, sollte zwei Reaktionen hervorrufen: meine Beseitigung, mit Ihnen als meinem Komplizen. Bis jetzt haben die Ereignisse meine Ziele erfüllt. Doch nun stellen sich zwei Fragen: Mit welchen Mitteln versuchen sie, mich zu beseitigen? ...; inwieweit ist es mir gelungen, ihr Vertrauen in Sie zu gewinnen? ...“

Was den ersten Punkt betrifft, so ist mein einziger Beweis der Zettel mit Ihren Fingerabdrücken, den Sie bei sich trugen. Beim zweiten Punkt bin ich optimistischer. Jechows vermeintliche oder tatsächliche Krankheit hat Ihnen zumindest den Ruf eines diskreten Mannes eingebracht; vielleicht auch die Entfernung und Berzins natürliche Detailverliebtheit...

„Berzin?“, unterbrach ich ihn. „Das ist das zweite Mal, dass ich diesen Nachnamen höre. Wen meinen Sie?“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Nun“, erwiderte er etwas verärgert, „es ist mir herausgerutscht; Berzin ist General Kilinovs richtiger Name; das sollten Sie jetzt wissen, falls es Sie interessiert... aber, wie ich schon sagte, er scheint Sie für ein voll engagiertes und aktives Mitglied der Verschwörung gehalten zu haben; das schließe ich aus seiner Haltung Ihnen gegenüber in unserem ersten privaten Gespräch; aber es war nur eine Möglichkeit, die ich zu verwirklichen versuchte, indem ich Ihnen befahl, mich zu verraten... Es scheint, dass die Dinge relativ gut gelaufen sind, angesichts Ihrer Inkompetenz in diesen Angelegenheiten und, ich gebe es zu, angesichts der Raffinesse und Gerissenheit des Generals... Nun gut, das ist die Lage. Nutzen wir sie! Ich bin im Vorteil... Morgen rufen Sie diese Nummer an, und je nachdem, wie die Antwort ausfällt, werden wir entscheiden.“

Er stand auf, nahm seinen Mantel und ging.

Am nächsten Tag wachte ich sehr spät auf; ich hatte bereits zu Mittag gegessen, als er auftauchte. Duval und ich gingen zurück ins Büro. Das Gespräch war jedoch kurz. Er forderte mich lediglich auf, meine Krawatte anzulegen und mich etwas zurechtzumachen, da wir noch ausgingen. In Wahrheit war er es, der sich mehr herausputzen musste. Er trug einen Sieben- oder Acht-Tage-Bart, und sein Haar war ungepflegt. Mir fiel auf, dass er den rötlichen Ton seines Bartes und Haares angeglichen hatte, sodass er fast blond aussah; er trug eine Brille mit leicht bläulichen Gläsern, und seine Augenfarbe war nicht zu erkennen. Außerdem trug er, der sich sonst so elegant kleidete, einen Anzug, der, wenn nicht schlecht, so doch sehr abgetragen war; es war offensichtlich, dass er seit Ewigkeiten kein Bügeleisen mehr gesehen hatte; ein stark fleckiger Trenchcoat vervollständigte sein Outfit. Als er den Mund öffnete, blendeten mich seine beiden oberen Schneidezähne mit ihrem goldenen Schimmer; das verlieh ihm beim Sprechen eine sehr eigentümliche Ausstrahlung. Nur jemand, der ihn gut kannte und ihn aus der Nähe gesehen hatte, konnte ihn wiedererkennen. Ich machte diese Beobachtungen, während ich mich fertig machte. Als ich fertig war, gab er mir Kilinovs Umschlag, der, wie ich feststellte, keinerlei Anzeichen dafür aufwies, geöffnet worden zu sein. Und als wir gehen wollten, sagte er zu mir: „Sie rufen die Nummer von der Behörde aus an, die ich Ihnen nenne; je nach Ergebnis entscheide ich dann. Falls Sie zu einem sofortigen Gespräch vorgeladen werden, erfinden Sie eine Ausrede und stimmen Sie dem Termin nicht vor morgen zu; frühestens heute Abend; verstanden?“

Es ging darum, seine Beobachtungen zu behalten, und es bestand keine Notwendigkeit für ihn, sie mir zu wiederholen.

Wir gingen nach draußen. Die Wachen blieben im kleinen Garten. Ein *Taxi* wartete vor der Tür, und wir stiegen ein. Während der Fahrt wechselten wir kein Wort. Duval und ich stiegen in irgendeiner Straße aus und gingen in eine Bar, die sich als Café ausgab. Es waren nur wenige Gäste da. Wir tranken zwei Gläser *Cognac* an der Bar und gingen zur Telefonzelle im Erdgeschoss. Ich wählte die Nummer; es dauerte eine Weile, bis jemand abnahm; schließlich meldete sich jemand; ich verlangte nach Goldsmith; die Person am anderen Ende schwieg einen Moment; währenddessen hörte ich das Klappern von Geschirr und das Gemurmel von Gesprächen, und dann sagte sie: „Bitte rufen Sie in genau fünf Minuten zurück. Wen soll ich anrufen?“

—Von einem Freund Kilinovs— antwortete ich.

—Okay, Schnitt.

Ich tat es und erzählte Duval, was man mir gesagt hatte. Er schaute nur auf seine Uhr und stoppte die Zeit. Fünf Minuten vergingen, dann befahl er mir anzurufen. Dieselbe Stimme meldete sich. Ich wiederholte den Namen: Goldsmith.

„Es ist derselbe Herr wie zuvor, nicht wahr?“, fragte ich nach, und man antwortete: „Der Arzt sagt, er freue sich sehr, Sie morgen zu sehen; Sie werden um 15 Uhr vor dem Haupteingang von Notre Dame abgeholt. Sie sollten eine Ausgabe der *Prawda* in der rechten und ein Taschentuch in der linken Hand halten. Ist das klar?“

Ich nickte, hörte ihnen beim Auflegen zu und tat dasselbe.

„Wir sehen uns morgen um drei Uhr am Eingang von Notre Dame“, sagte ich zu Duval. Er antwortete nicht, und wir gingen. Es war ein schrecklicher Tag. Das *Taxi* wartete schon auf uns, und wir stiegen ein.

„Wir haben den ganzen Nachmittag Zeit“, sagte Duval. „Ich habe für heute nichts geplant, falls spontan etwas anfällt. Ich stehe Ihnen zur Verfügung; haben Sie irgendwelche Ideen?“

Mir wurde klar, dass Duval mich ablenken wollte. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, so viel Zeit zu haben, und um mich zum Nachdenken anzuregen, schlug ich vor, durch die Innenstadt zu schlendern, da die Pariser Geschäfte nach meinen langen Jahren in Russland ein wunderbarer Anblick für mich waren. Er lehnte ab.

—Wir steigen nicht aus dem *Taxi* aus — und, auf sich selbst deutend, fügte er hinzu —: Sehen Sie denn nicht, wie ich aussehe?... Ich würde mich mit einem einfachen Lokal zufriedengeben, wo wir etwas trinken können; dann zum Beispiel ins *Kino*... Lohnt es sich?

Da es keine andere Möglichkeit gab und mir der Plan auch gefiel, stimmte ich gerne zu. Alles

weniger sofort in meine Zuflucht zurückzukehren, die sich so sehr wie ein Gefängnis anfühlte.

XVII

Herr Goldsmith

Mit uhrwerkartiger Präzision positionierte ich mich; *Pravda* und das Kopftuch waren deutlich zu sehen. Pünktlich hielt ein *Taxi* am Straßenrand, und eine Hand streckte sich aus und winkte mich herein. Ohne zu zögern stieg ich ein. Das *Taxi* fuhr ohne weiteres los. Dann grüßte mich mein Nachbar kurz; er begann aber kein Gespräch. Wir müssen etwa fünfzehn oder zwanzig Minuten gefahren sein, als der Wagen vor einer unscheinbaren Bar in einer unbedeutenden Straße hielt. Wir gingen hinein, bestellten aber nichts und gingen schnell durch eine Tür links neben der langen Theke weiter. Ich nahm an, mein Gespräch würde in einem separaten Raum stattfinden. Doch dem war nicht so; der Mann öffnete eine Tür, und wir gingen hinaus. Wir befanden uns in der Lobby eines Gebäudes, ganz in der Nähe eines Aufzugs, mit dem wir in ein Stockwerk fahren; er rief, und die Tür wurde sofort geöffnet. Ich nahm an, wir seien am Ort des Gesprächs angekommen. Ich irrte mich zum zweiten Mal. Wir gingen durch einen Flur, ein kleines Wohnzimmer, ein Esszimmer, einen weiteren Flur; all dies, ohne jemanden zu sehen, da der Mann, der die Tür geöffnet hatte, zurückblieb. Am Ende dieses zweiten Flurs öffnete er eine Tür und bat mich herein; er kam mit mir heraus, und wir gingen eine Treppe hinunter; zweifellos die Diensttreppe, dachte ich; wir gingen drei Stockwerke hinunter und befanden uns in einer anderen Straße. Dort wartete ein weiteres *Taxi*; wir stiegen ein, und es fuhr sofort los. Ich war wirklich verblüfft. Das Manöver, um die Überwachung abzuschütteln, war perfekt. Der Mann schwieg. Mir wurde klar, dass wir uns dem Stadtrand von Paris näherten; die Häuser standen nun vereinzelt und niedrig, durchsetzt mit Gebäuden im *Chalet-Stil*. Der Wagen hielt vor einem dieser Häuser. Der Mann stieg aus und bedeutete mir, es ihm gleichzutun. Offenbar hatten sie uns erwartet, denn das Tor öffnete sich ohne anzuklopfen. Wir gingen hindurch und erreichten, nachdem wir eine Hecke umrundet hatten, die das Tor verdeckte, die *Tür des Chalets*. Sie stand einen Spalt offen, und ich musste zuerst eintreten. Das Dienstmädchen, das uns begrüßt hatte, verließ kurz die Halle und kam zurück, um das Sakramental zu sprechen: „Der Herr erwartet Sie.“ Ich folgte ihr, und sie führte mich in einen Hinterraum. Das Licht war gedämpft und fiel durch dicke Vorhänge und Gardinen. Ich erkannte deutlich eine stehende männliche Gestalt, die mit ausgestreckter Hand auf mich zukam. Er begrüßte mich beiläufig mit leiser, schwacher Stimme; ich nahm seine Einladung an und setzte mich. Er war ein Mann, der etwa fünfzig Jahre alt aussah, angemessen, aber nicht besonders elegant gekleidet war und eine Brille trug, die auf dem Rand befestigt und von zwei dünnen Drähten gehalten wurde.

Ein recht eigenwilliger Russe. Auf dem kleinen Tisch zwischen unseren beiden Sesseln lagen, den Titeln nach zu urteilen, mehrere Wirtschaftsmagazine.

„Im Auftrag des Generals?“, ließ er durchblicken.

—Ja, ich bin im Auftrag von General Kilinov unterwegs, habe ich bestätigt. Aufgrund der natürlichen Gegebenheiten konnte ich ihn bisher nicht besuchen.

„Gut, gut ...“, murmelte sie mit einem leichten Lächeln. „Und wie läuft es sonst so?“

Ich hatte keine Ahnung, was mit „all das“ gemeint war, und beschränkte mich auf eine vage Formulierung. Es lohnt sich nicht, aufzuschreiben, worüber wir in den ersten fünfzehn Minuten gesprochen haben. Ich war desillusioniert; die vielversprechenden Vorbereitungen für das Interview hatten mich etwas Besonderes, etwas Außergewöhnliches erwarten lassen, und dieser Mann glitt mit einer seligen Ausstrahlung und einer solchen Natürlichkeit durch das weite Feld der Unbestimmtheit, als erfülle er lediglich seine Pflicht, einen banalen Besucher zu empfangen. Er verfiel nicht in die Dummheit, über das Wetter zu reden; aber er erging sich der Banalität, über das „j“ in der spanischen Aussprache zu diskutieren. Ich verlor sogar die Geduld. Duval hatte mir aufgetragen, abzuwarten, „auf der Stelle zu bleiben“, glaube ich, sagte er; aber dieser Herr hatte die perfekte Haltung von jemandem, der nichts zu sagen hatte und dem ich völlig egal war. Aber ohne jede Verachtung; seine kurzsichtigen Augen blickten angestrengt und interessiert, bemüht, suggestiv und sympathisch zu wirken; Nur gelegentlich warf er mir einen flüchtigen, verstohlenen Blick in meine Umgebung; das war typisch für ihn, ebenso wie die Art, wie er sein Gesicht wandte, um die Gesten und Worte seines Gesprächspartners aufzugreifen und ihn ruhig zum Weitersprechen zu ermutigen, so harmlos seine Äußerung auch sein mochte. Das konnte keine flüchtige Geste gewesen sein; die Natürlichkeit dieser Geste war unübersehbar; ich konnte nicht die geringste Anstrengung auf seiner breiten, gewölbten Stirn erkennen. Doch diese Untersuchung, für die ich reichlich Zeit hatte, tröstete mich nicht über die Gefühllosigkeit in diesem Moment hinweg, den ich so sehnsüchtig erwartet und für den ich meine ganze Kraft den ganzen Morgen aufgespart hatte.

Mit einer etwas abrupten Bewegung und ohne verbale Vorbereitung fand ich keinen Moment,

Zum Üben steckte ich meine Hand in meine Innentasche und reichte ihm einfach den Umschlag.

—Tatsächlich — sagte ich gleichzeitig — ist dies die Mission: ihm diesen Brief zu überbringen.

—Vielen Dank, Sir—er bedankte er sich mit seinem besten Lächeln und nahm die Zeitung entgegen.

Ich dachte, er würde es sofort öffnen, aber nein. Er nahm es ganz vorsichtig entgegen und spielte damit in seinen Händen. Er schien mich zum Weiterreden zu ermutigen, während er mit dem Rand des Umschlags gegen seinen linken Daumen klopfte.

Meine Nerven hielten das nicht mehr aus.

Er blieb eine Weile so sitzen, bis er sich langsam aufsetzte und mich um Entschuldigung bat. Er ging zum Schreibtisch und drehte mir den Rücken zu; er muss einen Brieföffner genommen und den Umschlag geöffnet haben. Er schaltete das Licht der Tischlampe an, um ihren Inhalt zu begutachten; er betrachtete ihn aufmerksam und wandte sich dann ab, den zweiten Zellophanumschlag in der einen *und* die Mappe in der anderen Hand. „Ist das alles?“, fragte er mich wortlos. Ich nickte, um ihm zu zeigen, dass er wohl nichts gesehen hatte, denn er wiederholte die Frage. Dann kam er auf mich zu.

—Kennen Sie den General schon lange?... Vielleicht aus Moskau?...

—Nein—erwiderte ich—; ich habe ihn in Spanien kennengelernt; ich habe ihn vorher noch nie gesehen.

—Präsentiert von?...

—Von einem Mann des NKWD

—Ein Freund beider, ohne Zweifel?...

—Oh nein!...

—Interessant!... Und?...

—Sehr kompliziert, Sir...

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in die Geschichte jener letzten Monate hineingeraten bin. Eine wahre Geschichte, authentisch, mit allen Anforderungen an Glaubwürdigkeit und möglichen Beweisen, um glaubwürdig zu sein. Natürlich mit einigen Auslassungen. Es waren Duvals Befehle, kurz und bündig, aber deutlich. Nichts davon, dass ich léjov Yagodas Komplott verraten hatte. Nichts davon, dass ich Duvals Befehl befolgt und Kilinov über seine Spionage informiert hatte. Nichts von Yagodas Entführung meiner Familie; das musste léjovs Werk gewesen sein. Nichts davon, dass Duval mit mir aus Madrid zurückgekehrt war. Nichts von seiner aktuellen körperlichen Entstellung. Nichts darüber, wo ich mich aufhielt; meine vermeintliche Adresse hätte, falls gefragt, die Botschaft sein sollen.

Obwohl ich mich kurzfassen wollte, war meine Geschichte lang; doch nicht ein einziges Mal bemerkte ich Anzeichen von Müdigkeit oder Langeweile bei meinem Zuhörer. Ganz im Gegenteil, sein Interesse blieb ungebrochen, ohne auch nur einen Moment nachzulassen. Er machte keinerlei Aufhebens darum; sein Gesichtsausdruck war nach wie vor so einladend, freundlich und interessiert wie beim Betreten des Raumes. Und er unterbrach mich nicht. Er öffnete den Mund erst, als er sich sicher war, dass ich ausgeredet hatte. Doch dann stellte er weitere Fragen.

—Und Sie, Doktor, glauben Sie, dass Jechows Krankheit tödlich ist?...—war seine erste Frage.

„Eine fundierte Antwort ist unmöglich“, wick ich aus; „Ich habe den ‚Patienten‘ nicht gesehen ... und ich habe keine relevanten Informationen. Und Sie, haben Sie irgendwelche konkreten Details?“

„Und dieser Duval?“, fragte er erneut und wick der Antwort aus. „Welche Befehle hat er ihm bei seiner Ankunft erteilt?“

—Er hat mich nur ein paar Mal besucht; er sagte mir lediglich, wir sollten warten.

—Worauf warten?...

—Ich nehme an, es geht um die Miller-Affäre.

—Aber haben sie denn nichts in dieser Hinsicht oder in irgendeiner anderen Angelegenheit unternommen?...

—Überhaupt.

—Nicht einmal der Angriff auf ihn?...

—Auch darüber geht es nicht mehr; ich habe ihm das bereits mitgeteilt, offiziell scheint die Sache erledigt zu sein.

—Und was würden Sie sagen, Doktor, wenn ich Ihnen mitteilen würde, dass der Autor kein Trotzist ist?

—Also, irgendeine "weiße" Person...

—Weiß?... Warum?...

—Wenn sie wüssten, dass ich...

—Wissen sie... was?...

—Das Entführungsprojekt.

„Und woher sollten sie das wissen?“

... „Vielleicht durch ihre Spionage ...“

—Weiße spionieren?... Die armen Kerle!... Was wissen die schon?...

—Also... wer wollte mich umbringen?

—Und wen meinen Sie?...

—Verdacht ist unmöglich... Faschisten, vielleicht?... Findest du nicht auch?...

—Wer? Die Nazis?... Was geht die das an?...

—Ist Miller nicht dein Verbündeter?...

—Glauben Sie etwa auch den Lügen der sowjetischen Presse?... Ist Hass nicht legendär?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Diese weißen Generäle gegen alle Deutschen? Hatten sie das nicht von ihrem Zaren geerbt?... Werden sie nicht für den Sieg der Bolschewiki verantwortlich gemacht, wegen des versiegelten Eisenbahnwaggons?... Wo wohnte Kutiepow? Wo ist Miller?... In Berlin oder in Paris?...; sag es mir – und als er geendet hatte, unterstrich er mit einer Geste die Aussage.

—Also... Sie scheinen es zu wissen; sprechen Sie bitte.—In diesem Moment war ich aufrichtig.

—Weiß ich das? Ich kann es nur sicher wissen, indem ich alle Annahmen ausschließe. Habe ich sonst noch etwas getan?

—Tatsächlich musste ich zustimmen.

Und das Schlimmste daran ist, dass das französische Sprichwort „*cherche la femme*“ nicht funktioniert, oder? Es ist alles viel komplizierter...

—Es gibt ja immer noch die Moskauer Hypothese... oder?...

—Moskau?... Die GPU?... Warum?... Können sie ihn nicht zurückbringen?... Und da..., da reden sie gern... nicht wahr?

—Ihre Meinung?...

—Persönliche Feinde? Nein, da sind Sie unbescholten. Millers Plan, das zu verhindern, was Sie vorhatten ... Ist das nicht logisch? ... Aber abgesehen von der Logik gibt es noch etwas anderes: Jemand hat Miller gewarnt ... Genau ab diesem Zeitpunkt begann er, Skoblin zu misstrauen ...

Ist das nicht eloquent?...

—Er hat mir nichts erzählt, und Duval sollte noch nichts davon wissen... Bist du sicher?...

—Ich habe den vollen Beweis; und es gibt noch mehr: Derjenige, der Miller gewarnt hat, war General Dobrovolsky... Aber wer hat Dobrovolsky gewarnt?... Er ist ein alter Kauz, der mit Spionageangelegenheiten nichts zu tun hat; er hat nur das gesagt, was ihm gesagt wurde, und nichts weiter.

—Und deshalb verwirft man die Hypothese der "Weißen" nicht.

—Ja, jetzt stimmt es. Die Warnung kam ein oder zwei Tage nach dem Anschlag. Miller war wie immer zuversichtlich, bis er sie erhielt ... Er hatte sich auf den Besuch vorbereitet; er war sogar recht neugierig auf den Grund für die Abwesenheit eines gewissen polnischen Arztes, von dem er etwas erwartet hatte.

—Es gibt also keine Kraft oder Partei mit einem Motiv für das Verbrechen?...

—Überhaupt...

—Das klingt nach etwas, was ein einsamer Nihilist tun würde—, sagte ich, als ob ich scherzen wollte.

„Nihilist?“, wiederholte er. „Findest du das nicht eine gute Idee?“

Ich dachte, Goldsmith scherzte auch; aber er schloss die Augen, als ob er

Es war konzentriert, und ich fand es klug, es zu zerkleinern.

—Hast du die Idee ernst genommen?... Das ist dumm...

„Dumm?“, sagte er nachdenklich. „Nihilismus ist absurd, aber real und außerdem wunderbar ... Ich habe alle möglichen Leute kennengelernt! Warum sollte er nicht das Werk eines sehr seltsamen Wesens sein?“

Ich schaute auf meine Uhr. Es war bereits Viertel nach acht. Das Gespräch dauerte schon über drei Stunden und schien kein Ende zu nehmen. Solche endlosen, sinnlosen Unterhaltungen findet man wohl nur bei Russen. Er bemerkte es und meinte, er habe alle Zeit der Welt; er lud mich sogar zum Abendessen ein, um weiterzureden. Ich lehnte ab und erklärte, ich hielt das für unklug, da ich dann meine lange Abwesenheit erklären müsste, und bisher hatte der *Kinobesuch* als Ausrede genügt.

Er ergab sich seinem Schicksal. Ich schlug vor, ihn am nächsten Morgen anzurufen. Er verneinte, das sei nicht nötig. Der Wagen würde zur selben Zeit am selben Ort auf mich warten; und in der Zwischenzeit würde er sich das ansehen – und er deutete auf den kleinen Umschlag, der auf dem Tisch glänzte. Er begleitete mich zur Haustür. Dort stand der Mann, der mich gebracht hatte, und zeigte keinerlei Ungeduld. Ich verabschiedete mich und stieg in ein *Taxi*. Man fragte nach meiner Adresse. Ich bat darum, in Austerlitz abgesetzt zu werden. Das geschah. Sicherheitshalber schlenderte ich noch ein wenig umher; ich trank etwas in einer nahegelegenen Straße; ich ging hinaus, hielt ein vorbeifahrendes *Taxi* an, und es brachte mich zum Place Vendôme, zum Ritz. Dort war es; ich bezahlte, ohne auf das Wechselgeld zu warten, und stieg in den Diplomatenwagen. Da war Duval, der sich wie ein Wahnsinniger am Bart kratzte.

Wir wechselten während der Fahrt kein Wort. Der sowjetische Wagen raste dahin und fuhr ständig Schlangenlinien. Offensichtlich versuchten sie, uns abzuschütteln, falls wir verfolgt wurden. Ich weiß nicht mehr genau wo, aber wir stiegen um und nahmen ein anderes Auto, das um die Ecke wartete. Mit diesem erreichten wir unsere Unterkunft.

Wir aßen schnell zu Abend und gingen in das kleine Arbeitszimmer, da es mittlerweile üblich geworden war, unsere Besprechungen beim Kaffeetrinken abzuhalten. Duval, der bis dahin keinerlei Ungeduld gezeigt hatte, bat mich, ihm Punkt für Punkt zu schildern, was seit unserer Trennung geschehen war.

Ich erzählte ihm, wie ich in eine bestimmte Bar gebracht worden war und wie überrascht ich war, mich plötzlich in einer anderen Straße wiederzufinden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Gut“, sagte er zu mir; „man verfolgte dich dorthin, aber du hast dich dort verirrt; das Vorgehen war zwar nicht neu, diente aber dazu, deine Anhänger in die Irre zu führen.“

Ich fragte mich, ob er mir das sagte, damit ich ihm vertrauen konnte und sicher sein konnte, dass ich ihm genau das sagte, was ich meinte. Ich gewöhnte mich bereits daran, wie ein Polizist zu denken, beeinflusst von meiner Umgebung. Ich erzählte ihm, wie wir einen zweiten, wartenden Wagen genommen hatten, und er unterbrach mich, um zu fragen, ob ich instinktiv wissen müsse, ob die Straße hinter oder neben mir lag.

Ich erinnerte mich an einen Moment und sagte ihm, dass er mir unmittelbar nach und parallel zum Eingang der Bar vorgekommen zu sein schien. Dann fuhr ich ohne weitere Unterbrechung mit meinem Gespräch mit dem vermeintlichen Goldschmied fort und deutete ihm an, wie langweilig der erste Teil unseres Gesprächs gewesen war.

„War es auf Französisch oder Russisch?“, fragte er mich.

—Auf Russisch—sagte ich ihm.

Anschließend erkundigte er sich nach der ethnischen Zugehörigkeit der Person, die ich besuchte, ihrem Akzent, ihren persönlichen Eigenschaften usw.

Nach meinem damaligen Kenntnisstand antwortete ich unter Berücksichtigung all dieser Details, dass er Russe sei.

„Ein Russe, kein Jude? Das muss klar sein“, fragte er mich.

„Ein Russe mit allen entsprechenden Eigenschaften“, bestätigte ich.

Ohne Umschweife berichtete ich ihm von der Zustellung des Umschlags, und Duvals Interesse wuchs nun merklich. Er muss jedoch enttäuscht gewesen sein, als ich ihm den Eindruck vermittelte, er sei etwas beunruhigt darüber, nicht mehr Details zu erfahren. Dann wandte ich mich dem zu, was mich persönlich mehr interessierte: Ich informierte ihn über seine Andeutungen bezüglich meines Attentatsversuchs. Jedes Mal, wenn mir ein interessantes Detail über die Lippen kam, warf ich Duval einen verstohlenen, aber äußerst gespannten Blick zu. Nichts, ich konnte ihm nichts entlocken; er wirkte sogar abwesend, als ob er an etwas anderes dachte, sein Blick verloren im Rauch seiner Zigarette.

Meine lange Periode war vorbei, und ich habe ihr meinen Termin für den nächsten Tag mitgeteilt.

—Perfekt—, kommentierte er. —Ich nehme an, morgen haben Sie mehr Glück. Aber nur eine Frage: Was halten Sie von der Figur?

„Ein Mann von Format“, erwiderte ich, „von großem Format, wenn man meiner begrenzten Menschenkenntnis Glauben schenken darf. Ein brillanter Psychologe; er ist ein Mann, der ständig Fragen stellt; selbst seine wenigen Behauptungen formuliert er als Fragen. Ich bin sicher, er kann zehn Stunden lang plaudern, ohne dass sich sein Gesprächspartner an ein einziges Wort erinnern kann; andererseits weiß er alles, was er wissen will, und noch viel mehr.“

Ein kultivierter, hochgebildeter Mann, ohne Zweifel. Sein Auftreten und seine Art verraten einen Mann, der schwierigste Situationen durchgestanden und dank seiner unerschöpflichen Ressourcen triumphiert hat. Er muss wohlhabend sein. Er stellt es nicht durch Pedanterie oder vornehme Kleidung zur Schau; aber er geht mit seiner Kleidung, die zweifellos von guter Qualität ist, ganz natürlich um. Ich denke, ich kann mit Sicherheit sagen, dass dieser Russe schon lange keine Kleidung aus Sowjetzeiten mehr trägt.

—Keine Erwähnung dessen, was Berzin darüber sagte, wie man nach einem Gespräch mit ihm Freunde auf der ganzen Welt finden könne?

—Nicht im Geringsten—, erwiderte ich, und Duval fragte mich schließlich: —Und was denkst du darüber?

—Ich habe keine Ahnung—, antwortete ich in aller Aufrichtigkeit.

—Nun, das muss die Freimaurerei sein, was meinst du?

—Lächerlich, angesichts dessen, wie wenig ich über die Sache weiß—, erwiderte ich.

—Nicht so sehr, wie Sie annehmen, Doktor.

Und damit war unser langes Gespräch beendet. Er ging, und ich legte mich schlafen.

XVIII

DER TOD VON RENE DUVAL

Am nächsten Tag traf Duval gegen zehn Uhr ein. Ich war gerade mit dem Baden fertig, und ohne mich in meinen Anzug schlüpfen zu lassen, führte er mich im Morgenmantel ins Büro. Er sagte mir, ich müsse natürlich zu dem Termin erscheinen. Er erklärte, er habe in der Straße parallel zur *Bar*, an derselben Adresse, Überwachungskameras aufgestellt, falls sie die Ablenkungstaktik wiederholen sollten, da er herausfinden wollte, wer der mysteriöse Goldsmith war. Trotzdem überreichte er mir eine sehr hübsche Handtasche, die er vor meinen Augen öffnete. Sie enthielt nichts Wertvolles; nur einige Familienfotos einer sehr eleganten jungen Dame mit einem sehr hübschen kleinen Mädchen, einige Visitenkarten von Frauen und mehrere persönliche Briefe. Er erklärte, es sei die Handtasche einer angeblich sehr wohlhabenden Amerikanerin, wie ich ihren Dokumenten und ihrem Namen entnehmen konnte, die sie, wie es der Zufall wollte, an diesem Nachmittag vor dem Gebäude verlieren würde, in dem Goldsmiths Konferenz stattfand. Ich verstand, was vor sich ging, aber er erklärte mir detailliert, wie ich die Handtasche beim Verlassen des Büros fallen lassen sollte. Sicherlich würde der Finder, angelockt von einer hohen Belohnung, die Brieftasche zurückgeben, im Austausch für etwas von keinem materiellen Wert, und der „Dame“ durch Nachfrage genau sagen, wo er sie gefunden hat; sollte sie nicht erscheinen, würde der Verlust in der Presse bekannt gegeben und eine hohe Belohnung ausgesetzt.

Dann unterhielt er sich etwa eine Stunde lang mit mir darüber, wie ich das Gespräch in eine interessante Richtung lenken könnte. Er entwarf unzählige hypothetische Szenarien, räumte aber schließlich ein, dass das alles sinnlos sein könnte; er drängte mich, so viele Informationen wie möglich zu sammeln. Zum Schluss fragte er mich, ob ich demnächst nach Moskau reisen würde.

Duval ging. Ich aß allein zu Mittag, abgelenkt und mit wenig Appetit. Ich machte mir Sorgen wegen des bevorstehenden Vorstellungsgesprächs. Pünktlich kam Duval, sodass wir losfahren konnten. Er setzte mich in der Nähe von Notre Dame ab, und dann ging ich zu meinem Posten, um mich vorzubereiten. Ein Auto kam pünktlich, ein anderes als das, mit dem ich am Vortag gefahren war, und es war leer. Der Fahrer bedeutete mir einzusteigen, obwohl das *Taxi als Mietwagen gekennzeichnet war*. Wir fuhren los. „Ich weiß nicht, wo“, sagte der Fahrer. Da erkannte ich ihn als den Mann, der mich am Vortag begleitet hatte. Er forderte mich auf, auszusteigen und Zigaretten zu kaufen, um sicherzugehen, dass wir nicht verfolgt wurden. Ich tat dies und kehrte zum *Taxi zurück*.

„Wenn ich mich nicht irre, folgen sie uns“, sagte er zu mir, „aber keine Sorge, sie werden zurückgelassen.“

Ich schaute durch die Heckscheibe und tatsächlich hielt ein anderes *Taxi* gebührenden Abstand und passte seine Geschwindigkeit unserem an. Es konnte uns tatsächlich gefolgt sein. Das Auto führte mich durch viele Gegenden, von denen einige fast verkehrsfrei waren, und das *Taxi war immer noch in Sichtweite*. Es war offensichtlich, dass es uns folgte. Schließlich bog unser Auto ab und fuhr auf die belebteren Straßen. Die Polizei regelte den Verkehr und ließ uns immer wieder anhalten. Aber ich weiß nicht mehr genau wo, wie unser *Taxi* es schaffte, in die erste Reihe zu gelangen, ganz nah an den Polizisten heran. Alle Autos hatten angehalten, und auch der Polizist; doch plötzlich fuhr mein Fahrer los und überquerte die Kreuzung durch eine Lücke im Fußgängerüberweg. Ich nahm an, der Polizist würde etwas sagen, aber er tat es nicht; ich glaubte sogar, ein wissendes Lächeln auf seinem Gesicht zu sehen, als er meinen Fahrer ansah. Nachdem wir den Verkehr hinter uns gelassen hatten, machte der Mann eine vielsagende Geste und fuhr ein Stück weiter, dann nach rechts. Wir fuhren weiter und kehrten in menschenleere Straßen zurück; zweifellos, um sicherzugehen, dass uns niemand mehr folgte. Und tatsächlich fiel uns nichts Verdächtiges auf. Dann hielt er an, die Tür öffnete sich und ein Fremder stieg ein. Er begrüßte mich höflich auf Französisch, schloss die Fenster, und als ich versuchte, hindurchzuschauen, merkte ich, dass ich nichts sehen konnte, da sie so undurchsichtig waren, dass niemand hineinsehen konnte. Nach ein paar Minuten hielten wir an, und er bat mich auszusteigen. Wir folgten seiner Aufforderung und betraten ein Haus. Das Haus wirkte elegant, wenn man den Stil der Eingangshalle betrachtete.

Goldsmith kam heraus, um mich zu begrüßen, und begegnete mir mit einem überaus freundlichen Gesichtsausdruck. „Ich habe dich schon eine Weile erwartet“, sagte er zu mir. „Gab es irgendwelche Schwierigkeiten?“ „Mein Fahrer dachte, wir würden verfolgt, und ich glaube, er hatte Recht...; aber es gelang ihm perfekt, uns von der Fährte abzulenken und einen Wachmann zu überraschen...“ —Überraschend?... Bist du sicher?... Hast du nicht in Betracht gezogen, dass er ein Freund sein könnte?... —Ah!...—Ich beschränkte mich auf einen Ausruf. —Gab es bei Ihrer gestrigen Rückkehr irgendwelche Fragen?... Gab es irgendwelche Verdachtsmomente in der Botschaft? —Nein, im Moment nicht. Verdacht?... Dort ist der Verdacht allgegenwärtig und systematisch. Ich glaube nicht, dass sie mich gestern verfolgt haben; wenn doch, hätten sie mich verhört; es ist die

ein unfehlbarer Brauch, mit besseren oder schlechteren Methoden, je nach Status der befragten Person...
Du hast keine Ahnung!

—Glaubst du, ich weiß das nicht?...— sagte er lächelnd.

„Es war eine großartige Idee, mir *heute ein Taxi zu schicken*, leer und unauffällig, denn ich hätte erklären müssen, wer mein Begleiter ist. Da ich nun verfolgt werde, sage ich einfach, ich sei mit dem *Taxi* gefahren, um ganz Paris zu sehen, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.“

—Perfekt—, nickte er.— Und als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, fragte er mich: —Hast du Díaz gesehen?...

—An Díaz?— fragte ich, ohne zu ahnen, von wem er sprach.

—Ja, Doktor, genau, Duval.

—Moment mal, heute Morgen... hat er mir doch nur gesagt, dass wir ganz sicher sehr bald nach Moskau zurückkehren würden.

„Hat er Ihnen das erzählt? Welch eine Enttäuschung!... Werden wir seine angenehme Gesellschaft nur ein paar Tage lang genießen können, Doktor?“

—So scheint es.

—Also...—und er hielt einen Moment inne, nachdenklich—, könnten Sie uns einen Gefallen tun?...

—Er weiß, dass ich ihm zur Verfügung stehe.

—Vielen Dank, Doktor... Könnten Sie uns irgendwann den genauen Standort von Duval nennen? Natürlich außerhalb der Botschaft...

—Ich werde versuchen, ihm entgegenzukommen; ich bin mir natürlich nicht sicher; ich habe ihn nicht zur Verfügung, er aber zu meiner; aber ich werde versuchen, ihn außerhalb der Botschaft ausfindig zu machen.

—Perfekt. Notieren Sie sich diese Telefonnummer – er hat eine Nummer angegeben –; wenn Sie ihn irgendwo finden, egal ob Tag oder Nacht, nennen Sie ihm diese Nummer und machen Sie sich um nichts anderes Gedanken...

Ah! Sprich mit ihnen auf Französisch.

Mir war von Anfang an klar, dass ich mit meiner selbstzufriedenen Haltung nicht weiterkommen würde. Ich leitete eines der von Duval vorgeschlagenen dialektischen Manöver ein; das, wie mir schien, bisher wirksamste. Mir wurde bewusst: Bis dahin hatte ich die Befehle des Generals ausgeführt; außerdem waren mir Fragen gestellt worden, die ich zufriedenstellend beantwortet hatte; und schließlich wurde ich gebeten, etwas zu tun, dessen Tragweite und Gefahr für mich ich angeblich nicht erkennen sollte. Es ging darum, Vorsicht walten zu lassen.

„Okay, okay“, sagte ich und setzte mein harmlosestes Lächeln auf. „Wir waren uns einig, dass ich anrufen und ihm sagen soll, wo Duval ist ... richtig?“

—Genau.

„Ich habe keine Einwände, aber wenn Sie mich entschuldigen, Sir, möchte ich ein paar Anmerkungen machen. General Berzin – ich habe den Nachnamen betont – bat mich, Ihnen ein Dokument zu überbringen. Das tat ich, gab aber keine weiteren Zusagen. Bedenken Sie, dass er damals nicht wusste, ob Duval ein Faschist oder ein Stalinist war ... obwohl ich nicht leugnen will, dass er Letzteres vermutete. Indem ich ihm gehorchte, nutzte ich seine Autorität als Schutzschild ...“

Verstanden?... Gut. Jetzt in Paris kann ich bestätigen, dass Duval weiterhin im Amt ist und uneingeschränktes Vertrauen genießt; seine Präsenz in der Botschaft, seine Autorität und seine Bewegungsfreiheit beweisen dies deutlich, falls es für mich nicht schon Beweis genug wäre, mich seinen Befehlen unterstellt zu sehen.

Das ist alles sehr ernst. Ich muss sofort in die Union zurückkehren, sobald ich dazu befohlen werde, und das wurde mir bereits befohlen; ich kann mich nicht weigern zurückzukehren; ich habe Ihnen bereits gesagt, dass meine Familie in Jekhows Gewalt ist... Das ist kein Scherz...

„Ich bin ungeduldig“, unterbrach er mich, „ich möchte Ihre Schlussfolgerung erfahren, Doktor...“

—Ich gehe zu ihr. Du bittest mich, dir Duval zu zeigen... Ich weiß nicht warum, und, was noch wichtiger ist, ich kann nicht abschätzen, welche Folgen das für mich haben könnte...

Der Mann wirkte leicht verlegen, wenn auch kaum merklich, doch er fing sich sofort wieder und setzte seine beruhigendste Geste ein. Seine Handbewegungen waren sehr ausdrucksstark; es schien, als würde er mich damit streicheln; sie glichen den Bewegungen eines Magneten, der sein Medium beeinflusst. „Absolut richtig!“, gab er zu.

„Nichts könnte passender sein! Ich wollte gerade erklären ...“

Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie; ich ging davon aus, dass Ihre Vertraulichkeiten gegenüber Berzin...

—Ja. Der General sprach mit mir über Sie; er verwies mich ausdrücklich an Sie, lobte Sie in höchsten Tönen und verdeutlichte mir die große Bedeutung... wie soll ich es ausdrücken?... die große Bedeutung Ihrer Position und Ihrer weltweiten Mission...

Er senkte den Kopf und schloss die Augenlider in einer andächtigen Haltung, aber ich weiß nicht, ob es war, um sich besser zu konzentrieren oder was... Dann wandte er sich mir ganz zu; ich sah, wie sich seine Augen schlossen, wie zwei leuchtende Linien, wie die einer Katze, deren Pupillen vom Licht erhellt wurden, und er sprach sehr leise.

„Der General ist ein außergewöhnlicher Mann; das würde er erkennen; vielleicht hat er mein Lob etwas übertrieben... Was meine eigene Mission betrifft... Nur glückliche Umstände, an die ich glaube...“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Meine Nachkommen mögen ihre Bedeutung ergründen können, wenn ich mich ihrer rühmen und ihre Ausführung mir selbst zuschreiben könnte...; aber ich bin nicht versucht, Popularität fesselt und kettet, und ich bin von Natur aus ein Mann, der die Freiheit liebt... die Freiheit!

Er legte einen düsteren Beigeschmack in den Ausruf, falls die Antithese zutrifft. Und dann fuhr er fort: „Sie sind, Doktor, ein Intellektueller... Ihre Bildung

und Kultur machen Sie, da bin ich sicher, zu einem Mann, der die Freiheit liebt... jenes höchste Gut, das ein Russe Ihres Kalibers mehr lieben kann als Sie selbst; gerade weil Sie so viele Jahre ihrer beraubt wurden... Ich weiß nicht warum, aber ein außergewöhnlicher Mann, Jagoda, vertraute Ihnen; das ist bereits eine Garantie für uns alle, aber vor allem Ihr Dienst...: Sie haben dazu beigetragen, einen der größten Vollstrecker der Freiheit nutzlos zu machen... und das in dieser entscheidenden Stunde!... Eines Tages werden Sie wissen, was Sie für die Menschheit bedeutet haben. Die Welt steht vor einer gewaltigen Entscheidung. Entweder versinkt sie für ein Jahrtausend in der Dunkelheit der Sklaverei, oder wir werden den entscheidenden Triumph erringen. In Russland wird durch das Schicksal, durch die Herrschaft eines schicksalhaften Mannes, der schönste Traum des Menschen vereitelt, jener Traum, den er seit frühester Kindheit hegt... Ich spreche nicht vom Terror; Terror ist in großen Revolutionen notwendig, wenn es notwendig ist, die letzten Atavismen im Menschen auszurotten. Der Terror Die Französische Revolution ist auf den politischen Altären der Welt bereits geheiligt, doch der inquisitorische Terror wird ewig verabscheut werden ... ebenso wie der Stalinistische Terror seiner Zeit; jener Terror, der die besten Männer, die reinsten Idealisten, jene, die ihr ganzes Leben für die wirtschaftliche Freiheit opferten, in den Tod trieb; jene Krönung und der Schlüssel zur religiösen und politischen Freiheit, für die die größten Genies und Helden der Menschheit sich selbst opferten und kämpften ...; und dieser ruchlose Mann, dieser Verräter am großen Ideal, flößt mit seinen unerhörten Verbrechen nicht nur Entsetzen ein, sondern hat eine weltweite Reaktion hervorgerufen ...; denn was ist dieses Ding namens Faschismus und Nationalsozialismus? ...; nichts weiter als eine Karikatur des Stalinismus; dieselbe Art von Diktatur, dieselbe Art von Staat, dieselbe Art von Sklaverei. Mit einem entscheidenden Unterschied: Diese westlichen Diktatoren schüren alle atavistischen Impulse, erwecken sie wieder zum Leben; und dort in Russland muss der Tyrann, ob es ihm gefällt oder nicht, um zu überleben, ... Er beschwört und täuscht die wirtschaftliche Freiheit vor, eine bereits unzerstörbare Errungenschaft, und muss unsere ewigen Prinzipien verkünden, selbst wenn er sie nur brechen will. Der Unterschied ist bemerkenswert, fundamental, auch wenn die beiden Ereignisse in ihrer gegenwärtigen schicksalhaften Projektion materiell identisch erscheinen. Die Angst vor dem Stalinismus hat Hitler und Mussolini an die Macht gebracht; sie hält Diktaturen in Ungarn, Griechenland, der Türkei und Österreich aufrecht; Diktaturen, die faschistisch werden, wenn nichts unternommen wird. Der stalinistische Terror hat den Krieg in Spanien provoziert; dank ihm hat der spanische Faschismus bereits Anhänger... Aber genug!...; wir werden dem ein Ende setzen. Ein weiteres Jahr zu warten hieße, Kontinentaleuropa in ein faschistisches Europa zu verwandeln... und diese Plage beginnt sich bereits selbst in Amerika auszubreiten, ganz zu schweigen von Asien, wo Japan, ein natürliches faschistisches Produkt, sich der Eroberung und Faschisierung des gesamten Ostens verschrieben hat. Nein; das ist es. Die Kräfte der Freiheit haben sich bereits erhoben. Die Mutterorganisation der Freiheit, der ich als demütiger Arbeiter, dem ich mich zugehörig fühle, hat gesagt: „Genug!“... Der antifaschistische Kreuzzug hat in Spanien begonnen; er wird weitergehen. Er wird mit oder ohne Stalin geführt werden... Natürlich wollen wir ihn mit Stalin führen; aber nicht, um seine persönliche Diktatur zu festigen oder sein Imperium auszuweiten. Wir würden ihn als einen kleinen Napoleon akzeptieren, damit er den Hauch der wirtschaftlichen Freiheit auf seinen Fahnen trägt; aber er, als Diktator, als Tyrann, muss wie Napoleon untergehen.

Er hielt inne, und ich nutzte die Gelegenheit, etwas zu sagen. Ich fand seine seltsame Rede interessant, aber praktisch gesehen kam ich nicht weiter. Also beschloss ich, zu ihm zu sagen: „Großartig, mein Herr! ... Ich habe eine wunderbare Synthese politischer

Philosophie gehört. Ich bin verblüfft, glauben Sie mir ...; aber in dem ungeheuren Höhenflug, den Ihre Worte in meinem Kopf ausgelöst haben, kann ich nicht recht erkennen, welche Beziehung, welche Mission oder welche Rolle ich dabei spielen könnte ...“

Er ließ mich nicht weitermachen.

—Einen Moment, Doktor... Ich sagte Ihnen doch, dass wir den Kreuzzug gegen Stalin starten wollten... So haben wir in Spanien angefangen; aber... es kommt anders, wichtige Dinge sind passiert... Sie erinnern sich sicher an den Prozess gegen die Sechzehn; Sie werden vom aktuellen Prozess hören; das ist eine ernste Angelegenheit...

—Ich verstehe es immer noch nicht... Stalin ließ Katnenev und Sinowjew erschießen und beschuldigte sie, deutsche Spione zu sein; Radek und andere scheinen des gleichen Vorwurfs beschuldigt zu werden...; aber gleichzeitig hilft er den spanischen Antifaschisten mehr als jeder andere.

—Ich nehme an, Sie glauben diesen deutschen Spionen nicht...

—Natürlich nicht — sagte ich mit größter Überzeugung —; das meinte ich nicht; ich wünschte

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die bloße Andeutung, dass solange Stalin in der Praxis antifaschistisch agiert, die Hauptsache sicher ist... ist das nicht richtig?

—Das stimmt zum Teil... aber wer kennt schon die innersten Gedanken dieses Mannes?

Wer weiß, was seine Opfer wirklich gesagt haben? Wenn er sie durch Qualen und Terror zu monströsen Lügen über sich selbst zwingen kann, wird er ihnen dann nicht auch die Wahrheit entlocken können?

—Welche Wahrheit?...— fragte ich mit größter Naivität.

—Welche Wahrheit gibt es außer der, die ich euch gesagt habe?... Dass sie und wir, wenn wir alles Mögliche tun, um den Kommunismus – die wirtschaftliche Freiheit, die in Russland theoretisch triumphiert – zu bewahren und zu säubern, mit aller Macht gegen die Thermidorier und Bonapartisten kämpfen, die die große Eroberung der Menschheit vorübergehend vereitelt haben.

—Glaubst du, es ist so gefährlich für mich, das zu wissen?...

—Die universelle antifaschistische Front würde zerbrechen... Wir, die Streitkräfte des Westens, müssten alleine kämpfen...

—Oder er würde alleine kämpfen, meinst du nicht?...

—...Na und?... In beiden Fällen könnten wir besiegt werden. Und der Faschismus würde triumphieren, und mit seinem Triumph würde die Menschheit um ein Jahrtausend zurückgeworfen.

—Genau—bestätigte ich—; aber Duval..., welche Rolle spielt er in all dem?

„Jetzt werden Sie es verstehen. Er ist eine einzigartige Persönlichkeit, fast schon außergewöhnlich, würde ich sagen. Er war in beiden Prozessen eine Schlüsselfigur. Seine Skrupellosigkeit und sein Geschick im Umgang mit diesen Männern waren wirklich bemerkenswert. Er war und ist einer von Jechows engsten Vertrauten; wir glauben sogar, dass er sich mit Stalin persönlich trifft. Was hat er in Spanien versucht...? Hat er dort unsere Geheimhaltung verletzt?... Wir wissen es noch nicht; seine Spionage gegen Berzin, eine Schlüsselfigur, könnte gefährlich sein. Konnte er unsere Manöver dort durchschauen?... Seltsame Dinge geschehen. Er ist ein extrem gefährlicher Mann; er kennt weder Mitleid noch Skrupel; er lässt Menschen töten oder tötet selbst bei dem geringsten Verdacht; er wartet nicht auf Beweise; ein bloßer Verdacht genügt ihm; wenn er keine Beweise findet, erfindet er sie geschickt und gerissen. In seinem Eifer, das wissen wir mit Sicherheit, hat er überzeugte Stalinisten ermorden lassen... Man sollte meinen, er...“ Er schwelgt in dem fabelhaften Sport der Menschenjagd.“ Nur indem wir ihn nachahmen, können wir einen so gefährlichen Mann eliminieren ... Verstehen Sie es jetzt, Doktor? Verstehen Sie es? Er ist der Mann, der die antifaschistische Front durchbrechen kann ...

—Ich verstehe die ihm innewohnende Gefahr... ; wenn ich ein Mann der Tat wäre...

—Nun, es wird hoffentlich genügen, den Ort anzugeben, an dem er sich befindet... Wir suchen ihn schon seit Ihrer Ankunft, aber leider ohne Erfolg...

„Um ihn zu eliminieren?... Ein Angriff?... Oh!... Nein, ich lege Einspruch ein. Bedenken Sie meine gefährliche Lage...“

—Keine Sorge, Doktor...; ich kümmere mich darum. Wir haben schon darüber nachgedacht, wir wissen bereits, wofür der kleine Zettel ist, den Sie uns gebracht haben...

—Ja?...— fragte ich.

—Ja, Doktor. Wir müssen uns verteidigen. Unsere besten Brüder werden durch „legale Ermordung“ liquidiert. Auch Duval wird „legal“, ganz legal liquidiert werden. Nicht einmal Stalin selbst kann ihn retten... Ich nickte, voller Reue; und er fügte hinzu: —Dann werdet ihr gerächt werden... So wird euer Angreifer sein Ende finden.

Ich konnte den Stopp nicht unterdrücken.

„Unmöglich!“, rief ich aus.

„Der Mann, der Sie angegriffen hat, war Gabriel Díaz, der, den Sie Duval nennen. Ich habe nicht nachgedacht; ich habe es sofort geglaubt. Die Emotionen müssen mich überwältigt haben, und das sah man mir an.“

„Beruhige dich“, sagte er beruhigend und legte mir die Hände auf die Schultern. „Du bist nicht länger allein. Du bist nun unser Bruder. Hier in Paris, in Russland, wo immer du auch sein magst, du wirst unsere brüderliche Unterstützung haben. Du bist in eine große Familie aufgenommen worden; sie umfasst Könige, Präsidenten, Millionäre, Gelehrte, Professoren, einfache Handwerker; wir sind Millionen, vereint unter den drei unsterblichen Mottos: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Gibt es etwas Schöneres oder Menschlicheres? ... Geh, Doktor; halte dein Versprechen und komm dann zurück ... Wir werden dir das Wort und das Zeichen geben, damit du brüderliche Hilfe empfangen und geben kannst.“

Wir verabschiedeten uns fast umarmend.

Ich ging hinaus. Es war bereits Nacht. Mir war kalt, also schloss ich meinen Mantel und steckte die Hände in die Taschen; dabei stieß meine rechte Hand gegen einen seltsamen Gegenstand; ich erinnerte mich, es war die kleine Handtasche der Dame. Ich stand bereits auf dem Bürgersteig; mein Begleiter öffnete mir die Tür links; ich zögerte einen Moment, ließ dann aber meine Handtasche los, die an meinem Mantel hing und am Bordstein zu Boden fiel. Ich stieg ein und wir fuhren weg. Ich hatte gezögert; doch die Erinnerung an meine Lieben ließ mich Duval, meinem Mörder, sofort gehorchen.

Sie setzten mich dort ab, wo ich hinwollte. Ich nahm ein anderes Taxi und fuhr zum selben Ort wie zuvor.

Vorhin. Der Diplomatenwagen wartete auf mich, aber nicht auf Duval. Der Fahrer sagte mir auf Russisch: „Wir fahren zu seinem Haus.“

Ich kam bald an, und Duval war auch nicht da. Ich aß mit Genuss zu Abend, wartete aber ungeduldig auf seine Ankunft; ich wollte ihm unbedingt von meinem Vorstellungsgespräch erzählen. Er kam während des Desserts. Ich hatte Zeit gehabt, über das Gespräch nachzudenken und mich von den Eindrücken zu erholen, und als er mich mit seinem lässigen „Wie geht es Ihnen, Doktor?“ begrüßte, fühlte ich mich in der Lage, ihm einen kleinen Scherz zu spielen.

„Ein herrlicher Nachmittag“, erwiderte ich. „Es ist kein leichtes Vergnügen für einen armen, halb eingesperrten Arzt, kopfüber ins Meer von Paris einzutauchen und in die Freiheit zu stürzen ...“

—Was, Doktor!...— rief er überrascht aus.

—Ja, mein lieber Freund; ich hatte das Vergnügen, ein schönes *Taxi* zu mieten und in all den Stunden, die ich dank der Vorsehung in Gestalt eines Verkehrspolizisten verbringen konnte, durch die Großstadt zu fahren, der mich vor der Verfolgung einiger sehr lästiger Handlanger rettete, die entschlossen waren, jeden meiner Schritte zu verfolgen...

—Perfekt, Doktor; ich sehe, Sie haben Ihre Ironie verbessert... Wie ist das passiert? Aber ich warne Sie: Ihre Verfolger hatten den Befehl, Sie im richtigen Moment aus den Augen zu verlieren, sobald sie merkten, dass Sie verfolgt wurden...

„Wirklich?... Nun, sie ließen sich nichts anmerken. Ah!... Wollen Sie wissen, mit welcher Taktik sie sie überlistet haben?... Simpel und raffiniert noch dazu; sie müssen vorher eine Absprache mit dem Verkehrspolizisten getroffen haben, der uns durchgelassen hat. Soweit ich das beurteilen konnte... sie sind sehr findige Leute, glauben Sie mir.“

—Und gefährlich, nicht wahr?

—Ja, sehr gefährlich; aber, wie ich gehört habe, nicht so gefährlich wie du.

—Ja...? Mal sehen...

—Gabriel Díaz, Duval..., du bist mein Mörder!...

Sie musterte mich von oben bis unten, ihre Augen huschten umher, mit einem Ausdruck herrlicher Überraschung... und Sie brach in ein spontanes, herzhaftes Lachen aus.

—Bravo, Doktor... Dem Meister ein Messer —er lachte wieder von ganzem Herzen und tadelte mich schließlich mit einer liebevollen Geste —: Reden wir mal im Ernst!..., ja oder nein?

—Glaub mir, ich tue es...

—„Förmlich, Doktor!... Fangen Sie an, die Geschichte von Anfang an zu erzählen... oder sonst!“—und er drohte mir mit einer langen Zigarette, die er mir dann als Geschenk überreichte.

Ich erzählte ihm das Gespräch Punkt für Punkt. Er hörte schweigend zu, nippte ab und zu an seinem Getränk und rauchte Zigarette um Zigarette. Als ich zu dem Zettel kam, wurde er aufmerksamer; doch er musste sich damit begnügen, zu erfahren, dass dieser für seine „legale Ermordung“ dienen sollte. Er schien den Witz seines Widersachers wie einen Künstler zu bewundern, wie ein Fechter die prachtvollen Stöße seines Gegners genießt und dabei beinahe vergaß, dass die tödliche Spitze auf sein Herz gerichtet war, um es zu durchbohren. Ich beendete meine Erzählung; er schenkte mir ein Getränk ein, fast bis zum Rand, und nickte zustimmend.

„Sehr wohl, Doktor; perfekt, wenn man bedenkt, dass Sie ein Amateur sind ... Kaum etwas Neues, wie Sie sehen; erinnern Sie sich gut an die Nacht Ihres Prozesses ...; im Grunde identisch, wenn wir die billige libertäre Literatur außer Acht lassen ... nicht wahr? Kurz gesagt ... Sie müssen mich finden; das ist alles ...; dann werden Sie als Belohnung in die ‚Bruderschaft‘ aufgenommen. Gefährlich, Doktor, mit solch einer ‚familiären‘ Verbindung zur Union zurückzukehren! ... Aber das wird nicht passieren. Hoffen wir, dass ein glücklicher Passant heute Abend oder morgen die Brieftasche findet und wir ankommen; wer weiß, wo so eine wichtige Person wohnt ...; und anstatt dass Sie ihm sagen, wo ich bin, werden Sie es sein, der mir diesen mysteriösen Goldschmied zeigt. Ihn zu treffen, wird genügen, um meine ‚juristische Ermordung‘ zu verhindern.“

Und er hielt inne und schwieg lange Zeit.

„Aber wie!“, fragte er sich. „Legale Ausschaltung‘ ... Das heißt, ich muss mich der Justiz stellen; also der Polizei ... Wenn das hier auf französische Art passiert ... dann gibt es schlechte Nachrichten!“

Er ging einige Minuten lang schweigend auf und ab. Dann fuhr er fort, als ob er laut meditierte.

„Ich bin im Nachteil. Sie haben die Initiative und die Autorität auf ihrer Seite ... Das kleine Stück Papier diene zweifellos dazu, falsche Beweise zu fälschen ... aber wofür? ... Für ein Verbrechen, gewiss; aber für welches? ... Wie dem auch sei, es spielt keine Rolle; Fakt ist, dass sie mich jederzeit verhaften können. Wenn ich Ihnen gefolgt wäre, könnte ich jetzt hier sein ...“

Die Erkenntnis änderte nichts an seinem Gesichtsausdruck; aber ich sah, wie er seinen Oberkörper hin und her drehte, ohne die Füße zu bewegen, als versuchte er zu erraten, woher der Angriff kommen würde... Dann legte er schnell die Hand an seine linke Achselhöhle und fühlte etwas... Er verließ das Büro. Draußen hörte ich Geflüster; zweifellos gab er den beiden Männern, die auf mich warteten, Anweisungen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er kam zurück und sagte nur zu mir:

„Geh nicht ins Bett. Ich brauche dich vielleicht heute Nacht. Falls ja, schicke ich dir ein Auto. Wie spät ist es?“

Er schaute auf seine Uhr. Es war zehn Uhr. Und er ging.

Gegen 12:30 Uhr hörte ich ein *Auto* vor dem Haus halten. Kurz darauf kam die Vermieterin herein und sagte mir, dass sie mich erwarteten. Ich zog meinen Mantel an und ging hinaus. Einer meiner Wachen stand neben dem Auto, stieg hinter mir ein und setzte sich neben mich. Wie immer sagte er kein Wort.

Das Auto fuhr etwa fünfzehn Minuten und hielt dann an. Duval stieg ein, und wir fuhren weiter. Nein. Viel später befahl er uns erneut anzuhalten. Er forderte mich auf auszusteigen, und als wir allein waren, sagte er: „Gehen wir in ein Lokal in der Nähe. Rufen Sie die Nummer an, die Ihnen Ihr vermeintlicher Freund gegeben hat; es ist die Telefonnummer der spanischen Botschaft. Sagen Sie ihnen, dass Duval gegen 15 Uhr dort sein wird, neben der dritten Laterne rechts, wenn man von der Place Alma auf die Pont de l'Alma kommt. Er wartet auf Sie. Denken Sie daran: Sie müssen diese Nachricht überbringen in ...“

Französisch.

Ich tat es sofort; ich sprach mit Duval neben mir. Die Leute in der Botschaft – falls ich tatsächlich dort angerufen hatte – mussten in Alarmbereitschaft sein. Der Mann am anderen Ende der Leitung war sehr höflich und bat mich um einen Moment, damit er meine Worte an jemand anderen weitergeben konnte, der sofort sprechen würde. Eine andere Stimme meldete sich; er machte sich Notizen, sagte er; er las sie mir vor; ich gab mein Einverständnis, und er bedankte sich sehr höflich. Ich legte auf und ging mit Duval hinaus. Kaum waren wir auf der Straße, fragte ich hastig: „Aber werden Sie an der Laterne auf der Brücke von ... sein?“

—Duval wird dort warten, jawohl.

Er pfiff den ganzen Weg zum *Auto*. Drinnen angekommen, sah er auf seine Uhr. „Fast zwei Stunden“, sagte er und verzog das Gesicht. „Wo soll ich die bloß verbringen?“ , fragte er sich. Er kratzte sich an seinem wachsenden, rötlichen Bart. „So sehe ich aus“, sagte er, „und ich gehe nur in so eine schäbige Spelunke, und ich mag keinen Dreck.“ Er gab den Befehl zum Losfahren, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

Nach einer Weile wies er den Fahrer an, uns nach Montmartre zu bringen, wo wir bald ankamen. Wir stiegen aus. Unser Leibwächter folgte uns. Wir betraten ein unscheinbares Lokal; wir setzten uns beide an einen Tisch, der Leibwächter an einen anderen. Es war eine Art Taverne mit Restaurant.

—Was wäre, wenn wir etwas essen würden?— schlug Duval vor.

Ich akzeptierte es; mein sowjetischer Magen war endgültig westlich geworden.

Uns wurden kalte Speisen serviert: Hühner-, Schinken- und Fischvorspeisen, sehr lecker; alles reichlich mit einem erlesenen französischen Wein beträufelt.

Wir sprachen nur, wenn es nötig war. Und so verging die Zeit. Um halb vier verließen wir die Taverne sehr zufrieden. Wir kehrten zu unserem Auto zurück und fuhren gemächlich Richtung Pont de l'Alma...

Ich dachte, Duval würde aussteigen, bevor wir ankamen; aber er tat es nicht. Das Auto fuhr die gesamte Länge der Brücke entlang und hielt kurz vor deren Ende an. Keiner von uns stieg aus. Duval warf noch einmal einen Blick auf seine Uhr.

—Es sind noch ein paar Minuten bis drei Uhr—sagte er fast zu sich selbst.

Ich schaute hin und fragte, nur um etwas zu sagen, auf welchen Laternenpfahl gezeigt wurde.

—Das dritte von rechts, wenn wir hier stehen.

Ich schaute instinktiv hin und sah dann einen Mann, der über die Brücke in Richtung des Ausgangs kam, wo wir uns befanden; aber als er den dritten Laternenpfahl erreichte, blieb er stehen, als ob er warten würde.

„Sie warten schon auf ihn“, warnte ich Duval...

Er schaute hin und lächelte, ohne etwas zu sagen.

Unser Warten dauerte nicht lange. Ich glaubte, Duval würde, wie er mir erzählt hatte, seinen Platz einnehmen; doch bevor er es überhaupt versuchen konnte, sahen wir zwei Männer von rechts aus entgegengesetzten Richtungen kommen. Sie trafen sich neben dem Mann, der am dritten Laternenpfahl stand. Die Szene überschlug sich. Sie packten ihn gleichzeitig an den Armen; die drei rangen miteinander, aber ohne einen Laut von sich zu geben. Sofort kam ein Auto und hielt neben den Kämpfenden; zwei weitere Männer stiegen aus und zerrten den Mann in den *Wagen*, der dann mit hoher Geschwindigkeit davonraste.

Das alles geschah in weniger als einer Minute.

Ich wandte mich an Duval und fragte ihn:

„Worauf wartest du?“

—Ich?... Nichts mehr; los geht's.

—Und der Termin?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Es ist bereits erledigt.

"Wie...?", rief ich erstaunt aus.

—Ja, Doktor, ja; Duval hatte Recht. Er hatte es erwartet, nicht wahr?

—Aber du?...

—Ich bin nicht mehr Duval; Duval ist tot oder wird sterben. Ein Duval weniger in Frankreich, was für ein Verlust!... Auf geht's.

Und unser Auto fuhr weg.

Duval kam bald wieder raus – oder wie auch immer er jetzt hieß – und sie ließen mich wohlbehalten im Haus zurück.

XIX

EIN WUNDERBARER MÖRDER

Es war noch nicht einmal zehn Uhr am nächsten Tag, als Duval wie ein Wirbelwind hereinplatzte und ohne Erlaubnis in mein Zimmer stürmte. Er drängte mich, mich anzuziehen. Ich tat dies schnell, und er wartete ungeduldig im Arbeitszimmer. Wir gingen hinaus; ein *Taxi* wartete, und wir stiegen eilig ein.

„Ich weiß, wer unser Mann ist“, sagte er strahlend zu mir. „Der glückliche Finder der Geldbörse hat sich gemeldet, seinen versprochenen Preis erhalten und die Straße und die ungefähre Adresse genannt, wo er sie gefunden hat. Ich habe selbst bei den Anwohnern nachgefragt; es kann nur eine Person sein, aber wir werden es *herausfinden*.“

Das *Taxi* setzte seine Fahrt mit beträchtlicher Geschwindigkeit fort; es hielt später an, und wir warteten im Inneren.

„Sehen Sie genau hin, Doktor“, sagte Duval besorgt, „untersuchen Sie aufmerksam alle, die vorbeigehen; besonders diejenigen, die dieses Haus verlassen... Sehen Sie sich den Eingang an: Ähnelt er nicht dem, den Sie gestern besucht haben?“

—In der Tat, ich würde sagen, es war dasselbe oder etwas Ähnliches; bedenken Sie nur, wie eilig ich den Bürgersteig überqueren musste — antwortete ich.

—Gut, gut; jetzt gut aufpassen und nicht ablenken lassen; wenn es derjenige ist, den ich vermute, ist er noch im Haus.

Einige Zeit verging, ich weiß nicht wie lange. Ich glaube, es war weniger als eine Stunde, obwohl es mir wie eine Ewigkeit vorkam. Plötzlich sah ich im Dämmerlicht des quadratischen Türrahmens die Gestalt eines Mannes erscheinen.

„Er ist es“, bemerkte ich.

Duval schaute einen Moment lang hin; ich konnte sehen, wie sich sein Gesicht vor grausamer Genugtuung aufhellte. Und ohne ein weiteres Wort stieg er aus. Ich rief ihn, und er antwortete nur widerwillig.

"Was soll ich jetzt tun?", fragte ich.

„Mach, was du willst“, sagte er und erschrak und ging weg. Ich sah ihn noch von drinnen die Straße überqueren, leichtfüßig und wendig wie ein Windhund, und ich wusste nicht, was ich denken sollte. Ich weiß nicht, warum ich Angst hatte. Ich bin auch ausgestiegen.

—Geh weg— sagte ich zu dem *Taxifahrer* und wollte ihn bezahlen; aber er sah mich an und fragte: —Wo soll ich warten?

Ich war einen Moment lang ratlos und wusste nicht, was ich antworten sollte.

—Im Madeleine-Hotel — antwortete ich. Ich schaute hin und sah sogar Duval dort, langsam hinter seinem Begleiter hergehend, der gemächlich marschierte und sich von den Launen seiner beiden Polizeihunde – zwei wahrlich prächtige Exemplare – blenden ließ.

Von einer seltsamen Faszination getrieben, ging ich in dieselbe Richtung. Gebannt beobachtete ich die beiden Männer, die Feinde waren, und mein Herz hämmerte ohne ersichtlichen Grund heftig. Ich kann weder sagen, welchen Weg ich einschlug, noch, wie lange ich ihnen folgte. Ich weiß nur, dass wir einen großen Park betraten. Vor mir sah ich nur Duval, rauchend, wie ein gedankenverlorener Spaziergänger, der in eine Zeitung vertieft ist; etwas weiter entfernt den anderen Mann, der stets mit seinen Hunden beschäftigt war.

Ich erinnere mich gut an die Szene. Duval marschierte links, der Mann im Zickzack vor ihm; plötzlich drehte er sich um und wich schräg zurück; Duval ging weiter, als bemerke er ihn nicht. Sie näherten sich einander, der eine gehorchte den Kommandos seiner Hunde, der andere, so schien es, vertieft in seine Lektüre. Duvals Feind hatte sich über einen seiner Hunde gebeugt, als sein Verfolger ihn erreichte, ohne dass er es bemerkte oder darauf achtete. Duval berührte ihn beinahe, als er aufstand. Es war wie ein Blitz: Ich sah Duvals Arm ausstrecken, zurückweichen, vorrücken, und ein blauer Lichtblitz zuckte in seiner Faust auf, der am Hals des Mannes erlosch ... Goldsmith öffnete die Arme, stolperte und fiel. Ich sah Duval nicht mehr; ich hatte den Eindruck, seinen katzenartigen Schatten, verfolgt von einem Hund, springen gesehen zu haben. Ich war wie angewurzelt; ich fühlte mich, als könnte ich nicht mehr gehen. Ich war wie gebannt und beobachtete gebannt, wie der andere Hund um sein Herrchen kreiste und heulte. Schließlich raffte ich mich wieder auf und rannte zur Seite. Ich musste diesen unbewussten Impuls unterdrücken; ich war kurz davor, wegzulaufen und zu schreien. Ich ging und ging, ohne zu wissen, wohin.

Mir war kaum bewusst, dass es keine Bäume mehr um mich herum gab, nur noch Häuser und Menschen. Ich entging nur knapp einem Autounfall. Doch die Gefahr, überfahren zu werden, hatte eine sehr positive Wirkung auf mich. Ich konnte endlich klar denken; mein impulsiver Fluchtdrang legte sich und

Ich verspürte einen unbändigen Durst. Ich irrte umher und suchte nach einem Ort, wo ich ihn stillen konnte. Nicht weit entfernt entdeckte ich eine Bar. Dort angekommen, bestellte ich ein Bier, trank es in einem Zug aus, bezahlte und verschwand eilig. Ich fühlte mich dumm, auch nur einen Augenblick an einem Ort verweilt zu haben, der so nah am Tatort lag. Die Atmosphäre, die mich erfasste, ließ mich für einen flüchtigen Moment mit Schrecken daran denken, dass ich meine Fingerabdrücke auf dem *Glas der Bar* hinterlassen hatte – eine Anspielung auf den Krimi, in dem ich mich gerade befand. Unzählige *Taxis* müssen vorbeigefahren sein, aber nur dieses uralte mit seinem geflickten Balg und den platten Reifen schien mir ein Rettungsanker zu sein.

Ich brachte ihn zum Anhalten, drängte mich in eine Ecke und befahl ihm zu gehen, ohne ihm den Weg zu nennen. Mir fiel wieder ein, dass Duval in seiner Eile vergessen hatte, mir seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verloren in diesen Zweifeln fuhr mich mein schnauzbärtiger Chauffeur an der Seine entlang, die mir in diesem Moment völlig gleichgültig war. Ich setzte ihn bald irgendwo ab. Ich ging lange spazieren und trank zwei *Whiskys* in einem eleganten Lokal. Sie taten mir übrigens sehr gut und schenkten mir Ruhe und Kraft. Bald verspürte ich Hunger. Ich tastete nach meinem Portemonnaie; es war da, und ich drückte es sanft an meine Brust. Ich betrat ein recht ansprechendes Restaurant.

Die Gäste aßen fast schweigend. Der *Maitre d'* kam mir entgegen und führte mich zu einem Tisch. Eine elegante, etwas mondäne Frau musterte mich mit ihren langen Wimpern. Ich vergrub mein Gesicht in der Speisekarte. Ich machte es mir bequem und wollte nach dem Essen noch so lange wie möglich verweilen. Ich trank gut, und zwar teure Getränke. Ich fühlte mich sogar wichtig vor dieser eleganten Frau und rauchte eine große Havanna-Zigarre. Ich fühlte mich leicht, fast entrückt ... doch ein kleiner Hund riss mich aus meiner Euphorie; er erinnerte mich an den, der an dem reglosen Körper seines Herrchens schmuste. Ich stand abrupt auf, machte einen Schritt, und ich glaube, ich wäre gegangen, ohne mich überhaupt an die Rechnung zu erinnern, die mir der Kellner sehr zuvorkommend überreichte. Ich bezahlte und ging. Ich nahm ein anderes Auto und wies den Fahrer an, mich nach La Magdalena zu bringen. Ich ging in ein zufälliges Café. Ich setzte mich und bestellte etwas zu trinken. Bald begannen die Zeitungsverkäufer zu rufen. Zuerst schenkte ich ihnen keine Beachtung.

Ich bekam nur einen vagen Eindruck vom „Bois de Boulogne“. Ein Kunde in der Nähe ging hinaus und kam mit einer Zeitung zurück; er setzte sich, und ich las heimlich die großen Schlagzeilen: „Mord im Bois de Boulogne. Herr Navachin stirbt an einer Stichwunde.“ Der Herr legte seine Zeitung beiseite, und ich konnte nicht mehr lesen. Ich bat um eine Zeitung, die man mir sofort brachte; aber ich erfuhr kaum mehr. Die Informationen waren fast eine Wiederholung der Schlagzeilen, nur mit mehr Text. Zweifellos verhinderte die kurze Zeitspanne seit dem Vorfall, dass Reporter weitere Details über das Verbrechen in Erfahrung bringen konnten.

In Gedanken versunken, bemerkte ich kaum, wie die Zeit verging. Ich war an der Reihe und eilte fort. Ich ging zum Fuße der Stufen jener Kirche, die sich nach einem Parthenon sehnt.

Das Auto kam pünktlich; der Fahrer winkte mich herüber. Es war derselbe Mann, der mich am Morgen mit dem *Taxi* gefahren hatte, doch nun, in Uniform, saß er in einem schnittigen, aerodynamischen Wagen. Er stieg mit vollkommener Ruhe aus und öffnete die Tür mit einem schnellen Ruck.

Er brachte mich sehr schnell nach Hause. Ich ging hinein und fühlte mich sicher, und ich konnte mir ein tiefes Seufzen der Zufriedenheit nicht verkneifen. Ich fragte die Vermieterin nach Duval, aber er war nicht da. Ich war müde und legte mich, ohne mich auszuziehen, aufs Bett.

Ich schreckte hoch. Plötzlich war ich hellwach. Mein Blick fiel auf eine Gestalt, die sich im Licht meiner Schlafzimmertür gegen den Schein abzeichnete. Ich konnte seine Gesichtszüge nicht genau erkennen, aber ich erkannte Duval sofort. Seine makellosen, weißen Zähne begrüßten mich mit einem ehrlichen Lächeln. Ich setzte mich rasch auf und drückte gleichzeitig den Schalter der Nachtlampe.

Und ich beobachtete den Mann eingehend. Völlig natürlich; ruhiger als je zuvor.

Wenn er auch immer elegant war, außer wenn er verkleidet war, ohne jemals affektiert oder gekünstelt zu wirken, so hatte er sich an diesem Abend – es musste inzwischen recht dunkel gewesen sein – von höchster Eleganz gekleidet. Er trug einen zweireihigen *Smoking*, der wie angegossen saß, aber nicht einengend wirkte; seine Bewegungen waren so frei, als trüge er statt der gestärkten Rüstung seines Hemdes einen blauen *Mechanikeroverall*. Ich erinnerte mich später an all das, denn in diesem Moment galt meine Aufmerksamkeit vor allem seinen Gesichtszügen. Sein zwanzigtägiger Bart, zweifellos durch chemische Mittel rötlich verfärbt, war verschwunden. Eine sorgfältige Rasur und ein Besuch beim Barbier oder einer Kosmetikerin hatten seiner Haut ihre ursprüngliche, etwas blasse Farbe zurückgegeben und das gebräunte Braun, das er aus Spanien mitgebracht hatte, vollständig ausgelöscht; gewiss nicht die Folge der Wintersonne. Kurz gesagt, niemand erkannte in diesem *Dandy* den Mann wieder, der Herrn Goldsmith – ich meine, Herrn Navachin – an jenem Morgen mit katzenhafter Anmut gefolgt war. Wenn ihn schon niemand an seinem Aussehen erkennen konnte, so war in seinem Gesicht erst recht kein Anflug von Unbehagen oder Reue zu erkennen. Im Gegenteil, seine Augen strahlten umso heller, und ein jugendlicher Glanz umgab seine Züge.

Natürlich erfolgte eine solch detaillierte Analyse erst lange nach dem Aufwachen. Ich tat es später, ganz allein, aber mit völliger Leichtigkeit, denn seine Gestalt und sein Verhalten in diesem Moment hatten sich mir wie ein Relief ins Gedächtnis gebrannt.

Ich sprang aus dem Bett. Er zog sich ins Arbeitszimmer zurück, und ich folgte ihm. Meine Blicke musterten ihn stumm, in der Hoffnung, wenigstens ein Wort von ihm zu hören, das diesen Moment mit unserem Abschied verband. Doch alles war vergebens. Ich ging unruhig um ihn herum, kehrte ins Schlafzimmer zurück, meine Augen zuckten; aber ich brachte es nicht übers Herz, das Gespräch mit einer Frage zu beginnen; ich wusste genau, wie sehr er es hasste, ausgefragt zu werden.

Ich fand es diskreter, ihm eine Zigarette anzubieten, die er annahm. Daraufhin nutzte ich die Gelegenheit und fragte ihn etwas vag: „Nun ja ...?“ Er antwortete nicht sofort, sondern warf nur einen Blick auf seine Armbanduhr, und dann wagte ich zu fragen: „Goldschmied ...?“

—Keine Sorge, Doktor. Die Sache ist erledigt.

-Manche?...

—Ich bin nur gekommen, um mich zu vergewissern, ob Sie sicher zurückgekehrt sind.

Er verabschiedete sich und ging.

Ich hörte ihn noch eine fröhliche Melodie pfeifen, bis die Haustür hinter ihm ins Schloss fiel. Es schien, als ob das Glück selbst mit ihm fortging.

XX

EIN MATRIMALGEDICHT

Viele Tage vergingen. Duval tauchte nicht auf. Es war Mitte Januar; das Wetter war ungemütlich, obwohl mir der französische Winter wie ein russischer Frühling vorkam. Ich hatte mir einige Chemiebücher und eine ganze Reihe französischer Romane bestellt und vertrieb mir die Zeit mit Lesen und Lernen. Die marxistischen Bücher im Schrank langweilten mich furchtbar. Ich konnte nicht einmal das von Trotzki beenden, das ich angefangen hatte. Ich war skeptisch; die Lügen der Apologeten des Kommunismus waren so ungeheuerlich und der Kontrast zur Realität so krass; einer Realität, die ich und so viele Millionen Russen erlebten. Oft wäre ich auf die Straße gegangen, um die Wahrheit zu schreien, nicht nur, wenn ich die kommunistische oder neokommunistische Presse las, sondern auch, wenn ich die bürgerliche Presse las ... so viel Dummheit, so viel Ignoranz ... oder so viel Verrat!

Die Tage schienen lang und endlos...

Duval tauchte Mitte Februar auf. Ich konnte seinem Gesichtsausdruck nichts entnehmen.

Es war bereits Nacht, als er ankam; er war tadellos dunkel gekleidet.

—Wir sind zurück, Doktor...

„Wohin?“, fragte ich besorgt. „Ohne die Miller-Affäre weiterzuführen?“

—Ohne es auszuführen.

—Ist das nicht schon erledigt?...

„Es wurde einfach verschoben. Es ist unmöglich geworden“, fragte

ich etwas beunruhigt. „Werde ich dafür nicht auch eine Mitschuld tragen?“

—Absolut nicht. Ich weiß nicht, wer der Übeltäter sein könnte, aber du bist es ganz sicher nicht.

—Ich beruhige mich. Hast du einen Verdacht?...

„Verdächtiger?... Ich bin immer misstrauisch, Doktor; machen Sie es mir nach. Es gehört zu unserem Beruf, zu verdächtigen. Aber ehrlich gesagt, ich kann mir nicht ausmalen, wer da etwas durcheinandergebracht haben könnte.“

—Ist es kaputt?...

—Es ist nicht beschädigt worden, was unpersönlich ist; es ist beschädigt worden, was nicht genau dasselbe ist.

„Und wie kam es dazu?“, fragte ich eifrig, mit einer Freude, die ich hinter einem gespielten Ausdruck des Missfallens zu verbergen suchte.

„Nun, Miller weiß, dass Skoblin ein Verräter ist. Er hat zwar keine Beweise, aber er weiß es und misstraut ihm. Im Moment ist Skoblin nutzlos. Er muss sich bei den ‚Weißen‘ rehabilitieren, wenn er kann; er wird ein langwieriges Manöver durchführen müssen, um seine Unschuld zu beweisen und ihr Vertrauen zurückzugewinnen; ich weiß nicht, ob er es schaffen wird; vielleicht wird es nicht schwer sein, angesichts der Dummheit dieser russischen Aristokraten. Aber im Moment ist das Wichtigste, dass Sie hier nichts zu suchen haben; Zentral hat Ihre Rückkehr befohlen.“

—Willst du mich begleiten?...

—Selbstverständlich; meine Pflicht ist es, ihn wohlbehalten zu Jehova zurückzubringen, und dieser Pflicht werde ich nachkommen.

—Wann fahren wir los?...

—Das kommt darauf an... Ich denke, bald; es gibt häufige Flüge, nimm einfach den nächsten. Morgen oder übermorgen, nehme ich an...

Ich sah ihn erst Stunden vor dem Abflug wieder. Zwei Tage später brachten sie mich zu einem Flugfeld, und wir bestiegen das Flugzeug. Wir waren nicht allein. Drei Spanier und zwei Russen waren ebenfalls an Bord, aber wir sprachen mit keinem von ihnen; oder besser gesagt, ich sprach nicht, aber Duval tat es für ihn und für mich. Soweit ich es angesichts der Entfernung und des Motorenlärms mitbekam, log er erstaunlich mühelos.

Wir landeten zweimal. Die zweite Landung muss in Russland gewesen sein; die erste weiß ich nicht, da niemand ausstieg. Die Zwischenlandungen waren kurz, gerade genug zum Auftanken. Wir kamen in Moskau an; ich erkannte die Stadt schon von Weitem. Obwohl der Schnee der Stadt ein sehr einheitliches Aussehen verlieh, waren die Türme und Mauern des Kremls von oben zu markant, um sie nicht zu erkennen. Ich muss gestehen, ich schauderte; ich fühlte mich erneut von der bedrückenden Atmosphäre des Schreckens und der Ungewissheit so vieler Jahre umhüllt. Ich zitterte vor Angst vor dem, was die Zukunft dort für mich bereithalten mochte.

Ein Auto wartete auf uns. In Begleitung von Duval machten wir uns auf den Weg; ich wagte zu fragen, wohin wir fahren, und er sagte mir, es ginge zum Labor.

Im Haus schien sich nichts verändert zu haben. Nur die Gesichter. Der Butler – ich weiß nicht, wie die sowjetische Bezeichnung für seinen Beruf lautete – war ein anderer. Weder besser noch schlechter aussehend. Einfach ein ganz normaler Mann, wie man sie heute in Russland so oft sieht. Ansonsten hatte sich nichts geändert; ich bekam dasselbe Zimmer und wurde genauso empfangen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Warnungen. Ich fragte Duval, ob er lange dort bleiben würde, und er zuckte mit den Achseln; ich fragte ihn erneut, ob er wisse, wann ich mit meinem Volk wiedervereint werden würde, und auch er konnte mir nichts sagen.

„Das alles ist Jehovs Werk“, sagte er zu mir. „Ich denke, er wird mich bald anrufen und mir Anweisungen geben. Aber seien Sie versichert, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um Ihre Wünsche zu erfüllen. Leben Sie, so gut Sie können. Schließlich ist Ihre Lage beneidenswert. Es ist nichts Besonderes, die vornehme Gastfreundschaft des NKWD und den Schutz Jehovs zu genießen! ... Ich werde so bald wie möglich kommen und Ihnen Neuigkeiten bringen. Die Leute hier haben den Befehl, Sie mit größter Herzlichkeit und Respekt zu behandeln und all Ihren berechtigten Anliegen nachzukommen.“

Er reiste ab und ich wollte ihn noch um einen letzten Gefallen bitten; ich fragte ihn, ob er, wenn möglich, die Geschenke, die ich meiner Familie mitbrachte, an sie weiterleiten könnte, alles, was mir General Kilinov für sie gegeben hatte, und noch etwas, das ich erworben hatte; praktische Dinge, sehr robuste Schuhe für jeden von ihnen und warme Unterwäsche.

Den ersten Tag verbrachte ich wie benommen. Ich weiß nicht, was mit mir los war, aber ich fühlte mich einfach nicht wohl. Ich wartete ungeduldig auf Duvals Rückkehr, doch der Tag verging, und auch der nächste, ohne dass ich etwas von ihm hörte.

Ich muss gestehen, dass mir in den letzten Tagen der Gedanke kam, alles aufzuschreiben, was mir widerfahren war. Die Versuchung war unwiderstehlich. Es war, als könnte ich aus meinem Gefängnis ausbrechen. In Paris hatte ich mir Notizbücher aus sehr feinem, aber ausgezeichnetem Papier gekauft, um darin meine chemischen Formeln und Ideen festzuhalten; ich dachte daran, sie für diesen Zweck zu verwenden. Dann ergriff mich die Angst; ich dachte lange darüber nach. Das Labor stand mir von Anfang an offen; ich ging hinein, in der Annahme, es wäre nicht schwer, ein Versteck für meine Aufzeichnungen zu finden. Ich suchte eifrig; ich zerbrach mir den Kopf, um eines zu finden. Ich durchsuchte einen Autoklaven, den größten, nach einem Platz, wo die Notizbücher hineinpassen würden; ich fand ihn: Das Gerät ruhte auf vier dicken, runden Füßen. Ich steckte meine Hand in den unteren Teil und sah, dass die Füße hohl waren, mit dem Boden verklebt, aber die Stelle, an der sie verschweißt waren, offen ließen. Ich habe es mir genauer angesehen und festgestellt, dass der Teil des Beins, der auf dem Boden stand, tatsächlich von einer Scheibe umschlossen war, die mit ihm eine Einheit bildete. Ich beschloss, mir dort ein Versteck einzurichten; ich versuchte, meine drei Notizbücher hineinzulegen, und zusammengerollt passten sie perfekt hinein; außerdem war noch etwas Schlauch übrig, und als ich sie wieder ausrollte, hatten sie genau die richtige Höhe, da sie sich beim Ausrollen an die Innenwände anpassten und nicht auf den Boden sanken.

Dann suchte ich mir einen Platz, so weit wie möglich von der Tür entfernt, am anderen Ende des Labors, um dort zu schreiben. Nachdem ich ihn ausgewählt hatte, suchte ich jeden Winkel und jede Ecke ab, um ein Guckloch oder eine Öffnung zu entdecken, durch die ich beobachtet werden könnte. Ich fand nichts Verdächtiges. Vorsichtshalber stellte ich einen Eimer mit einigen Litern Schwefelsäure unter die Tischplatte, die als mein Schreibtisch dienen sollte. Falls ich erwischt werden sollte, würde ich das Notizbuch heimlich hineinwerfen, damit es verschwand. Damit und indem ich eine Reihe von Apparaturen, Retorten und Reagenzgläsern auf der Tischplatte arrangierte, um Experimente vorzutäuschen, fühlte ich mich bestens geschützt.

Das alles hatte mich völlig erschöpft. Ich fing an dem Tag nicht an zu schreiben. Schon im Bett erschien mir alles wie Wahnsinn. Was sollte das Ganze bringen? Es würde mich nur in Gefahr bringen. Ich beschloss, nichts zu schreiben.

Ich bin spät aufgewacht. Der Gedanke ans Schreiben ließ mich nicht los. Aber ich bin sicher, dass ich ohne diesen starken Impuls, der durch etwas Beiläufiges, aber dennoch Entscheidendes in mir ausgelöst wurde, niemals zum Stift gegriffen hätte. Ich suchte im Badezimmer nach Papier, um meinen Rasierer zu reinigen. Ich konnte es nicht so einfach finden, da das Toilettenpapier weg war; ich öffnete den kleinen Schrank und nahm ein Blatt Zeitungspapier, das eines der Regale schützte; ich riss ein Stück ab, und als ich im Begriff war, den größten Teil davon auf den Boden zu werfen, fiel mir ein Textstück ins Auge, das wie ein Gedicht aussah und zwischen dem Prosatext auf der Seite lag. Wie im Trance hielt ich das Blatt näher heran und konnte diese poetische Komposition lesen:

Du bist eine grausame Saboteurin der Kolchose, Mutter;
du bist ihre erbitterte Feindin; aber da du die Kolchose
nicht liebst, kann ich nicht länger mit dir
leben.

In einer kalten und dunklen Winternacht, als du für die
Bewachung des Kolchos-Weizens zuständig warst, gingst du selbst zum
Getreidespeicher, um den Kolchos-
Weizen zu stehlen.